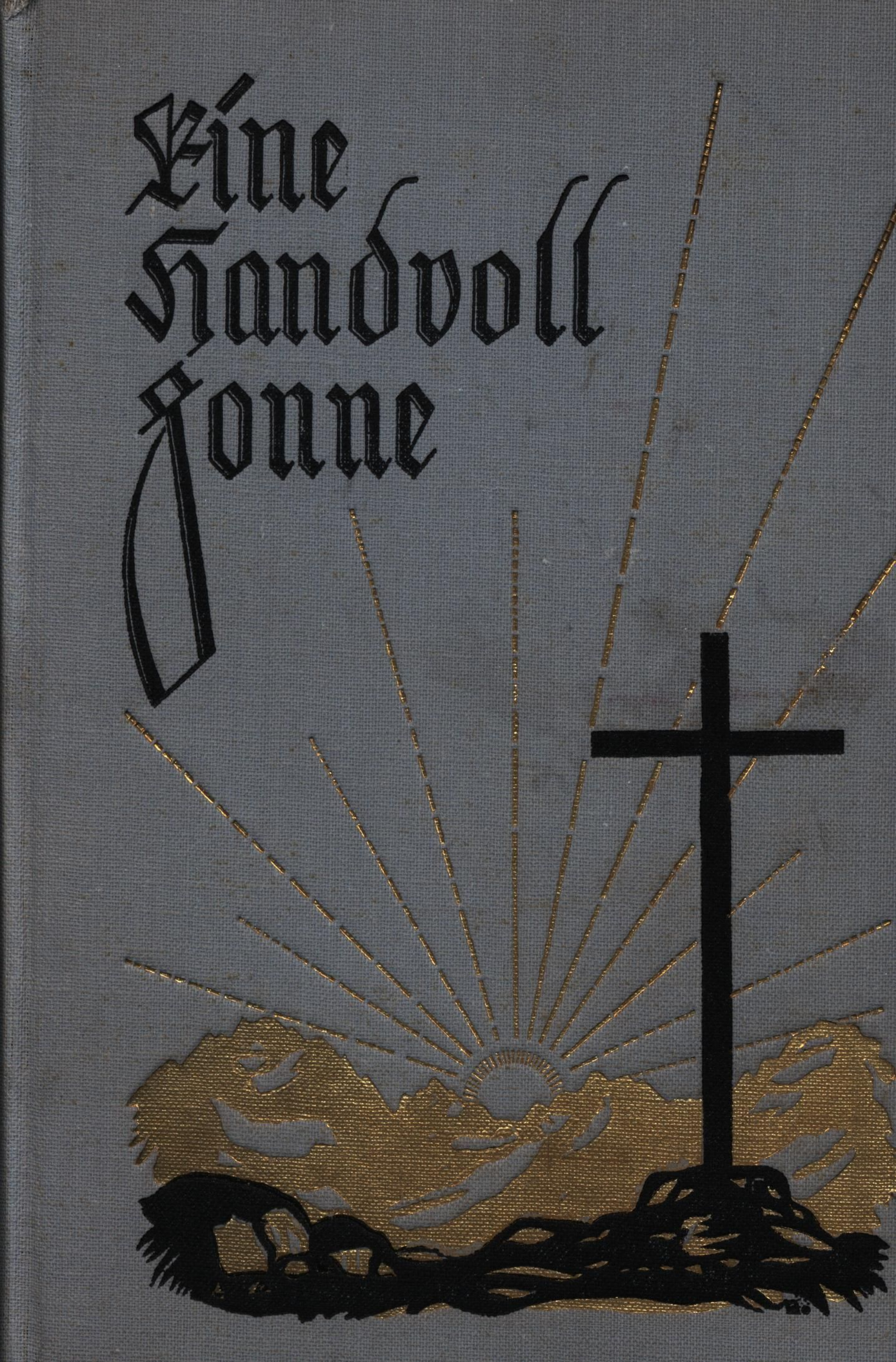

Eine Handvoll Sonne





Den lieben, verehrten Krankenschwestern zum Weihnachtsfest 1927.

K. Jahnel.



Joseph Lucas

Eine Handvoll Sonne

Eine Handvoll Sonne

Von
Joseph Lucas
Pallottiner

1.—4. Tausend

Limburg (Lahn)
Druck und Verlag der Kongregation der Pallottiner

Die kirchliche Druckerlaubnis wird hiermit erteilt

Limburg (Lahn), den 8. September 1927

Bischöfliches Ordinariat

Strieth

Imprimi potest

Limburgi ad Lahnam, die 1. Septembris 1927

Romualdus Laqua PSM.

Rect. prov.

Druck der Kongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn

1 9 2 7

Inhaltsverzeichnis

Mein Ich

Zum Geleit

Ich bilde mir nicht ein, daß dieses Buch berufen ist, eine Lücke auf dem Büchermarkt auszufüllen. Es wird nicht berichten von aufsehenerregenden Entdeckungen und wichtigen Erfindungen, nicht von weltberühmten Helden und überragenden Geistesgrößen. Es sind nur ein paar bescheidene Blümchen, die ich im Vorübergehen pflückte und meinen Freunden in treuer Liebe darbiete, damit sie an meiner Freude teilnehmen.

Für viele ist das Leben hart und sonnenarm. Als ob sie zwischen hohen, graufarbenen Mauern lebten, wo niemals ein Sonnenstrahl sich hin verirrt. All diesen Menschen möchte ich ein bißchen Sonne bringen, damit ihr Herz froh und stark werde und sie nicht verkommen in Verbitterung und Not.

Für hochstrebende Menschen, die keine Zeit zum Lesen haben, sondern sich nur rasch ein paar Gedanken erhaschen möchten in den freien Minuten zwischen zwei Pflichten;

für Menschen, die leicht mutlos und verzagt werden, weil sie das schreiende Mißverhältnis zwischen ihrem Wollen und Vollbringen nicht zu deuten und auszugleichen verstehen;

für Menschen, die sich selber unsagbar klein und unbedeutend vorkommen und fürchten, sie seien nutzlos neben so viel leuchtender Größe;

für Menschen, die auf hartem Krankenlager oder in trüben Gefängnissen sich nach einem kleinen Sonnenstrahl sehnen;

für Menschen, die allein nicht fertig werden können mit dem Leben oder wenigstens nicht den Mut haben, zielbewußt aufwärts zu streben:

für all diese habe ich mein Buch geschrieben.

Und wenn ihr Herz auch nur für ein paar Stunden froh und hoffnungsvoll aufatmet, wenn ihre Sehnen sich wieder straffen, und in ihren Augen ein tatfreudiges Aufleuchten glänzt, wenn sie die Hände sehnsüchtig nach den kleinen Sonnenstrahlen ausstrecken, die ich ihnen bringen durfte, dann ist der Zweck des Buches erfüllt.

Der Verfasser

Mein Gott



Vom Gottsuchen

Es geht ein großes Suchen durch die Welt. „All unsere Zeit ist ein Geschrei nach Gott. Wer Ohren hat, der muß das Tosen hören.“ (Schuler.) So hat einer geschrieben, der voll tiefen Sehnens und heißen Verlangens nach Klärung und innerer Heiligung sich durchzuringen suchte. Er hat in seinen Liedern all die Stimmen und Stimmchen, in denen das große Heimweh der Menschheit nach Gott sich aussprach, zu einem gewaltigen Schrei nach Gott vereint. Man kann das verstehen. Denn im tiefsten Kerne unseres Wesens liegt ja der Drang nach oben, der mit Gewalt durchbrechen will, auch wenn man Berge von Schutt darauf gehäuft hätte.

Der moderne Mensch hat ja alles getan, um von Gott wegzukommen. Mit heißer Gier hat er sich dem Diesseits zugekehrt, und er hat es kennengelernt, wie nie ein Geschlecht zuvor. Das Jenseits ist ihm dafür aber fremd geworden. Und der Erfolg? Ach, man möchte fast glauben, Jeremias habe unsere Zeit gemeint, als er die Menschen mit einem kurzen Worte kennzeichnete: „Sie haben den Kot umarmt.“ So bitter auch der Humor ist, der aus diesem Worte spricht, so wahr und treffend ist er.

Aber die Sehnsucht nach Gott läßt sich nie und nimmer ersticken im Erdenstaub. „Und sooft die Überkultur im eigenen Ekel sich erbricht, sooft die Menschheit ihre weltlichen Bestrebungen und stolzen Erfolge wieder in große Katastrophen zusammenbrechen sieht, wird die Sehnsucht wach nach solchen Zuständen, die Jesus mit dem Worte „Das Reich Gottes“ bezeichnet hat.“ (Rosegger.)

Ich weiß, daß du nicht einer von denen bist, die im Diesseits ihre Ideale vergraben haben. Andererseits aber magst du auch nichts von jenen wissen, die in sogenannten Gottsucherzirkeln sich zusammengeschlossen haben, um ihr religiöses Leben innerlich zu vertiefen. Du willst in der bequemen Mitte gehen, den Blick und das Herz halb dem Himmel, halb der Erde zugewandt.

Und doch mußt auch du ein wahrer Gottsucher werden, um deinen Schöpfer „mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, als allen Kräften“ lieben zu lernen. Du siehst mich erstaunt an, als wolltest du sagen: „Wenn ich meinen Gott im Glauben schon gefunden habe, was brauche ich ihn dann noch zu suchen? Das mögen jene tun, die ihn nicht kennen oder ihn verloren haben.“ — Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Gottsuchen und Gottsuchen. Die einen müssen ihn suchen, um ihn überhaupt zu finden, damit die Strahlen des göttlichen Lichtes auf sie niederfallen, und sie nicht weiter im Dunkel der Nacht umhertappen, ohne Weg und ohne Ziel. Sie sehnen sich nach dem Licht, um aus Zweifelsqualen befreit zu werden, um zu erkennen, wohin das Leben sie führt und führen muß.

Aber auch jene, die von frühester Kindheit an im Lichte des Glaubens wandelten, müssen Gottsucher sein.

Oder weißt du nicht, daß Gott unendlich groß ist und tief, unendlich schön und vollkommen, unendlich reich und stark? Und daß du nimmer an ein Ende gelangen könntest, und würdest du eine ganze Ewigkeit hindurch stets neue Schönheiten an ihm entdecken? Was Engel- und Menschenverstand erkennen, was geschaffener Wille nur immer fordern und ein Menschenherz nur wünschen mag, im unendlichen Meere göttlicher Vollkommenheit kannst du es finden, und immer bliebe noch eine Unendlichkeit übrig, die du nicht fassen könntest.

Das Gottsuchen ist eigentlich eine Ewigkeitsarbeit, die hienieden schon eingeleitet werden muß. Wer dürfte behaupten, er kenne Gott, er habe ihn gefunden! Nur Wahnsinn könnte so reden. Was wir von ihm sehen und wissen, das ist nur der leuchtende Saum seines Gewandes, es ist nur ein schwaches Fünklein, das aus unendlichen Fernen zu uns herüberleuchtet.

Wir müssen alle Gottsucher sein. Denn sonst bleibt unser ganzes Gotterkennen und Glauben nur ein bißchen Oberfläche, etwas, das unser Leben unmöglich in seinen Tiefen erfassen und durchdringen kann. Wie ließen sich sonst auch die klaffenden Widersprüche verstehen, die in unserem Leben mit hellem Aufruhr gegen Gott und sein heiliges Gesetz stehen! Wahre Gottsucher streben danach, Gott immer mehr kennenzulernen durch Glaube und Liebe, um das göttliche Ebenbild in ihrer Seele weiterzubilden, um tiefer und tiefer in die Gesinnungen Gottes hineinzuwachsen. Immer näher zu Gott, immer mehr zur Verähnlichung mit ihm zu gelangen, das müßte das große Ziel unseres Lebens sein und bleiben. Dahin weist uns ja auch das Paulinische Wort, das uns mahnt, aus dem Glauben zu leben.

Wir müssen Gott suchen gehen. Dadurch, daß wir unser Glaubensleben aus den Fesseln der Oberflächlichkeit und Schablone herausheben und hineintauchen in die Gluten des göttlichen Lebens. Wir brauchen nicht zu fürchten, in dieser Richtung zuviel zu tun. Es wird uns ergehen, wie dem Manne der Wissenschaft, vor dessen Augen das Forschungsfeld sich immer mehr weitet, je tiefer er eindringt; wie dem Kinde, das auf bunter Frühlingswiese immer schönere Blumen entdeckt, je mehr es davon pflückt.

Nein, wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir uns Gott zu sehr nähern. Im Gegenteil, je näher wir zu ihm kommen, desto klarer und deutlicher wird unsere Ohnmacht und Kleinheit sich offenbaren. Wir sind ja nicht mehr als der kleine Tropfen am Eimer, als das feine Stäublein, das, vom Winde getrieben, durch die Wüste fegt. Und es ist gut für uns, wenn wir uns ganz klein fühlen. Damit ist der erste Schritt zu Gott getan. Erst müssen wir klein werden; dann wird der große Gott selber kommen, uns an der Hand nehmen und zum Lichte führen.

„Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht,
ich schrie empor und bettelte ums Licht.
Da, wie ich weinend bin zurückgegangen,
faßt's leise meine Schulter: Ich bin hier,
ich habe dich gesucht und bin bei dir.
Und Gott ist mit mir heimgegangen."

Schuler

Tiefer — —

Gottsuchen ist die schönste und notwendigste Aufgabe unseres Lebens. Seine Seele fern von Gott wie in eisigem Dunkel schmachten lassen, das wäre eine unverantwortliche Torheit. Und ein großes Unglück. Ein viel größeres als alles andere, was wir Unglück nennen. Darum hemme den Flug deiner gottsuchenden Seele nicht, sie müßte sonst gewiß verkümmern. Und wenn du glaubst, sie könne nicht mehr so leicht emporsteigen, weil irdische Schwere allzusehr auf ihr lastet und sie an den Boden fesselt, so schüttele mit heiliger Gewalt den Erdenstaub ab, und dann gehe mit deiner armen, heimwehkranken Seele auf die Suche nach Gott.

Wer ihn sucht, wird ihn finden. Er hat es gesagt, daß er sich finden lassen will von allen, die mit redlichem Bemühen ihn suchen. Und sie werden tiefer und tiefer hinabsteigen in die ewigen Schätze des Unendlichen und dort das Glück erlangen, das ihre Seele so heiß ersehnt. Oder meinst du noch, man könne glücklich werden ohne Gott?

Soll aber das Verhältnis zu unserem Herrgott uns wahrhaft beglücken, dann darf es nicht an der Oberfläche haften bleiben. Es muß hinabgehen bis in den Kern unseres Wesens. Es täte mir leid, wenn du

deine Pflicht Gott gegenüber schon erfüllt sähest in der Verrichtung von einigen Gebeten, die jedoch ebenso-wenig Spuren in deiner Seele hinterlassen wie das leichtgleitende Boot in den weichen Wellen eines Alpen-sees. Es ist nicht recht, seinem Herrgott nur einige bestimmte Minuten zu schenken mit der unbewußten oder auch ausgesprochenen Absicht, zu anderer Zeit nicht mehr an ihn zu denken, seine Arbeit und Unter-haltung völlig unbeeinflußt von ihm zu lassen. Denn auf diese Weise kommt es, daß so viele Menschen eigent-lich nur am Sonntag christlich sind, solange sie in der Kirche weilen, sonst aber nach Grundsätzen handeln, die ebensogut ein Heide zu den seinigen machen könnte. Und sich vielleicht noch schämen würde, danach sein Leben einzurichten.

Es ist unrecht, seine Gottesverehrung nur auf einige Übungen zu beschränken, die man loslöst aus dem großen Gefüge seines Lebens, um mit einem Seufzer der Erleichterung und einem frohen Aufatmen feststellen zu können, man habe nun seine Pflicht Gott gegen-über voll und ganz getan, er müsse mit uns wirklich zufrieden sein. Denn wenn wir in unserem Dasein so gut wie in unserem Weiterbestehen ständig von ihm ab-hängig sind, wenn jeder Augenblick ein Geschenk aus seiner Hand ist, dann müßte auch das Gefühl der Zu-gehörigkeit zu ihm uns allezeit durchdringen. Dazu genügt es aber nicht, zu bestimmten Zeiten bestimmte Gebete zu verrichten — obwohl das ja auch getan werden soll und muß —, sondern immer und überall müßte der Gedanke an Gott mit uns gehen. Nicht so, daß wir ausdrücklich an ihn denken, — denn das hielten auch die besten Nerven nicht aus, — sondern mehr in

einem unbewußten Gefühl der Gegenwart Gottes, in einer frohseligen Gewißheit, daß unser Gott immer und überall an unserer Seite ist, daß wir ihn in unserem Herzen tragen. So ähnlich, wie wenn das Kind bei Vater und Mutter ist. Es braucht nicht zu plaudern, es mag stundenlang stillschweigen; aber es fühlt sich doch glücklich, weil es weiß, daß der Vater, die Mutter bei ihm sind.

Für unsere persönliche Gottesverehrung brauchen wir nicht erst eine bestimmte Zeit festzusetzen, Gott nicht zuerst aufzusuchen, als ob er in weiten Fernen von uns wohnte. Er ist ja bei uns. Seine Gegenwart umweht uns, sein Odem belebt uns, seine Kraft hält uns, seine Hand trägt uns. Niemand ist uns so nahe wie er. Denn „in ihm leben und bewegen wir uns, in ihm sind wir“.

Über allem, was ich tu,
stehst du.
Du hast dein Haupt auf die Berge gelehnt,
und deine rufenden Augen
schauen über das Land,
das vor dir kniet
und im Morgenglanz und Abendduft dir opfert.
Kein Halm regt sich, von dem du nicht weißt . . .
— — — — — — — — — —
Du reißt mich in deine Stille hinauf,
mein Herz hältst du wie einen verflogenen Vogel,
du legst ihm die Flügel zurecht,
leise,
du weist ihm einen neuen Flug,
und über ein Kleines
fängt das Vögelchen an zu zwitschern und fliegt.
Über allem, was ich tu,
stehst du.

Lucie Rohmer-Heilscher

Dieses Bewußtsein schafft in unserer Seele eine sogenannte Gebetsstimmung, ein leises Schwingen von übernatürlichen Klängen, eine gewisse Leichtigkeit, sein Wesen auf Gott einzustellen. Die Seele wendet sich zu ihm, so wie die Blume sich der aufgehenden Sonne zukehrt. Und die selbstverständliche Folge dieser Einstellung wird dann ein herrliches Wachsen und Blühen unseres religiösen Lebens sein. Denn aus dieser Stimmung strömen wie von selbst kurze Gebete und Unterredungen mit Gott. Dann wird auch an uns wahr, was einmal ein Schriftsteller von einem Priester gesagt hat: „Er sah immer aus, als käme er vom Beten." Diese Gebetsstimmung wird auch unser ganzes Leben durchdringen, es in seinen Tiefen erfassen, sie wird standhalten in Freud und Leid, in Trauer und Jubel, auf sonnenerleuchteten Pfaden und auf harten Kreuzwegen. Und wenn dieses heilige Gotterfülltsein uns erfaßt, braucht unsere Seele auch nicht mehr zu beten in vorgesagten Formeln, sondern sie wird beten und jubeln und singen, so wie es aus den Tiefen ihres Innenlebens heraufsteigt.

Auf diese Weise wird man auch Gott näherkommen. Dann wird unsere Seele wie ein Dürstender vor ihm stehen, um ganz beglückt seine Gaben entgegenzunehmen. Leider, leider wissen so viele Menschen nicht, wie reich die Seele durch den Verkehr mit Gott wird. Daher auch so viel Oberflächlichkeit und Schablone in unserem religiösen Leben, daher so viel Dürre und Leere. Wir sind wie Menschen, die an frischsprudelnden Quellen verdursten.

Laß deine Seele nicht verschmachten im heißen Wüstenbrand des Lebens. Dein Gott ist dir ja so nahe.

De profundis

Man hat schon oft gesagt, daß wir uns hienieden im Lande der Verbannung befänden. Fremdlinge sind wir, die nach kurzem Erdenwallen die Welt wieder verlassen müssen. Himmelslicht und Erdenstaub haben sich vereinigt, um unser Wesen zu bilden. Darum auch das Zwiespältige in uns, das uns nicht zur Ruhe kommen läßt. Der Staub zieht uns ewig herab ins Irdische, Gemeine, das Licht aber drängt nach oben, von wo es gekommen ist. Wir alle empfinden, daß viel Großes und Edles und Schönes in unserem Innern nach Befreiung und Erlösung ruft, weil es sich gebunden fühlt durch die Fesseln der Selbstsucht, durch erdhafte Kurzsichtigkeit und Enge. Die Seele will ihren Höhenflug antreten und muß dabei vielleicht erleben, daß sie mit jedem Tage fester gebunden wird in starrer Verknöcherung und Vereisung im Diesseitigen. Und doch lebt in ihr ein starkes Heimweh nach Gott und ewigem Glücklichsein in seiner Nähe.

Wir alle fühlen das Elend, das in den Tiefen uns gebannt hält. Und die Sehnsucht schreit hinauf zu Gott. „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Gott, Herr, erhöre meine Stimme!“ Diese Sehnsucht lebt in jedem Menschen, wenn sie auch in jeder Seele anders sich äußert.

Bald klingt sie weich und flehend, bald in ernsten, eindringlichen Bitten. Zuweilen ist sie wie der schrille Aufschrei ungebändigter Leidenschaften; dann wieder macht sie sich Luft in bitteren Tränen. Bei den einen steigt sie frohgemut hinauf zum Himmel, jubelnd gleich der frohen Lerche im Sonnenlicht; bei den andern liegt sie gebrochen am Boden, weil das eigene Ungenügen sie fast zerschmettert. Heute geht sie vertrauensvoll zu Gott wie das Kind zu Vater und Mutter; morgen aber wagt sie kaum noch zu atmen unter dem Schutt der Sünden, die sie zu ersticken drohen.

Aber die Sehnsucht ist da und ruft nach Erlösung. Und läßt sich nicht totschlagen. Und wollte man sich auch die Ohren zuhalten, ihr Ruf dränge durch, weil er hinauf muß zur eigentlichen Heimat, zu Gott. Man kann sie wohl zu vergessen suchen, aber niemals wird es gelingen, sie zu töten. Selbst der Gotteshasser Nietzsche, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, sich selbst und seine Mitmenschen von dem alten Glauben und vom Herrgott loszureißen, der auch schon mehr als einmal triumphierend ausgerufen hatte, der alte Gott sei tot, er brachte diese Sehnsucht nicht zum Schweigen, weil man sie eben nicht zum Schweigen bringen kann.

Die Krähen schrei'n
und ziehen schwirren Flug's zur Stadt;
bald wird es schnei'n —
wohl dem, der jetzt noch eine Heimat hat.
Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach, wie lange schon!
Was bist du, Narr,
vor Winters in die Welt entfloh'n?
Die Welt — ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!

Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends Halt.
Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.
Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogelton! —
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!
Die Krähen schrei'n
und ziehen schwirren Flug's zur Stadt;
bald wird es schnei'n —
weh dem, der keine Heimat hat!

Arme Menschen, die keine Heimat haben! Und trotz ihrer blutenden Sehnsucht nach dieser Heimat nicht glauben wollen, daß jemals eine Wirklichkeit dieser Sehnsucht entgegenkommt und ihnen Erfüllung aller Wünsche bringt.

Unsere Heimat ist bei Gott. Im Himmel. Das ist die Antwort auf die Frage: „Wo findet die Seele, die Heimat, die Ruh?" Kommen wir nicht zu Gott, zu unserer wahren Heimat, dann ist unser ganzes Leben verpfuscht, und es endet mit einer großen Bankerotts-erklärung. Und daher wollen wir immer wieder unser frisches, klares Bekenntnis an eine schöne Zukunft bei Gott in unser Leben hineinstellen mit der heißen Bitte:

„Herr, hilf meinem schwachen Glauben, damit ich sehend werde!"

Ist dieser Glaube stets lebendig, dann kommt das andere von selbst. Mit Entrüstung werden wir den Wust der Sünde aus unserem Herzen werfen und zu Gott hintreten mit den Worten des verlorenen Sohnes: „Ich habe gesündigt wider den Himmel und wider dich!"

Dann werden wir froh leben wie ein Kind, weil wir wissen, daß nun kein Berg mehr liegt zwischen unserer Seele und unserem Herrgott. Dann werden wir das Leben nehmen so, wie der Herr es schickt; denn es lebt alsdann in uns die tiefe, beglückende Überzeugung, daß uns alles aus seiner gütigen Hand kommt.

Mag alsdann auch die Reise weit und beschwerlich sein; sie geht doch zur Heimat. Und es wird uns zumute sein wie einem Kinde, das von weitem den trauten Schein des heimischen Lichtes erblickt und liebe Heimatklänge vernimmt. Jauchzende Hoffnung wogt durch unsere Brust, weil wir bald daheim sind bei Gott, wo Leid und Kummer zu Ende sein werden. Die Wogen des Glückes werden über der zitternden Sehnsucht zusammenschlagen, und an ihre Stelle werden restlose Wonnen treten. Und aus unserem frohen Herzen wird der Jubelruf steigen:

Endlich, endlich zu Haus!

Und dann wird die große Ruhe in die Seele kommen.

Auf dem Wege zum Himmel

Es ist durchaus nichts Besonderes, wenn ich hinter all dein rastloses Arbeiten und Mühen und Leiden und Entsagen die Frage setze: „Wozu das alles? Wo willst du eigentlich hin mit deinem Leben?“ Denkende Menschen haben sich von jeher diese Fragen gestellt. Nur der geistlose, oberflächliche Genuß- und Sinnenmensch fragt nicht nach dem tieferen Sinn des Lebens. Er nimmt es, genießt es und wirft es weg, wie es ihm eben paßt. Aber ernste Menschen konnten sich damit nie beruhigen. Sie gruben mehr in die Tiefe, um das Leben an seinen Quellen nach dem letzten Sinn zu befragen. Denn sie wußten nur zu gut, daß der Mensch mit seinem überragenden Geiste, mit seinem weltweiten Sehnen, seinem unruhvollen Ringen und Streben unmöglich wie Stein und Gras oder auch wie das höher stehende Tier im Stoffe untergehen dürfe.

Oft schon wurde jene Frage gestellt seit dem Tage, da sie zum erstenmal in einem Menschenverstand auftauchte und von Menschenlippen ausgesprochen wurde. Von Menschen, die das ganze Wissen ihrer Zeit beherrschten und von strebsamen Schülern zu den Füßen des Meisters, von den Führern des Volkes und von einfachen, schlichten Menschen, die ehrlich nach der

Wahrheit suchten. Und sooft diese Frage auch gestellt wurde: alle horchten auf und lauschten mit bebendem Herzen auf die Antwort; denn es war eine Frage, die sie alle anging, mehr als das Brot, das sie aßen, mehr als die Luft, die sie atmeten.

Als dann aber die Antwort kam, schüttelten sie die Köpfe, und der Zweifel fraß weiter in ihrer Brust, und sie sagten: „Nein, das ist die Antwort nicht auf die brennende Sehnsucht in meinem Innern. Mein Herz bleibt hungrig und durstig. Nein, es muß etwas ganz anderes sein, das all das leise Wünschen in meinem Herzen stillen kann; es muß eine Wirklichkeit geben, die den herrlichen Träumen meiner Seele entspricht. Aber wo ist diese schöne Wirklichkeit, wer kann sie mir zeigen, wer wird mich führen in das Land, wo das letzte Ziel all meiner Sehnsucht steht?"

Jahrtausende hat die Menschheit vergebens nach der Antwort gesucht. Einer nur vermochte sie zu geben. Und so zu geben, daß sie dem forschenden Geiste genügen konnte. Er durfte sie geben, weil er alle Weisheit besaß und selber aus dem Lande der Wahrheit stammte: Jesus Christus. Er hat allem unruhigen Drängen das rechte Ziel gegeben und den sicheren Weg dorthin gezeigt. Dafür können wir ihm gar nicht dankbar genug sein. Denn nun ist unser Leben kein planloses Hin- und Herjagen mehr, kein zielleeres Hinaussteuern in unbekannte, gefahrvolle Meere, kein Sehnen mehr ohne Erfüllung, kein Träumen mehr ohne Wirklichkeit. Nun wird es ein frohes Arbeiten und kraftvolles Ringen um die Palme, ein opferstarkes und wagemutiges Ansichreißen der Krone.

Das letzte Ziel unseres Lebens ist der Himmel. Er

ist die Erfüllung all unserer edelsten und höchsten Wünsche und Hoffnungen. Von dort stammt unsere Seele, und sie wird nimmer Ruhe finden, bis sie dort wieder bei Gott ihre ewige Heimat findet.

Ohne Zweifel suchen alle Menschen das Glück. Und wenn du irgendeinen der vielen, die so rastlos durch das Leben jagen, festhalten und fragen würdest: „Wo gehst du hin?“, so müßte er dir sagen: „Ich gehe den Weg meiner Sehnsucht.“ Wohin dieser Weg nun führt, weiß er vielleicht selber nicht. Denn nicht alle gehen denselben Weg. Sie spüren in sich nur das Verlangen nach einem Glück, das den heißen Hunger ihres Herzens stillen könnte.

Diese Sehnsucht, dieses Heimweh nach dem Glück hat einen außerordentlich großen Einfluß auf unser Leben und Wirken. Denn es peitscht die Kräfte auf zum Handeln und bringt auch das letzte Quentchen von Tatwille zur Auslösung, ganz gleich wie dieses Ziel auch heißen mag. Bei dem einen ist es der Besitz, bei dem andern Ehre und Erfolg oder Kenntnis und Wissen. Aber es ist ganz sicher, daß diese Dinge den Schrei des Herzens nach Glück nicht beschwichtigen können. Denn sie sind süßlächelnde Betrügerinnen, sie tragen nur die täuschende Hülle des Glückes; tritt man aber näher an sie heran, greift man nach ihnen in bebendem Glücksverlangen, so sieht man sich schmerzlich getäuscht.

Nein, sie haben noch niemals ein Menschenherz glücklich gemacht. Und mochte man ihm davon geben, soviel man wollte, es schrie laut und stürmisch nach mehr. „Höher muß ich und höher, mehr verlange ich, noch viel mehr. Was soll mir der Besitz, wenn ich damit doch nicht froh werden kann und ihn bald verlassen muß?

Was nutzt mir das Wissen, wenn alles doch nur armseliges Stückwerk ist, und jeder neue Schritt zur Erkenntnis mich vor neue Rätsel stellt? Was nutzen mir Ehre und Ansehen, wenn das Meiste davon nur Lüge und Trug ist?" All diese Güter sind schön und verführerisch, solange sie noch vor einem hergaukeln, und man sie in ihrem tiefsten Wesen noch nicht erkannt hat. Aber sie werden einen denkenden Menschen niemals befriedigen können. Dafür sind sie doch zu nichtig. Und das Menschenherz ist viel zu groß und seine Sehnsucht viel zu weit.

„Wie schön war diese Welt gestaltet,
solang die Knospe sie noch barg,
wie wenig, ach, hat sich entfaltet,
dies Wenige, wie klein und karg!"

Es lebt in jedem Menschenherzen ein tiefes Heimweh. Und hier auf Erden gibt es nichts, das es stillen könnte. Es ist nicht das gewöhnliche Heimweh, jenes Gefühl von Verlassenheit und Fremdheit, von Kälte und Wundsein an der Seele, das man empfindet, wenn man fremde Menschen und Dinge um sich sieht, wenn Menschen kalt und hart einem begegnen, und wir doch so gerne lieben und geliebt werden möchten. Es kann werden wie ein glühender Brand, der das Innerste der Seele verzehrt und sie nicht zur Ruhe kommen lassen will, bis man wieder in die guten Augen des Vaters schauen darf und die treusorgende Mutterliebe um sich fühlt. Das andere Heimweh pocht und fordert meistens nicht so laut und heftig, sondern äußert sich mehr wie ein stillglühendes Feuer. Der hl. Augustinus hat ihm Ausdruck verliehen mit dem bekannten Worte: „Du hast uns für dich erschaffen, o Gott, und unruhig bleibt

unser Herz, bis es ruhet in dir." Aus Gottes Hand ist unsere Seele hervorgegangen, er ist der Vater, bei ihm ist die Heimat, und darum muß die Menschenseele sich auch nach ihm, dem Vater, und nach dem Himmel, der Heimat, sehnen. Gib ihr alles, was du willst, immer bleibt ein Restverlangen zurück, und immer wird sie sagen: „Nein, das ist das Glück noch nicht." Das kommt von der großen Sehnsucht in unserem Leben. Sie ist der Seele angeboren. Sie wirkt von innen und kann nicht verlorengehen, weil Gott sie hineingelegt, und weil sie letzten Endes ein Teil der göttlichen Wahrheit ist.

Diese Sehnsucht ist ein unschätzbarer Reichtum. Wohl den Menschen, die sie unversehrt in ihrer Brust tragen, die mit einem Blicke auf den Himmel ihren Berufsarbeiten nachgehen! Sie dürfen wahrhaftig mit Stephanus sagen: „Ich sehe den Himmel offen." Darum werden sie auch unter dem Steinregen von Kreuz und Leid nicht kraftlos und verzagt zusammensinken; sie werden wohl straucheln, vielleicht auch fallen, aber nicht liegenbleiben, weil sie wissen, daß sie in den Himmel müssen. Glücklich die Familien, wo solche Männer und Frauen wohnen! Es ist, als ob sie durch das Dunkel der Nacht eine starke Lichtquelle trügen, die ihren Lebensweg erhellt.

Diese Sehnsucht und die daraus hervorbrechende Sicherheit des Glückes im Himmel ist ein wunderbarer Talisman. Menschen, die von ihr ganz erfüllt sind, werden über Schlangen und Basilisken schreiten und durch den Staub gehen, ohne daß sie Schaden leiden. Sie gleichen dem Sonnenstrahl, dessen Reinheit unversehrt bleibt, auch wenn er in Schmutzlachen leuchtet.

Und sie werden froh sein wie Kinder, die an der Hand des Vaters der Heimat zuwandern.

„So darf ich ohne Ende
gehn durch ein heilig Land . . .
des lieben Gottes Hände
halt' ich in meiner Hand."

Wenn doch alle Menschen den Himmel offen sähen! Doch leider blicken zu viele nur auf die Erde, auf das Nächstliegende, auf das Niederdrückende und Lästige, auf das Sinnliche und Gemeine. Und darum ist auch ihr Denken und Reden so erdhaft und klein, darum ist ihr Gesichtskreis so eng, darum geht es ihnen wie einem gefangenen Vöglein, das mit einer Schnur an die Erde gebunden ist.

Die Seele will hinauf, zum Himmel. Laß ihr daher freien Flug, kette sie nicht an die Erde. Der Himmel ist unsere Heimat, dort wohnt das Glück.

„Immer in die Melodien
schleicht der eine Klang sich ein:
nach der Heimat möcht' ich ziehen,
in das Land voll Sonenschein."

Gott und ich

„Mutter, da nichts verlorengeht, wohin gehen denn unsere Gedanken und Wünsche?“ fragte ein kleiner Junge seine Mutter, als er aus der Schule kam.

„Sie gehen alle in das Gedächtnis Gottes, wo sie verbleiben für immer.“

„Für immer?“

„Ja, Kind, für immer.“

Der Kleine senkte nachdenklich den Kopf, klammerte sich dann wie in plötzlicher Furcht an die Mutter an und flüsterte: „Mutter, ich fürchte mich!“

Vielleicht hatte dieser Junge kein gutes oder ein solch zartfühlendes Gewissen, daß er Kinderfehler für große Vergehen ansah. Aber man kann sich den Fall auch umgekehrt denken. Und ich erinnere mich an ein Kind, das am Sonntag nach einer Predigt über die Allgegenwart Gottes beim Heimgehen mit glücklichem Lächeln sagte: „Mutter, wie bin ich froh, daß der liebe Gott alles weiß!“

Wie du nun sagen würdest, weiß ich nicht. Aber ich kann mir leicht vorstellen, daß du das eine oder andere wähltest, jenachdem du eben zu deinem Herrgott stehst. Wer in seinem Innern häßliche Dinge zu verbergen hat, die er nicht an das Tageslicht und erst recht nicht unter

die Augen des allsehenden Gottes getragen haben möchte, hat wohl Grund zu sagen: „Ich fürchte mich.“ Steht einer aber da im hochzeitlichen Gewand als echtes Gotteskind, so wird er auf jene Frage in seinem Innern jauchzend antworten: „Ich freue mich.“

Ein seltsamer Gedanke: Gott und ich. Nein, nicht seltsam, sondern groß, machtvoll und erhebend, niederwuchtend und erschütternd zugleich. Wer ist Gott, und wer bin ich? Man findet auf Bildern zuweilen Riesenmenschen mit Zwergen zusammengestellt und staunt über die gewaltigen Unterschiede. Aber was bedeuten sie in letzter Linie gegen den Unterschied zwischen Gott und Mensch? Ein armseliges Nichts. Und käme ich der Sache näher, wenn ich den Gaurisankar, den höchsten Berg der Erde, mit seinen 7114 Metern neben einen kleinen Maulwurfshügel stellte? Ebensowenig. Es sind lächerlich kleine Unterschiede. Und wenn ich alle Berge der Erde mit Riesenfäusten zu einem himmelragenden Berge aufeinandertürmen könnte, so ständen auch er und der Maulwurfshügel sich unendlich näher als Gott und ich. Denn hier steht eine Unendlichkeit einem Nichts gegenüber.

Gott und ich. Wie soll ich seine Größe nur messen? Menschliche Maßstäbe reichen dazu nicht aus. Und ich dürfte wagen, gegen ihn trotz meiner Kleinheit mich aufzulehnen? Die ganze Welt müßte in ein helles Gelächter ausbrechen beim Anblick eines gegen seinen Gott sich empörenden Menschen. Es müßte ihr vorkommen wie der tolle Größenwahn eines armen Irrsinnigen.

Gott und ich. Es gibt so viel Wissen und Können auf der Welt. Und die Menschen sind sehr stolz darauf, obwohl sie ebensowenig Grund dazu hätten wie der

ABC-Schütze, dem es zum erstenmal gelungen ist, ein steifes „i" auf seine Schiefertafel zu malen. Aber wenn die Menschen dieses bißchen Wissen und Können noch anwenden wollen, um den Thron Gottes zu stürmen, dann kommen sie einem vor wie ein Einfaltspinsel, der mit einem hölzernen Messer am Kölner Dom säße, um dessen Fundamente zu unterhöhlen. Aber der käme am Ende doch noch ans Ziel, wenn er Zeit und Geduld genug besäße, um seine Arbeit zu vollenden; gegen Gottes Macht und Können jedoch vermögen auch Jahrtausende und Jahrmilliarden nicht das Mindeste.

Gott und ich. Man trifft zuweilen Leute, die eine erstaunliche Menschenkenntnis besitzen. Und wenn ihr Auge prüfend auf einem ruht, glaubt man, sie würden einem bis ins Herz hinabschauen, und als müßte man mit beiden Händen es zuhalten, um den Durchblick zu hemmen.

Das Auge des allsehenden Gottes aber wird hinabtauchen bis in die letzten und verborgensten Tiefen und hineinleuchten wie der hellste Sonnenstrahl. Du magst alle Erfahrungen, alles kluge Verstehen von allen Menschen zusammenwerfen, gegen Gottes Wissen und Verstehen bleibt es nur eine hilflose Stümperei. Gott schaut in die Abgründe, er sieht alles; wir sehen nur das Äußere, den Schein. Gott kennt meine Vergangenheit, er kennt meine Gegenwart und Zukunft, er kennt meine Gedanken, meine Wünsche, meine Hoffnungen; er kennt auch die kleinsten Einflüsse, die mein Wesen, mein Denken, mein Reden und Handeln bestimmten und bestimmen werden. Er weiß eben alles. Und er weiß es mit unfehlbarer Sicherheit. Und seinem Gedächtnis wird es niemals entfallen.

Und der Mensch tappt an den Dingen vorbei wie ein Halbblinder, dem es vergönnt ist, wenigstens in großen Umrissen die Dinge der Erde und einen leuchtenden Schimmer von der Ewigkeit aus der Ferne zu erblicken.

Gott und ich. Und ich stehe da vor meinem Herrgott wie die verkörperte Abhängigkeit und doch wieder verantwortlich für die Werke meines freien Willens. Nichts, aber auch nichts gehört mir ganz allein. Jeder Gedanke, der durch meinen Geist fliegt, jeder Wunsch, der in meinem Herzen sich regt, jedes Wort, das von meinen Lippen kommt, jede Tat, die ich vollbringe, jede Unterlassung, die eine häßliche Lücke in mein Leben reißt: sie haben einen stummen Zeugen, der alles weiß und alles sieht und alles kennt bis in die verborgensten Beweggründe, dem man nichts verbergen kann: den großen, allwissenden, allgegenwärtigen Gott.

Und nun schaue ihm in die Augen, frei und offen, und sage ihm aus innerstem Herzen: „Lieber Herrgott, ich freue mich, daß du alles weißt."

Oder würdest du lieber dein Haupt schuldbewußt verhüllen vor dem Feuerblick des Allsehenden und Allheiligen und klopfenden Herzens bekennen: „Lieber Herrgott, ich fürchte mich?"

Dann komme und schließe wieder Freundschaft mit ihm.

Nach innen

Herbststimmung liegt über der Welt. Tod und Verwesung haben überall die Spuren ihrer traurigen Arbeit hinterlassen. Unter dem öden Grau der Natur und der weißen Schneedecke schlummert nur leise die Hoffnung. Kein Blümchen mehr lockt uns hinaus auf den Anger, kein munterer Vogelgesang zwingt zum Stillstehen und Aufhorchen, kein warmer Sonnenstrahl lächelt uns Freude zu. Wir hüllen uns fröstelnd in warme Kleider, eilen, so rasch wir können, nach Hause, wir ziehen uns aus der äußeren Welt zurück in unser kleines, stilles Heim.

Es ist darum ein Beweis für die Anpassungsfähigkeit der Kirche an die Natur und die Menschenherzen, wenn sie gerade in dieser Zeit uns auffordert, Ernst zu machen mit der Besserung, alle Lauheit und Gleichgültigkeit abzuschütteln, die Gedanken von den Freuden der Welt abzulenken und sie auf die großen Geheimnisse des hl. Glaubens zu richten. Sie will, daß wir uns einmal mehr mit uns selbst und unserer armen Seele beschäftigen, daß wir uns zurückziehen von der Welt und mehr innerliche Menschen werden.

Im allgemeinen kann man nicht sagen, daß wir heutige Menschen an einem Übermaß von Innerlichkeit

leiden. Wir sind im Gegenteil fast ganz auf das äußere Tun eingestellt. Es kümmert uns wenig, wie wir *sein* sollen, umsomehr aber, was wir *tun* wollen. Wenn nur viel getan wird, was andern Menschen auffällt, von ihnen besprochen, bewundert und gelobt wird, glaubt man, seine Aufgabe auf der Welt erfüllt zu haben, ob auch das Innenleben dabei zugrunde geht.

Irgendwo las ich einmal eine sinnige Legende von einer Frau, die vor das Gericht Gottes kam, um den Lohn für ihre Taten zu erhalten. Natürlich fest überzeugt, daß der liebe Gott sie gut aufnehmen würde, weil sie sich ihres Wertes wohl bewußt war. Aber sie hatte sich doch sehr getäuscht. Denn als sie vor dem lieben Gott stand, fragte dieser: „Wer bist du?"

„Aber, lieber Gott, kennst du mich denn nicht?" entgegnete sie erstaunt.

„Nein, ich kenne dich nicht."

„Du mußt mich doch kennen, lieber Gott. Denn am Sonntag habe ich immer viel in Vereinen gearbeitet und habe Vorträge gehalten, am Montag habe ich die Blindenanstalt besucht, am Dienstag war ich im Vorstand des Vereins zur Hebung weiblicher Dienstboten und beim Wohltätigkeitstee, am Mittwoch wurde für die Mission gearbeitet, am Donnerstag hatte der Elisabethenverein Sitzung, am Freitag war Vorbereitung für den Bazar, und am Samstag arbeitete ich in der Volksküche. Da mußt du mich doch kennen, Herr."

Aber der Herr schüttelte den Kopf und sagte:

„Das mag sein; aber jedesmal, wenn ich zu dir kommen wollte, warst du nicht zu Hause, ich kenne dich nicht."

Und die Anwendung?

„Der liebe Gott besucht uns oft genug
mit Gnad' und Huld in unsrer Klause;
doch leider sind für den Besuch
wir selten nur zu Hause."

Aber es wäre nicht recht, wenn man vor lauter Arbeiten und geschäftigem Tun für andere sein armes Selbst vernachlässigen würde.

Wir sehen daher auch bei tiefern Menschen schon die Gegenströmung wider die Veräußerlichung und Verflachung. Sie haben eingesehen, daß es nicht genug ist, bloß um äußeren Glanz und behagliche Bequemlichkeit und ragende Kulturhöhe sich zu bemühen. Ihr Herz fühlt sich angeekelt, und sie empfinden eine heilige Sehnsucht nach Tiefe und Verinnerlichung. Auch die Seele bedarf der Pflege. „Falken gleich kreisen sie um Gott, den uralten Turm" (Rilke), weil sie nicht wissen, wo sie sich niederlassen sollen.

Wir Katholiken brauchen nicht lange zu fragen, wo der Weg ist zur seelischen Verinnerlichung. Wir brauchen nur mit der Kirche zu leben, der einen großen Beterin der Menschheit. Aber „die Draußenstehenden haben die Wälder wach geschrien mit ihrer Sehnsucht" (Schuler), des Weltalls Wände abgetastet nach dem unbekannten Gott, die Schriften der Heiligen und Mystiker durchforscht; aber sie haben dennoch nicht gefunden, was sie suchten und brauchten. Und mit stillem Neid mögen sie auf jene schauen, die der Welt und ihren Reizen innerlich unabhängig gegenüberstehen. So erging es dem Konvertiten Jörgensen, als er eines Morgens nach lustig durchzechter Nacht mehrere Ordensschwestern sah, die in früher Stunde schon nach der Kirche gingen. Nie mehr konnte er die feierstillen

Gesichter vergessen, auf denen der Widerschein einer andern Welt lag, und es trieb ihn an, nach der Quelle des Friedens zu forschen, aus der sie ihr Glück schöpften.

Aber auch wir Katholiken werden niemals verkosten, wie süß Gott der Herr für unsere Seele ist, wenn wir immer nur aus den seichten Bächen der Mittelmäßigkeit unsere Sehnsucht stillen. Der Hungerschrei unserer Seele wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis wir uns nach wahrer Heiligkeit strecken. Wir müssen alle lernen, in unser Inneres zu schauen, um zu sehen, was unsere Seele von Gott und von uns selbst verlangt, aber auch, was Gott von ihr fordert. Man muß zu Hause sein bei sich selber. Denn der Herr kommt mit seiner Gnade und klopft bei uns an. Es ist unmöglich, mit Gott eins zu werden, wenn man nicht auch den leisen Ruf des Herrn zu vernehmen imstande ist. Hast du erst zu den Füßen des Herrn gesessen und wie Maria auf seine Worte gelauscht, dann magst du nachher hinausgehen unter die Menschen und die reichen Schätze verströmen lassen, die du in deinem Innern trägst, ohne selber arm zu werden.

Man muß lernen, auch während der Arbeit auf Gott zu schauen. Dann kommt das Beten von selber. Denn einem innerlichen Menschen ist das Beten so natürlich wie dem Vöglein das Singen und dem Bergquell das Sprudeln.

Warum du wider alles Hoffen
noch niemals mitten ins Schwarze getroffen?
Weil du's nicht lassen konntest beim Zielen,
immer ins Publikum zu schielen.

Ihr letztes Opfer

Zweiundfünfzig lange Jahre hatten sie die kranken Soldaten der Garnison gepflegt, die Schwestern mit den rüschenumrahmten Gesichtern. Und doch kannte man sie in der Stadt kaum. Nur ganz wenige konnten sich rühmen, je eine von ihnen auf der Straße gesehen zu haben. Und wenn sie einem zufällig mal begegneten, dann blieb man stehen und sah ihnen staunend nach. Die edle Kaiserin Augusta hatte sie aus dem Norden in die heitere Rheinstadt verpflanzt. Aber sie blieben Fremdlinge; sie kannten nur den Kirchhof, wohin sie manchmal gingen, um das Grab einer Mitschwester zu besuchen, und das traute Marienkirchlein der Vorstadt. Sie lebten nur für ihre Kranken und für den Heiland.

Ja, für den Heiland. Man kann sich kein innigeres Verhältnis denken als das zwischen ihnen und dem Heiland im Tabernakel der Lazarettkapelle. Sie sagten auch nicht: „Ich gehe in die Kirche," sondern „ich gehe zum Heiland." Ihm zulieb schmückten sie die Kapelle in das prächtigste Gewand, zu ihm eilten sie, wenn die Arbeit sie niederwuchten wollte. Ihm klagten sie ihre Herzensnot, und keine ging ungetröstet vom Altare hinweg. Hier schöpften sie auch die heldenmütige Kraft zu ihren fast übermenschlichen Opfern. Um des Hei-

lands willen übernahmen sie ungezählte Nachtwachen, und nur er gab ihnen die Kraft, ekelhafte Wunden zu verbinden, schmutzige Kranken zu reinigen, die Unarten derselben tapfer zu ertragen, stundenlang bei Tag und bei Nacht an der Seite der Sterbenden auszuharren, um ihnen das schwere Scheiden zu erleichtern. Keine Klage kam von ihren Lippen, mochte man sie verlangen, wann man wollte. Rief man sie mitten in der Nacht aus ihrem kurzen Schlummer, so fand man sie ebenso freundlich und hilfsbereit, wie wenn man ihnen den größten Gefallen bereitet hätte. Keine Mutter könnte gegen ihr Kind gütiger sein, als sie es waren bei ihren hilflosen Kranken und Verwundeten. Und Gott allein weiß, wie manch einer ihnen den Himmel verdankt.

Die reine Quelle ihrer Kraft entsprang aus dem Herzen des Heilandes im Tabernakel. Und sie trugen den Segen und die Liebe, die sie selbst aus jenem Herzen schöpften, in die Krankensäle und Arbeitsräume. Es war wie ein freundlicher Sonnenstrahl, wenn sie ein- und ausgingen, wenn sie liebe, mütterliche Worte zu den armen, schmerzgequälten Kranken redeten, wenn sie mit einer geschickten Handreichung ihre Lage erleichterten und mit unermüdlicher Geduld immer wieder sich opferten, um ihre Peinen ein wenig zu lindern.

Vom Heiland im Tabernakel ging ihre Kraft aus, und für ihn taten sie auch alles.

Und doch kam die Stunde, da sie sich von ihm trennen mußten. Das war an dem Tage, da feindliche Besatzung kam und das Lazarett beschlagnahmte.

„Wenn die Feinde kommen, muß ich das Allerheiligste aus der Kapelle wegtragen," sagte zögernd der Geistliche einige Tage vorher.

Ein schmerzliches Erschrecken zitterte durch die Seele der Schwestern.

„Ach nein, das tun Sie uns doch nicht an, den Heiland dürfen Sie uns nicht wegnehmen," sagte fast tonlos die Oberin. „Wohin sollen wir denn sonst gehen, wenn wir ihn nicht mehr haben? Nein, bitte, nehmen Sie uns doch den Heiland nicht weg."

Der Geistliche sah die flehende Angst in ihrem Gesichte. Ihm selbst tat das Herz weh.

„Gut," entgegnete er dann, „der Heiland soll so lange hier bleiben wie Sie auch."

Über das Antlitz der Schwestern flog es hin wie lichter, lächelnder Sonnenschein. Sie atmeten auf.

Aber wenige Tage später kam eine neue Schreckenskunde. Der Feind eröffnete ihnen, daß sie nach drei Tagen das Lazarett verlassen müßten, da er eigene Schwestern mitgebracht hätte. Das war ein harter Schlag für sie. Es kam sie schwer an, ihr liebes Heim zu verlassen, in dem sie so lange in echt schwesterlicher Liebe miteinander gelebt, gearbeitet, gekämpft und gelitten hatten. Aber mutig gaben sie sich ans Werk. Keine Träne floß, während sie die Möbel verpackten und wegbrachten. In ihrer Wohnung war alles leer und öde geworden. Nur in der Kapelle wohnte noch der Heiland. Ihr Trost und ihre Stärke. Auch er mußte auswandern. Zm letzten Male gingen sie in die liebe Kapelle, um ihrem Herrgott das Geleit zu geben. Der Geistliche zog Chorrock und Stola an, und in feierlichem Zuge wanderten sie nun mit ihrem Heiland hinaus aus dem Lazarett. Voran der Küster mit der Lampe, dann einige Schwestern mit den letzten Kerzen, die sie vom Altare mitgenommen hatten, dann der

Priester mit dem Ciborium, dann wieder Schwestern und einige Hilfsschwestern vom Roten Kreuz. Es war eine ergreifende Prozession, die sich durch das Abenddunkel vom Lazarett hinaus über die Straße zu einem nahen Kloster hinbewegte. Und zum ersten Male flossen heiße Tränen über glühende Schwesternwangen. Das war doch das Schwerste von allen Opfern. Daß sie selbst vertrieben wurden, hätten sie gerne ertragen; aber daß sie auf diese Weise ihren geliebten Heiland aus der Kapelle hinausgeleiten mußten, nein, das war sehr hart, zu hart. Das war selbst für ihr opferbereites Herz zu schwer. Aber der Heiland hat ihre Tränen gesehen; es waren Tränen der Liebe. Selten hat sich wohl ein so trauriger Zug durch die Straßen der Stadt bewegt, aber selten wohl auch mag der Heiland mehr Liebe aus warmen, treuergebenen Herzen empfangen haben als bei jener Abendprozession.

Nachdem sie ihn zur benachbarten Kirche begleitet und zum letzten Male noch in inniger, heißer Liebe zu ihm gebetet hatten, wanderten sie schweigend hinweg nach der Vorstadt, zu einem Kloster der Salesianerinnen, das ihnen gastlich Aufnahme für die nächsten Tage angeboten. Zum Lazarett aber kehrten sie nicht mehr zurück. Denn was sollten sie dort tun, nachdem ihre Kranken weggebracht waren? Und ihr lieber Meister und Bräutigam, der göttliche Heiland, nicht mehr dort wohnte?

Und daß sie ihn nach zweiundfünfzig Jahren noch hinausbegleiten mußten! O, das war schwer! Und so lange sie leben, werden sie diesen traurigen Tag nicht mehr vergessen und den Schmerz darüber nicht mehr aus ihrem Herzen herausgraben können. Es war ein herbes, bitteres Opfer. Ihr letztes Opfer.

Danket dem Herrn

Die letzten Garben sind heimgeführt. Nur weniges von dem, was der Segen Gottes uns beschert hat, harrt noch der Einfuhr. Es war ein Sommer voll Mühe und Not. Wie oft gingen die Schnitter müde und gebeugt unter der Last des Tages durch die weiten Felder! Und wohl manches Mal haben sie sorgenvoll nach dem Himmel hinaufgesehen und dabei ein leises Gebet gemurmelt, damit der Herr der Ernte in seinem Zorne nicht zerstöre, was seine Güte wachsen ließ.

Sie haben gepflügt und geeggt, sie haben gesorgt und gebangt, sie haben gehofft und gebetet, aber das Wachstum gab der große allmächtige Gott. Und darum geziemt es sich, daß sie am Tage der Ernte mit den Israeliten beten: „Das Land hat seine Frucht gespendet! Es segne uns Gott, unser Gott! Gott segne uns!“ Es wäre unrecht, wollten sie gleich sich hinsetzen, um den Gewinn zu berechnen und darüber nachzusinnen, wie sie ihn am besten anlegen könnten. Erst muß man dem Herrgott ein herzliches, ehrliches „Danke schön!“ sagen. Dann wird er auch in Zukunft wieder gerne seinen Segen spenden.

Ich weiß nicht, ob das Danken wirklich so ungeheuer schwer ist, weil so wenige Menschen richtig dankbar

sind. Unter tausend, die du fragst, ob sie für ihre Güte Dank erhalten haben, werden neunhundert dir sagen: „Undank ist der Welt Lohn.“ Mit Worten wird ja viel gedankt, unheimlich viel. Aber einer Flut von schönen Redensarten gegenüber ist mir immer zumute, als schüttete jemand einen Blumenregen über mich aus. Es glänzt und schillert in allen möglichen Farben, es ist ein fröhliches Leuchten und Blinken, ein angenehmes Duften, aber am nächsten Tage schon liegt aller Glanz verwelkt und verdorben. Das ist Menschendank, der nur in glatten Worten besteht. Und jene sind zu bedauern, die sich von ihrem süßen Hauche berauschen und einschläfern lassen. Da lobe ich mir doch die andern, bei denen jedes Wort schlicht und hölzern klingt und so schwer von der Zunge will, wie wenn ein harter Stein vom Felsblock sich löst.

Ein russischer Dichter kleidet den Gedanken „Undank ist der Welt Lohn“ in folgendes Märchen:

Der liebe Gott gab in seinem Himmel ein großes Fest und lud alle Tugenden dazu ein. Es gab nun ein großes Begrüßen; denn die Tugenden sind alle miteinander bekannt und befreundet. Heller Jubel herrschte im Himmel. Da erschienen zuletzt noch zwei vornehme Frauen, die sich ganz fremd waren. Der himmlische Gastgeber stellte sie daher einander vor: „Frau Wohltätigkeit!“ „Frau Dankbarkeit!“ Da sahen sich die beiden erstaunt an. Sie hatten wohl schon voneinander gehört, aber sich niemals gesehen. Seit Erschaffung der Welt begegneten sich Wohltätigkeit und Dankbarkeit hier zum erstenmal.

Doch wir wollen nicht hart sein im Urteil. Denn es ist nicht immer Bosheit und Gleichgültigkeit, wenn der

Dank vergessen wird. Die dankbare Gesinnung ist wohl vorhanden, solange die Größe der Wohltat noch lebendig in der Erinnerung steht. Aber mit jedem Tage rückt diese weiter von ihnen ab und geht schließlich unter im Nebel der Entfernung. Menschen, die eine lebhafte, feurige Natur haben, vergessen viel rascher und leichter, und darum werden sie auch nicht so dankbar sein wie die stillen, ruhigen Grübler, die am liebsten die schönen Erinnerungen der Vergangenheit in jedem Augenblicke ihres Lebens alle zusammenhalten und wieder durchleben möchten. Nein, man darf nicht zu anspruchsvoll sein. Denn andere Menschen treten in ihre Lebenskreise, andere Menschen, die ihnen gut sind, ihre Liebe und Zuneigung gewinnen. Braucht man sich dann zu wundern, daß unser Bild, das ehemals schön und groß in ihrem Herzen stand, allmählich verblaßt, daß es zurücktreten muß neben den neuen? Es mag für viele Menschen bitter sein, sich das einzugestehen; doch es ist besser, der Wahrheit frei ins Auge zu schauen, als sich zu grämen und zu klagen. Aber eine Torheit bleibt es, um des Dankes willen irgend etwas Gutes zu tun. Menschen, die des Dankes wegen jemand Gutes erweisen, haben ihren Lohn schon vorweg, und sie dürfen sich nicht beklagen, daß die Frucht der Selbstsucht Bitterkeit und Enttäuschung ist.

Es gibt auch Menschen, die dankbar bleiben. Wie einen kostbaren Schatz bewahren sie das Andenken an die Wohltat in ihrem Innern, obwohl sie niemals mit einem Worte es aussprechen. Denn jeder Dank in Worten dünkt ihnen nichtssagend. Aber in stillen Stunden lassen sie ihr tiefes Empfinden im Gebete für uns ausströmen; denn ihrem Herrgott nur wollen sie es anvertrauen, wie

oft sie an uns denken, wie heiß sie unser Bestes wünschen. Und der letzte Gedanke auf dem Todesbette ist vielleicht noch ein inniger Dankesgruß für uns.

Nur dem allgütigen Gotte gegenüber ist Undank immer unentschuldbar. Denn aus seiner Hand empfangen wir jede Stunde neue Wohltaten. Sie können nicht untertauchen im Meere der Vergessenheit, weil jeder Augenblick uns an sie erinnert.

Er nährt die Vögel des Himmels. Siehe, wie sie nun ihre Dankeslieder in die Welt hineinschmettern, als wollten sie allen erzählen, wie glücklich sie Gott der Herr gemacht hat.

Er kleidet die Lilien des Feldes. Siehe, wie sie nun dastehen im weißen Brautkleid, ein lebendiges Loblied auf die Weisheit und Güte des Schöpfers.

Er schuf die leuchtenden Sterne am Himmel und die gewaltigen Fluten des Meeres, er ließ die dunklen Wälder wachsen und das schlichte Mooshälmlein am Bache, er sorgt dafür, daß der bunte Käfer sein Panzerhemd bekommt und der Schmetterling sein farbenfrohes Kleid, er denkt an die einsamen Wesen hoch oben in eisigen Gletschern, ohne einen Augenblick jene zu vergessen, die in den Tiefen ihr dunkles Dasein führen. Und alle danken sie ihm in ihrer Weise.

Mitten unter ihnen kniet der Mensch, hebt betend die Hände zu ihm empor. Ihm schenkt Gott die schöne Welt, ihm schenkt er liebe Menschen, die ihm Bruder und Schwester sind, ihm schenkt er sich selber in der heiligen Eucharistie.

Alles durch die Güte Gottes. Und wir sollten den Dank vergessen ....

Heilsame Lehre

Die Edelknaben des Königs Alfons hatten die schlechte Gewohnheit, weder vor noch nach dem Essen zu beten. Er beschloß, sie ein für allemal von ihrer Unart zu heilen. Eines Tages lud er sie zu Tisch. Das bedeutete eine große Freude für sie. Denn vom König selber eingeladen zu werden, war doch keine Kleinigkeit. Und sie waren nicht wenig stolz auf diese Ehre.

In ihren schönsten Gewändern erschienen sie zur festgesetzten Stunde im Königspalast, und ihre Freude war groß, als der König selber kam und ihnen Gesellschaft leistete. Ein frohes Schmunzeln kroch über ihr Gesicht, da der Fürst das Zeichen zum Essen gab. In ihrer gewohnten Weise setzten sie sich nieder, ohne an das Beten zu denken. Alfonsus sagte nichts. Tat, als ob er nichts sähe. Und als ob er gar keinen Wert darauf lege, daß gebetet würde.

Während sie aßen, ging auf einmal die Türe auf, und ein Bettler trat unangemeldet in den Saal. Wie wenn er zu Hause wäre, kümmerte er sich weder um die Edelknaben noch um den Fürsten, sondern setzte sich kurzerhand an den Tisch und zog die besten Speisen zu sich heran. Und schaute mit frechen Blicken um sich, als sei er Herr im Hause. Der König ließ sich alles gefallen,

obwohl die Edelknaben mißbilligend den Kopf schüttelten und nicht begreifen konnten, daß nicht schon längst die Diener des Königs den frechen Menschen hinausgeworfen hatten. Ihr Staunen stieg immer mehr. Denn sobald der Fremde gegessen hatte, wischte er sich den Mund an seinem schmutzigen Ärmel ab und ging zur Türe hinaus, wie er gekommen, ohne Gruß und Dank.

Das aber war den jungen Herren doch zu stark. Sie konnten ihren Unwillen nicht mehr zurückhalten und begannen laut zu murren und zu schimpfen. Sie fanden die Ruhe ihres Königs einfach unbegreiflich und hielten sie für eine unverzeihliche Schwäche.

Da erhob sich der König, und sein Antlitz war ernst und streng, als er sagte:

„Ihr murrt über den frechen Menschen, weil er ohne Gruß hereinkam, sich an den Tisch setzte und ohne Dank wegging. Das ist ein großes Unrecht. Aber ich muß euch leider sagen, daß ihr es genau so macht dem lieben Gott gegenüber. Er gibt euch Speise und Trank im Überfluß, und keiner von euch findet es der Mühe wert, ihm dafür zu danken. Denn genau so wie der Bettler setzt ihr euch zu Tisch, eßt und trinkt, als ob ihr selber alles geschaffen hättet, und ohne Dank geht auch ihr wieder weg."

Wie geprügelte Hunde schlichen sich die jungen, vornehmen Sünder aus dem Saal. Aber der König hatte keinen Grund, sie ein zweites Mal zu rügen.

Max Horstens schwerste Stunde

Er war seines Zeichens preußischer Polizeimann und hatte das friedliche Rheinstädtchen Erlbach zu betreuen. Zwar stand seine Wiege nicht an den Ufern des Rheines, er hatte als Knabe tollkühn auf den Eisschollen des Weichselstromes gespielt. Aber er war, wie er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit stolz hervorhob, „janz in den Rhein hineinjewachsen." Seit er in Koblenz bei der Garde eingetreten, war er immer im Rheinlande geblieben, hatte sich eine muntere Rheinländerin als Frau genommen und sich ganz auf rheinländische Art eingestellt. Nur in seiner strammen Haltung und der eigenartigen Betonung der Wörter konnte der schärfer Blickende wohl immer noch den Mann aus dem Osten erkennen.

Vierzig Jahre schon hatte er treu und redlich über die ihm anvertraute Stadt gewacht. Niemand konnte ihm nachsagen, daß er zu streng oder zu gut war. Er hatte die Erwachsenen fast alle als junge Leute gekannt und bei manchem ein Auge zudrücken müssen, als er in aufflackerndem Zorne eine Dummheit begehen wollte. Das dankten sie ihm heute noch. Denn er hatte selbst dann, wenn er einschreiten mußte, eine solch nette, väterliche Art, daß man nicht an den Polizisten, sondern

eher an einen guten Freund dachte. Er war überhaupt keiner von denen, die gerne Anzeige erstatteten, und seine Vorgesetzten fragten zuweilen mit spöttischem Lächeln, ob die Erlbächer lauter Engel geworden seien. Aber er ließ sich dadurch nicht beirren und meinte dienstlich kurz, wenn alle im preußischen Staate so ordentlich wären wie seine Erlbächer, brauchte man nicht den zehnten Teil der Polizisten und Gefängnisse.

Einen Fehler nur hatte Max Horst. Zu sehr hatte er sich in den Rheinwein verliebt, und Kaufleute und andere Leute, die gut rechneten und berechneten, luden den wackeren Polizeimann öfters zu einer Flasche Wein ein. Er in seiner ehrlichen Treuherzigkeit dachte gar nicht daran, daß man während dieser Zeit gegen das heilige Strafgesetz frevelte. Max Horst saß dann in fröhlicher Gesellschaft und war kaum noch zu erkennen. Er sprudelte über von Einfällen und drolligen Bemerkungen und hielt seine schon tausendmal gehaltenen Reden über seine Militärzeit und die Ehrenhaftigkeit der Erlbächer. Wer konnte ihm das auch verdenken, wenn der heiße Rheinwein dem Sohne des Ostens das schwere Blut durcheinanderjagte und die Zunge löste, daß sie flink wurde wie ein geschwätziges Mühlenrad? Die andern aber saßen dabei und lachten sich verschmitzt ins Fäustchen, weil sie ihren guten Polizeimann mal wieder hinter das Licht geführt hatten.

In seinen alten Tagen nun — er war schon über siebzig — fiel es Max Horst doch schwer auf die Seele, daß er öfters zu viel getrunken hatte, und er suchte durch treue Pflichterfüllung die noch übrigen Lebenstage ganz seinem himmlischen Könige zu widmen. Und wie er sonst alles mit vollendetem Schneid zu tun gewohnt war,

so hielt er es auch hier. Und so kam es, daß er eines Tages, als ein Missionsbruder einen Förderer suchte, der die Missionssache im Städtchen übernehmen wollte, sich gleich frischweg dafür anbot. Der Bruder sah die weißen Haare, aber auch die leuchtenden Augen und das junge Herz und den ungebrochenen Lebensmut des Alten und willigte ein. Er hätte keinen besseren finden können, um das begonnene Werk fortzusetzen. Es lag in guten Händen.

Eines Sonntags nachmittags saß Max Horst allein im Wohnzimmer. Seine Frau war zu Besuch bei der ältesten Tochter, die in der Stadt verheiratet war. Er wollte etwas lesen. Doch seine Gedanken schweiften heute immer wieder ab. Schließlich duselte er ganz ein. Rasch wurde er auf den Schwingen der Phantasie hinweggeführt bis zu den Pforten des Himmels. So oft pflegte er daran zu denken, und es war daher leicht begreiflich, daß seine Phantasie auch jetzt diese Wege ging.

Er stand also vor der Himmelstür und klopfte zaghaft an. Sein altes Soldatenherz hämmerte kräftig gegen die Rippen. Das war doch etwas ganz anderes, als wenn er drunten in der Welt an der Türe eines Vorgesetzten anklopfte, selbst wenn er einen Nasenstüber zu erwarten hatte. Dort konnte man sich immer mit dem Gedanken trösten, daß sie nicht alles wüßten. Aber hier . . . na . . .

Doch es blieb ihm nicht lange Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Er konnte nur rasch noch über seinen Schnurrbart nach rechts und nach links streichen und sich in eine solch stramme Haltung werfen, daß es in allen Gelenken knackte. Er wollte auf den hl. Petrus

gleich einen guten Eindruck machen. Da ging auch schon das Guckfenster auf, und St. Petrus schaute fragend heraus. Max kannte ihn schon; denn er sah genau so aus wie der hl. Petrus auf dem Altarbild in der Pfarrkirche. Das gab ihm schon gleich etwas mehr Mut, er fühlte sich wie unter Bekannten. Auch dem Himmelspförtner schien der stramme Polizeimann nicht übel zu gefallen; denn er musterte ihn mit leisem Schmunzeln von oben bis unten und nickte ihm freundlich zu.

„Gibt es immer noch solch stramme Menschen drunten auf der armen Erde?" fragte er dann lächelnd.

„Unter den Jüngern nicht mehr, heiliger Mann; wir sind bekanntlich noch von die alte Jarde," entgegnete Max selbstgefällig und warf sich in die Brust.

„Und wie heißen Sie?"

„Max Horst aus Erlbach."

„Vom schönen Rhein?"

„Jawohl," bekräftigte Max und hielt seine Sache schon halb gewonnen.

„O, das ist ein gesegnetes Land! Da kamen auch wir eines Tages vorbei, als ich mit dem Herrn noch auf Erden ging. Sie wollen also in den Himmel, nicht?"

„Das möchte ich schon jerne, wenn meine Papiere in Ordnung sind."

„Wollen mal gleich nachsehen," erwiderte Petrus, nahm ein großes Buch aus der Ecke und schlug es auf. Einige Sekunden blätterte er darin, dann hielt er inne.

„Max Horst aus Erlbach, Polizist, stimmt das?"

„Stimmt."

Aber Petrus machte ein ernstes Gesicht.

„Nun, sind die Papiere nicht in Ordnung?" wagte Max zu fragen.

„Hm! Hm! scheint nicht zu stimmen. Da steht eine ganze Reihe von Schwipsen und Räuschen verzeichnet. Stimmt das?"

Max knickte zusammen wie ein Schwerverbrecher nach dem Urteil.

„Unmäßige werden nicht in den Himmel eingehen," sagte Petrus finster und klappte das Buch mit einem gewaltigen Schlage zu. „So steht es bei St. Pauli. Und der mußte es wissen; denn er war ja selbst im Himmel drinnen gewesen."

„Aber ich habe doch auch vielleicht manches Jute jetan," wagte Max einzuwenden.

„Mag sein, darüber kann ich nicht entscheiden. Mein Auftrag lautet eben so: Unmäßige werden nicht in den Himmel eingehen. Danach richte ich mich. Gesetz ist Gesetz. Sie wissen das als Beamter ja ganz gut."

„Jawohl, Jesetz ist Jesetz. Aber es ist für mich alten Mann doch auch hart, vor dem Himmel wieder umkehren zu müssen. Jibt es denn keine Berufung an Gott selber?"

St. Petrus empfand nun doch Mitleid mit dem armen Manne, der so betrübt dreinsah. Eigentlich dachte er auch gar nicht mehr daran, ihm den Himmel zu versperren. Aber er war ein großer Schelm und wollte dem alten Polizisten nur einen gehörigen Nasenstüber geben, weil er so oft über den Durst getrunken hatte. Denn Strafe muß sein.

Als Max Horst ihn deshalb so flehentlich bat, ihn zum lieben Gott zu lassen, weil der doch so unendlich gütig und barmherzig sei, gab Petrus nach und ließ ihn zum Himmelspförtchen ein. Max mußte sich bücken und dachte recht unehrerbietig: „Das Pförtchen ist offenbar

für uns lange Polizisten nicht jemacht." Aber dann fielen ihm des Heilands Worte ein, daß das Tor eng und klein ist, und daß wenige hindurchgehen.

Petrus machte noch immer ein ernstes Gesicht. Und tat, als ob es dem armen Polizeimann im Himmel schlecht ergehen müßte. Aber diesem blieb nicht lange Zeit zum Überlegen; denn bald standen sie vor dem lieben Gott. Der saß auf einem wunderschönen, von Gold und Edelstein funkelnden Throne. Rundum standen hellglänzende Engel. Max hatte bisher geglaubt, etwas Schöneres als eine Hofparade könne es überhaupt nicht geben. Aber jetzt sah er, daß sie gegen den himmlischen Hof nur das reinste Puppentheater war. Es befiel ihn daher auch eine mächtige Angst in dieser erlauchten Gesellschaft, wo wider ihn verhandelt werden sollte.

Der liebe Gott blickte ihn freundlich, aber doch ernst an. Und Max spürte, wie dieser Blick ihm bis in die Seele ging. Am liebsten hätte er sich hinter der nächsten Gruppe von Engeln versteckt. Aber das ging nicht. Denn Petrus blieb bei ihm und pflanzte ihn mitten in die hohe Gesellschaft hinein, gerade vor den lieben Gott hin.

„Herr, das ist der Polizeimann von Erlbach," stellte er ihn dem Herrgott vor.

Alle Blicke richteten sich auf Max. Sie warteten wohl begierig, ob von einem Polizeimann auch etwas Gutes gesagt werden könnte.

Da begann Petrus auch schon mit der Anklage.

„Lieber Gott, ich hatte große Bedenken, ihn in den Himmel zu lassen; denn er hat gar viel Böses getan. Er hat, obwohl er Frau und Kinder hatte, so viele —

ach, ich schäme mich fast, es hier im Himmel zu sagen — so viele Räusche und Schwipse heimgebracht."

„Lieber Petrus, bedenke doch, er hat am schönen Rhein gelebt," meinte gütig der Herrgott.

„Aber Herr, ich war doch auch ein Mann und habe am See Genesareth gewohnt, wo der viele Wein wächst. Und du weißt, daß die Fischer den Polizisten im Trinken nichts nachgeben; aber du weißt auch, daß ich niemals zuviel getrunken habe. Nein, pfui, da würde ich mich heute noch schämen."

Der Herrgott machte ein nachdenkliches Gesicht. Max Horst aber stand da wie von Blut übergossen. Das war die schwerste Stunde seines Lebens. Das Feuer in der Schlacht bei Gravelotte war doch gegen diesen Kampf das reinste Kinderspiel. Und er konnte kein einziges Wort der Entschuldigung vorbringen; denn es war leider wahr. Früher, wenn er in der hl. Schrift las von dem angeklagten Manne, der verstummte, empfand er jedesmal tiefes Mitleid mit ihm, hätte aber nie gedacht, daß auch er einmal so vor Gott verstummen müßte. Hilflos sah er den lieben Gott an. Aber Petrus war unerbittlich. Er schilderte mit großer Lebhaftigkeit, wie Max seine Pflicht vernachlässigte, Frau und Kindern ein schlechtes Beispiel gegeben, daß alle Ermahnungen der Frau nichts genutzt hätten, wie die Erlbächer seine Schwäche ausgebeutet, um das Gesetz zu hintergehen . . .

„Aber nein, das hätte ich von den Erlbächern nicht jedacht," platzte Max in seiner ersten Aufregung über diese große Enttäuschung seines Lebens heraus. Aber retten konnte es ihn nicht. Seine Schuld blieb, stand da, groß und schwer. Er konnte sie nicht wegleugnen.

Da trat auf einmal ein wunderlieber Engel vor den Herrn, schob den Ankläger beiseite und stellte sich dicht neben den vor Angst und Aufregung am ganzen Leibe zitternden Max, faßte ihn bei der Hand und trat mit ihm einen Schritt näher zu Gott. Max hatte nicht den Mut, Gott anzuschauen. Nur einen scheuen Seitenblick warf er nach der Lichtgestalt an seiner Seite. Aber da vernahm er auch schon deren Stimme, hell und rein wie ein Silberglöcklein, das durch die Himmelsräume sang.

„Herr, St. Petrus hat schwarz in schwarz gemalt. Was er sagte, ist ja wahr, ich kann es nicht leugnen. Und es hat auch mir oft leid getan, wenn er meinen Ermahnungen nicht folgte; denn ich bin sein Schutzengel, und ich ging mit ihm durch die Welt."

Max Horst fuhr es wie ein Blitz durch die Glieder. Nun kam gewiß noch ein neuer Ankläger. Aber seine Angst dauerte nicht lange.

„Doch lieber Herrgott," fuhr der Schutzengel fort, „ich muß auch das Gute hervorheben. Er hat gewissenhaft seine Gebete verrichtet und sich morgens und abends bis in seine alten Tage immer hingekniet; er hat während des Tages oft an dich gedacht und häufig die hl. Sakramente empfangen; er hat armen Leuten gern aus der Not geholfen, war immer freundlich und lieb zu ihnen; er hat niemals die Reichen bevorzugt, obwohl man ihm öfters Geld anbot, damit er Unrecht tue. Und er hätte es doch so gut brauchen können, denn sein Gehalt war klein und seine Familie groß."

Max jubelte es ordentlich im Herzen. Er konnte nicht mehr an sich halten vor Freude, und eifrig bestätigte er des Engels Worte.

„Und noch eines muß ich sagen," begann der Engel von neuem, mit freundlichem Lächeln den Angeklagten betrachtend. „In seinen alten Tagen hat er sich als Hilfsmissionar angeboten, um deine Sache zu fördern, lieber Gott. Ich weiß es, was er alles getan hat; denn ich war bei ihm. Ich habe alle seine Schritte gezählt, wenn er von Haus zu Haus ging, obwohl seine Füße so müde waren; ich habe seine Stoßgebete vernommen, die er für die Bekehrung der Heiden zum Himmel heraufsandte; ich habe gehört, wie er mit guten und ernsten Worten die Leute bat, ihm ein Scherflein für die Mission zu geben; ich habe gesehen, wie geduldig er die herben, verletzenden Bemerkungen liebloser Menschen annahm aus Liebe zu dir; wie er sich kindlich freute, wenn er den Missionaren wieder etwas schicken durfte; wie er an seinem Apostelamt festhielt, obwohl seine Freunde, selbst seine Frau und seine Kinder ihm abrieten. Ist das nicht viel getan, Herr? Und alles, alles hat er aus Liebe zu dir getan und gelitten. Die Sünden aber hat er bereut und gebüßt."

Maxens Staunen kannte keine Grenzen mehr. Nein, der Engel wußte doch rein alles bis zu seinen geheimsten Gedanken. Was er nie einem Menschen gesagt hätte, hier kam alles ans Tageslicht. Schon glaubte er seine Sache gewonnen, als er wieder Gottes Stimme vernahm:

„Guter Engel, an dir hat der Mann einen beredten Verteidiger gefunden. Aber bedenke, er hat oft gefehlt, und jede Schuld will Sühne."

Da ließ der Engel die Hand des Angeklagten los und rauschte mit raschem Flügelschlag in die weiten Himmelsräume. Es dauerte nur einen Augenblick, da

war er wieder da, und mit ihm eine ganze Schar von schwarzlockigen Engeln. Die stellte er vor Max hin und sagte:

„Nun sollt ihr alle mir bitten helfen für ihn. Denn er hat euch gerettet.“ Da knieten sich die Engelein vor dem lieben Gott nieder und hoben die Händchen bittend zu ihm empor für ihren Retter.

Max Horst konnte nicht mehr an sich halten. Er begann laut zu weinen, weil er ein so großer Sünder war und diese unschuldigen Engel für ihn so innig baten.

„Lieber Jott,“ wagte er zu sagen, „ich bin ein schlechter Mensch. Laß mich wieder auf die Erde zurück, damit ich meine Schuld noch büßen kann. Ich sehe, daß ich nicht wert bin, im Himmel zu sein.“

Da schaute ihn der Herrgott aber ganz freundlich an und sagte:

„Wer solche Fürsprecher im Himmel hat, dem kann nichts übles widerfahren. Doch dein Wunsch soll erfüllt werden. Dort ist der Platz, den ich dir bereitet.“

Max drehte sich um und sah in ein solches Glück, in eine solche Schönheit, daß er wie vom Blitze getroffen zu Boden stürzte. Es war zuviel für menschliche Sinne. Nur wie aus weiter Ferne drang es zu ihm mit hellen Kinderstimmen: „Wer eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben aufnimmt, der nimmt mich auf.“

Max Horst erwachte wie aus einer tiefen Betäubung. Er wußte nicht, ob er geschlafen hatte, oder ob es Wirklichkeit war, was er erlebt hatte. Er sah auf die Uhr. Vor einer halben Stunde erst hatte er sich zum Lesen niedergesetzt. Sein Herz war voll von Glück. Und er nahm sich vor, bis zu seinem Lebensende ein eifriger Hilfsmissionar zu bleiben.

Vor unerreichten Zielen

Wenn ich als Schüler von berühmten Männern hörte und träumte, kam mir oft der Gedanke: „Warum mußten sie gerade dann sterben, als sie scheinbar am Höhepunkt ihrer Bestrebungen angekommen waren? Warum mußte es ihnen ergehen wie Moses, der das gelobte Land nur von ferne schauen, die Arme verlangend nach ihm ausstrecken, das heißersehnte Ziel aber nicht erreichen durfte?" So nahe am Ziel standen sie oft, und sie konnten nicht weiter, weil die Hand eines Stärkeren sie zurückhielt. Es tat mir leid, daß so viel Wissen und Können mit ihnen begraben wurde. Warum konnten wir das nicht erben, warum nicht anfangen damit, um auf dieser Grundlage weiterzubauen bis zur Höhe menschlichen Könnens?

Es war das eines meiner ersten Lebensrätsel, vor dem ich grübelnd stehenblieb, aber doch keinen Menschen um Lösung zu bitten wagte. Und als ich in der griechischen Götter- und Heldenlehre von dem armen Sisyphus hörte, der wegen eines Frevels gegen die Götter verurteilt worden war, einen schweren Stein ohne Unterlaß bergauf zu wälzen, ihn aber trotz allen Abmühens niemals bis zur Höhe brachte, weil derselbe jedesmal unter seinen Händen

weg in die Tiefe hinabsauste, da fiel mir wieder mein Lebensrätsel ein. Und ich dachte, daß alle Menschen wohl in gewissem Sinne Sisyphus-Arbeit leisten, da sie die Last des Lebens und ihrer Arbeit mühsam vorwärtsschaffen wollen, aber am Ende doch alle gestehen müssen: „Was ich wollte und ersehnte, habe ich noch lange nicht erreicht." Sie müssen vor unerreichten Zielen stehenbleiben.

Es wird wohl im Plane Gottes liegen, daß wir Menschen so oft vor unerreichten Zielen Halt machen müssen. Vielleicht will Gott damit sagen, daß er unsere Arbeit gar nicht braucht; er könnte ja alles, auch das bißchen, das wir tun, selber viel besser machen. Und dennoch bedient er sich unserer Mitarbeit. Den Schlußstein unserer Bestrebungen aber setzt er selbst, damit der Stolz uns am Ende nicht alles wieder verdirbt. Das Schicksal der Erbauer des babylonischen Turmes würde sich sonst vielleicht noch viel öfter in der Weltgeschichte wiederholen, als es ohnehin schon geschieht. Wo aber der Mensch demütig als Handlanger Gottes wirkt und baut, dort wird der Herr eine Vollendung geben, die wir jetzt nicht ahnen können.

Gott verlangt unsere Mitarbeit, damit wir nicht verkommen. Den faulen Knecht will Jesus schwer bestraft wissen, und die schläfrigen Jungfrauen läßt er nicht zum Hochzeitsmahle eingehen. Gott freut sich gewiß deiner Arbeit, ganz gleich, was du tust. Ob du in verstaubten Folianten forschst oder im Staub der Erde gräbst, ob du im Kontor Zahlen zusammenfügst oder als Lehrer den Kleinen die ersten Schritte zur Wissenschaft weisest; ob du als Dienstmädchen im Hause schaffst oder in der Fabrik deine eintönige Arbeit verrichtest; im tiefsten

Grunde sind alle Arbeiten gleich. Auf die Rolle kommt es nicht an, sondern nur auf die Liebe, mit der wir sie spielen. Die Vollendung gibt Gott. Und sie wird umso schöner sein, je mehr Opferfreude und Gottesliebe du zu deinem scheinbar zwecklosen Arbeiten gelegt hast.

Gott will unsere Arbeit, damit wir uns an derselben freuen. Gewiß ist es heutzutage, da die Kultur vielfach zur Unnatur geworden ist, da viele Menschen gezwungen werden, jahraus, jahrein stets dasselbe zu arbeiten, ohne jemals das frohe Bewußtsein zu empfinden, daß sie etwas Fertiges geschaffen haben, nicht leicht, sich der Arbeit zu freuen. Diese Arbeitsteilung ist Unnatur. Denn die Schaffenden sollten nach dem Willen des Schöpfers eine gewisse Schöpferfreude empfinden, ähnlich wie das Kind, das in hellen Jubel ausbricht beim Anblick der Figur, die es als erstes Meisterwerk auf die Schiefertafel gezeichnet hat.

Die Arbeit ist gottgewollt. Ob auch der Erfolg unserer Arbeit gottgewollt ist, weiß ich nicht. Vielleicht will Gott, daß Mißerfolg dein Anteil sei für Müh und Lasten, damit diese durch deine demütige Ergebung um so inhaltsvoller werden. Gott baut mit dir am Erfolge deiner Arbeit, aber er baut daran von der anderen Seite. Und seine Güte baut dort ein um so schöneres Meisterwerk, je kindlicher und ergebener du den scheinbaren Mißerfolg hinnimmst. Die Krönung deines Werkes wird kommen, wenn es eine solche verdient, aber du mußt warten können.

Wir haben uns leider daran gewöhnt, echt menschlich den Wert einer Arbeit nach ihrem äußeren Erfolg zu bemessen. Ganz mit Unrecht. Ist der Edelstein deshalb weniger wertvoll, weil zufällig nicht der Sonnen-

strahl sich darin bricht? Der Erfolg ist immer da. Ich meine, der übernatürliche Erfolg. Denn Gott sieht auf die Seele unserer Arbeit. Ob diese nun Ehre vor den Menschen dir einbringt oder nicht, ob sie mit dem Goldreif des Erfolges gekrönt wird oder nicht, ob sie den tiefsten Wünschen deines Herzens entspricht oder nicht, auf all das kommt es nicht an. Gott bemißt die Güte einer Arbeit nach dem Geiste, der in ihr wirkt, und das ist die Liebe. Gott ist das große Ziel unseres Lebens, auch das Ziel unseres Schaffens. Und dieses Ziel kannst du immer erreichen, auch wenn äußerlich der Mißerfolg sich an deine Fersen heftet. Und in diesem Sinne darf man behaupten: „Wir werden niemals vor unerreichten Zielen stehenbleiben; vom Standpunkte des Gotteskindes aus gibt es keine unerreichten Ziele."

Darum freue dich, armer Arbeiter, arme Arbeiterin, wenn du auch in der Fabrik immer nur das eine, langweilige Stück Arbeit zu tun hast; freue dich, du arme Kontoristin an deiner Schreibmaschine oder über dem schrecklichen Kassenbuch; wenn ihr Kinder Gottes seid, wird eure Arbeit mit reichem Erfolg gesegnet sein. Freue dich, du armer Schriftsteller, der du zeitlebens vergeblich nach den Sternen des Erfolges haschest, ohne je sein glitzerndes Gold in deinen Händen halten zu dürfen; keine Zeile ist umsonst geschrieben, wenn du für Gott gearbeitet hast! Freue dich, vielgeplagte Erzieherin und du, von Arbeit zu Arbeit gehetzter Jugendbildner, auch wenn du vergebens nach dem Erfolge suchst! Gott hält die Siegeskrone für dich bereit. Freuet euch, ihr alle, die ihr still und unbekannt eure harten Berufspflichten erfüllet! Euer Leben ist nicht umsonst; denn Gott wird eure Mühen und Opfer sehen und sie segnen.

Um Glück und Ehre

Ein prachtvoller Sonntagmorgen lag über der Stadt. Die helle Junisonne machte ihr freundlichstes Gesicht und verhieß einen schönen Tag. In den gutgepflegten Gärten glühten hochmütig die dunklen Rosen, und die frohen Kirchenglocken sangen in den Morgen hinein, als könnten sie selber den Sonntagsjubel der Herzen mitempfinden.

Sie riefen zur Kirche. Und von allen Seiten strömten die Gläubigen in Scharen herbei. Auf jedem Gesicht lag es wie freudiger Widerschein der andächtig gestimmten Seele, die schon im voraus die heilige Gottesnähe spürte. Nur eine schien heute nichts zu hören von dem freundlichen Rufen der Glocken. Sie vernahm wohl die Klänge, aber sie wollte ihren Sinn nicht verstehen. Sie lag noch im Bett, die Arme um den dunkelhaarigen Kopf geschlungen. Und grübelte. Die sonst so reine, faltenlose Stirne stand in Falten, und wie unter dem Drucke einer schweren inneren Last schien das Herz rascher zu schlagen. Und es war, als ob ein Gefühl der Erleichterung aus ihren Augen huschte, als die Glocken endlich schwiegen.

Es war das erste Mal, daß Grete Münz absichtlich aus der heiligen Messe blieb. Vor einem halben Jahre

noch hätte sie nicht geglaubt, daß sie jemals so weit käme, aus eigener Schuld die Sonntagsmesse zu versäumen. Und nun war es schon geschehen. Sie fühlte eine schier unerträgliche Last auf ihrem Herzen, die Last des schuldbeladenen Gewissens. Und sie konnte doch gar nicht in die Kirche gehen. Nie und nimmer hätte sie es fertiggebracht, das Herz-Jesu-Bild anzuschauen, das in der Kirche groß und leuchtend auf die Gläubigen herabsah. Ja, sie konnte selbst den Blick des Heilandes auf dem Bilde in ihrem Zimmer nicht mehr ertragen.

Wer in dieser Stunde in ihr Herz gesehen hätte, würde ihre Handlungsweise verstanden haben. Denn am nächsten Tage sollte sie mit einem Protestanten in einer protestantischen Kirche von einem protestantischen Pfarrer getraut werden. Und sie war doch ein katholisches Mädchen, und bis vor wenigen Tagen ein durch und durch katholisches Mädchen, das mit inniger Liebe an ihrem Glauben und an ihrer Kirche hing.

Die Wandlung war schnell gekommen. Es braucht ja so wenig, um ein Mädchenherz zum Guten sowohl wie zum Schlechten zu stimmen. Bei einem Tanzkränzchen hatten sie sich vor kurzer Zeit zum erstenmal getroffen und waren sich nähergetreten. Er war sehr aufmerksam gegen sie, holte sie am nächsten Abend schon ab und ging mit ihr ins Theater, und in wenigen Tagen waren sie Feuer und Flamme für einander. Er war auch ein feiner, hübscher Mensch, hatte eine gute Stelle inne und durfte wohl einen Hausstand gründen. Seine Heimat lag weit im Osten. Anfangs kümmerte sich Grete gar nicht darum, ob er katholisch oder protestantisch war. Sie sah nur ihren Willy, das genügte ihr.

Vor lauter Bewunderung und Entzücken dachte sie auch gar nicht mehr daran, ihn nach seiner Religion zu fragen. Er war gewandt, ritterlich, reich; war das nicht genug, um ein alleinstehendes Mädchen anzuziehen? Erst vor wenigen Tagen, als er um ihre Hand anhielt, fragte sie nach seiner Religion. Sie erachtete es für selbstverständlich, daß sie katholisch getraut würden und sagte zu. Als sie ihn aber bat, schon am nächsten Tage zum Pfarrer zu gehen, um alles zu regeln, weigerte er sich zu ihrem großen Erstaunen, sich von einem katholischen Geistlichen trauen zu lassen. Er wollte mit den Pfaffen nichts zu tun haben. Entweder würde die Trauung vor einem protestantischen Pfarrer vollzogen oder überhaupt nicht. Grete erschrak nicht wenig, als sie seine feste Entschlossenheit sah. Sie bat und weinte; er aber blieb unbeugsam, und sie gingen im Hader auseinander.

Eine ganze Woche lang sahen sie sich nicht mehr. Aber Gretes Gedanken waren immer bei ihm. Jetzt erst fühlte sie, wie sehr sie an ihm hing, und daß sie nicht Mut genug besaß, um den Kampf zu einem guten Ende zu führen. Wenn sie daran dachte, daß sie ihn verlieren könnte, zitterte ihr Herz, und sie betete im stillen, der Herrgott möge doch Willys Gedanken leiten, damit er seine Abneigung gegen den katholischen Geistlichen aufgäbe. Es schien ihr unmöglich, ihr früheres Leben noch einmal zu führen, nachdem sie jetzt die Wonnen der Liebe gekostet und sich schon ganz in den süßen Gedanken an künftige glückliche Tage in der Ehe mit Willy eingelebt hatte. Ihre Not war verständlich. Denn sie stand allein in der Welt. Vater und Mutter waren längst tot und hatten ihr nicht das mindeste Vermögen

hinterlassen. Sie arbeitete auf dem Kontor eines reichen Kaufmanns und wohnte mit mehreren anderen jungen Mädchen zusammen bei einer Witwe, die von ihnen lebte. Bis vor kurzem wußte sie nichts von Liebe und lebte ganz glücklich bei der guten Frau Kosmann und den schlichten Freundinnen, wo sie sich die Zeit vertrieben mit harmlosen Scherzen und fröhlichem Geplauder. Zudem hatte sie ein hübsches Zimmer, worin sie wie in einem Königreich herrschen durfte.

Das war nun alles anders geworden. Seit sie Willy kennengelernt, war eine bis dahin unbekannte Welt vor ihr aufgegangen. So ähnlich muß es dem Rosenknöspلein zumute sein, wenn es zum erstenmal die Äuglein öffnet und einen Blick in die sonnenhelle Welt tun darf. Sie war noch jung und unerfahren und hatte sich von den glutvollen Liebesbeteuerungen des Mannes vollständig betören und umstricken lassen. Jeden Abend gingen sie zusammen aus. Ihre Gedanken waren mehr bei ihm als bei ihrer Arbeit, und sie konnte kaum den Augenblick erwarten, bis sie wieder zu ihm kam. Darum war es ihr auch so entsetzlich schwer, daß er jetzt seit einer Woche nichts mehr von sich hören ließ. Ihr Herz war voll Heimweh nach ihm. Sollte ihr Glück denn wirklich schon zu Ende sein? Es wäre so rasch gewesen. Viel rascher als ein Mädchenherz vertragen kann.

Die Sehnsucht nach ihm wurde immer heftiger. Oft saß sie still in ihrem Zimmer und weinte heiße Tränen voll Kummer und Heimweh. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß sie freudig zusagte, als er am Samstag abend sie anrief und bat, am nächsten Tag in einem bekannten Hotel ihn zu treffen. Sie schien wie umge-

wandelt. Und als sie mit ihm zusammenkam, merkte er sofort an ihrer überschäumenden Freude, am Leuchten ihrer Augen, wie glücklich sie war, daß er sie gerufen hatte. Und wäre sie eine bessere Menschenkennerin gewesen, so hätte sie auch gesehen, wie ein überlegenes, berechnendes Lächeln um seinen Mund lag.

Anfangs plauderten sie wie immer. Ihre wichtigste Angelegenheit wurde mit keinem Worte berührt. Grete war es äußerst ungemütlich. Und ihr Unbehagen wuchs mit jeder Minute. Denn sie wußte, daß es zu einer Aussprache kommen müßte, und daß er sie dafür eingeladen hatte. Sie ahnte auch, daß er nicht nachgeben würde. Und fürchtete, daß sie nicht stark genug wäre, auf ihn zu verzichten, und müßte sie sich auch protestantisch trauen lassen.

Endlich kam der langgefürchtete Augenblick. Wie bleiernes Schweigen hing es über ihnen. Es war, als ob beide Parteien noch einmal ihre letzten Kräfte sammeln wollten für den folgenschweren Kampf.

„Grete, morgen muß ich nach dem Osten fahren," brach er endlich das Schweigen, „und ich kann nicht bestimmt sagen, ob ich wieder zurückkomme. Ich weiß es noch nicht, was ich zu Hause finden werde. Aber meine Eltern sind alt, und ich glaube, daß sie mich nicht mehr in solch weiter Ferne wissen möchten."

Mit einer gewissen grausamen Wollust hatte er dies gesprochen, ganz langsam und nachdrücklich, während sein Blick forschend auf ihr ruhte. So mag das Raubtier sein Opfer umfassen, bevor es seine Pranke ausstreckt, um es zu zerreißen. Grete wagte nicht aufzuschauen, ihre Hände bebten leise, und ihr Herz hämmerte in wilder Aufregung. Sie fühlte, daß sie schwächer,

fast hilflos wurde unter seinen Blicken. Ein triumphierendes Lächeln stand nun breit und offen in seinen Augen. An ihrem bleichgewordenen Gesicht und ihren vor Schrecken weit geöffneten Augen sah er, daß sie ohne ihn nicht mehr leben konnte.

Sie rang fassungslos die Hände.

„Ach, Willy!“ seufzte sie, wie um Schonung bittend.

Er trat einen Schritt näher an sie heran und legte seine Hand auf die ihrige, während er noch einmal fragte :

„Grete, willst du nun übermorgen von dem protestantischen Pfarrer dich trauen lassen und nachher mit mir nach dem Osten fahren oder nicht?“

„Ach, Willy, ich kann doch nicht. Warum magst du dich denn nicht von einem katholischen Priester trauen lassen? Du hältst ja sonst doch auch nicht viel von deinen Pfarrern und machst dich bei jeder Gelegenheit lustig über sie.“

„Ganz einerlei,“ entgegnete er schroff, „ich mag nun einmal nichts zu tun haben mit euren Geistlichen. Sie mögen sein, wie sie wollen, laß mich in Ruhe vor ihnen. Niemals werde ich zu ihnen gehen. Du magst nachher tun, was du willst, du kannst den katholischen Gottesdienst besuchen, soviel du willst, da lege ich dir kein Hindernis in den Weg. Nur darfst du nicht vergessen, daß du immer an erster Stelle für mich da bist. Alles andere ist mir gleich. Aber jetzt muß ich unbedingt auf der Trauung in der protestantischen Kirche bestehen. Keineswegs kann ich darauf verzichten.

„Aber ich kann doch nun einmal nicht, Willy. Die Ehe wäre ja ungültig für mich, und ich würde ständig in schwerer Sünde leben. Verlange doch dieses furcht-

bare Opfer nicht von mir. Ich will ja alles aus Liebe zu dir tun, nur fordere nicht, daß ich meinem Glauben untreu werde.“

„Gut, das heißt also, daß ich morgen allein nach dem Osten fahren soll,“ klang es kalt und hart wie Stahl zurück. „Geh du also deine Wege, ich gehe die meinigen. Es mag dann alles aus sein zwischen uns. Ich will mir denken, daß es ein schönes Erlebnis war, gut genug, um sich ein paar Wochen die Zeit zu vertreiben.“

Mit starren Blicken schaute sie ihn an und streckte die Hände abwehrend gegen ihn aus, als wollte sie ihn hindern, diese harten Worte zu sprechen.

„Grete, du weißt, daß ich dich liebe. Daß ich ganz närrisch in dich verliebt bin,“ tat er, plötzlich weichere Töne anschlagend. „Und ich weiß, daß auch du meine Liebe aus tiefstem Herzen erwiderst. Darum hoffte ich, daß wir ein schönes Zusammenleben in der Ehe bekämen. Soll ich nun doch ganz allein abreisen, nachdem ich all meine Hoffnung auf dich gesetzt hatte?“

„Ich kann nicht in dieser Weise die Ehe schließen,“ weinte sie leise, mühsam sich zur Wehr aufraffend gegen seine zärtlichen Worte.

„Komm, wir wollen gehen,“ erhob er sich plötzlich und rüstete sich zum Fortgehen. „Es hat keinen Zweck, über die Sache ein weiteres Wort zu verlieren.“

Schweigend gingen sie nebeneinander durch den Abend. Höflich wie immer begleitete er sie bis zum Eingangstor ihrer Wohnung. Hier blieb er stehen, streckte ihr seine Hand entgegen und sagte:

„Dann sage ich dir also Lebewohl!“

Sie griff nach seiner Hand, zitternd und bebend, wie jemand, der in höchster Not nach einer Rettungsplanke

sucht. Aber immer noch konnte sie nicht nachgeben. Da ließ er ihre Hand sinken und wandte sich zum Gehen. Aber Grete ließ nicht von ihm los.

„Ich kann dich nicht gehen lassen.“

„Du willst also zur protestantischen Kirche kommen?“

„Ja, ich komme.“

Langsam und sterbensmüde kam ihre Antwort. Sie war sich bewußt, daß es um Glück und Seligkeit ging. Darum konnte sie sich auch nicht freuen, als er sie jetzt frohlockend in seine Arme schloß. Nur mit halbem Ohr lauschte sie seinen Anweisungen für die Trauung. Am folgenden Tage wollte er sie nicht treffen, weil die Vorbereitungen für die Trauung ihn voll in Anspruch nähmen. Tagsdarauf aber würde er sie zur Kirche abholen, und nach dem Mittagessen könnten sie zusammen abreisen.

Grete schlief sehr wenig, obwohl sie bis gegen Mittag im Bette blieb. Ihr Kopf schmerzte, und ihr Herz war zentnerschwer. Es kam ihr vor, als habe sie das Schreckliche nur geträumt. Sie faßte nach ihrer Stirne, kleidete sich an; immer noch wollte es ihr nicht in den Sinn, daß sie wirklich am nächsten Tage protestantisch getraut werden sollte. Aber es war doch so. Alle Einzelheiten von gestern abend kamen ihr wieder deutlich in den Sinn. Und sie hatte ihr Jawort gegeben.

Nach Tisch begann sie ihre Sachen zu packen. Da fiel ihr der Rosenkranz ihrer Mutter in die Hände. Lieber Gott, wenn die Mutter das erlebt hätte! Wie hatte die sterbende Frau ihre Grete noch so inständig gebeten, doch immer ein Kind Mariens zu bleiben! Unter einem Strome von Tränen küßte sie das teuere Andenken an die Mutter, und ihre Lippen flüsterten

nach alter Gewohnheit: „O meine Herrin, o meine Mutter, bewahre und beschütze mich als dein Gut und als dein Eigentum!"

Sie fühlte eine ungeheuere Leere in ihrer Seele. Das Alleinsein wollte sie fast zermalmen. Darum zog sie Hut und Mantel an, um zu ihrer früheren Freundin Johanna zu gehen. Zwar hatte sie dieselbe in der letzten Zeit etwas vernachlässigt; aber Johanna war ein solch liebes, gutes Ding, daß Grete nicht abreisen wollte, ohne noch einmal bei ihr gewesen zu sein.

Johanna war gerade zum Ausgang fertig und lud Grete ein mitzugehen. Sie wollte in die Kirche, wo man das vierzigstündige Gebet feierte.

Schweigend schritten sie nebeneinander durch die Straßen. Beide jung und schön; die eine innerlich froh und heiter, als trüge sie das Glück selber in ihrem Herzen, die andere aber müde und traurig, beladen mit ihrer ersten schweren Sünde. Nie hätte sie gedacht, daß sie einmal in dieser Weise zu ihrem Heiland gehen müßte. Als sie die schön geschmückte Kirche betrat und zwischen leuchtenden Kerzen und duftenden Blumen die weiße Hostie auf dem Altare erblickte, glaubte sie, in die Erde versinken zu müssen vor Scham. Aber sie ging mit ihrer Freundin bis zu einer der ersten Bänke. Nun fühlte sie die beseligende Nähe des Heilandes, und es war ihr, als spräche jemand in der Tiefe ihres Herzens: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Ja, sie war schwer beladen. Heute morgen hatte sie die Messe versäumt, zum erstenmal in ihrem Leben. Und morgen um diese Zeit würde sie kein Kind der katholischen Kirche mehr sein. Sie würde mit Willy

zusammenleben, ohne die heilige Kommunion empfangen zu dürfen. Alles würde so ganz anders in ihrem Leben. Sie suchte sich ihre Zukunft an der Seite eines andersgläubigen Mannes vorzustellen, ausgestoßen von der katholischen Kirche.

Sie begann zu denken und zu beten, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Bis plötzlich von der Orgelbühne her mit glockenheller Stimme gleich einem wundervollen Glaubensbekenntnis die Worte durch die Kirche klangen: „Jesus, dir leb' ich! Jesus, dir sterb' ich! Jesus, dein bin ich im Leben und im Tode!"

Gretes Haupt sank tiefer und tiefer, heiße Tränen rollten über ihre Wangen; Tränen der Reue und der Liebe. Endlich wagte sie wieder zum Altare aufzuschauen, und Herz und Mund sagten in unzusammenhängenden Worten dem Heiland, daß sie auf die Heirat verzichten wollte. Das Glück, ein Kind der katholischen Kirche zu bleiben, dünkte ihr doch unendlich höher als alle irdischen Freuden. Da zufällig ein Priester Beicht hörte, lud sie gleich die Schuld wieder ab von ihrer Seele. Und auf dem Heimwege schickte sie an Willy ein Telegramm, daß sie nicht kommen könnte.

Grete brauchte ihr Opfer niemals zu bereuen. Mit jedem Tage sah sie besser ein, daß sie mit Willy nicht hätte glücklich werden können, selbst wenn sie von einem katholischen Priester getraut worden wären. Aus der Freundschaft mit Johanna kam ihr zuletzt doch noch ein Lebensglück. Und dieses Glück trug den Namen Heinrich Schomer, des Bruders ihrer Freundin.

Wozu Religion gut ist

Zusammen lagen sie in einer schneeigen Einsamkeit, mitten im Gezack weißgipfeliger Berge, und lugten scharfäugig aus nach den Serben, die im Schutze der Dunkelheit versuchten, sich bis in die Vorpostenkette hineinzuschleichen. Mancher deutschen Mutter Kind war von ihnen heimtückisch überfallen und in den Abgrund geschleudert worden. Die zwei in den grauüberzogenen Pickelhauben, die nicht weit voneinander lagen, waren ehemals gute Freunde gewesen. Sie hatten in demselben Geschäft gearbeitet und sich immer vorzüglich verstanden, bis zu dem Tage, da Johannes Weber die schmucke Lisbeth als junge Frau in sein kleines, aber niedliches Häuschen einführte. Von da ab war Todfeindschaft, die damit vorläufig ihr Ende gefunden zu haben schien, daß der Glückliche, der die Braut heimgeführt, auf die Verdächtigung seines ehemaligen Freundes hin Knall und Fall aus dem Geschäft entlassen und gezwungen wurde, sich in der Fremde eine neue Existenz zu schaffen.

Seit Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen. Und nun führte sie das Schicksal auf den Sturmfeldern Serbiens wieder zusammen, in dieselbe Kompanie, in denselben Zug. Johannes Weber fand seinen Freund aus

früheren Tagen vollständig verändert. Er schien ganz ungläubig geworden zu sein. Wenigstens benutzte er jeden Anlaß, um sich über die Religion, die Geistlichen und die kirchlichen Einrichtungen lustig zu machen. Und er prahlte mit seinem Mut, selbst unserem Herrgott gegenüber. Den meisten Soldaten waren solche Reden bis in die Seele verhaßt; aber es widerstrebte ihnen, tagtäglich mit dem unverschämten Menschen sich herumzustreiten. Johannes Weber litt ganz unsäglich in dieser Umgebung.

Nicht weit voneinander standen die beiden nun auf der Lauer. Johannes Weber lag etwas zurück. In der Ferne fiel ein Schuß. Dann war alles wieder still. Vielleicht hatte sich einer der tollkühnen Serben zu weit vorgewagt und war von dem Vorposten niedergeknallt worden, vielleicht hatten sie auch wieder einen Feldgrauen überrascht. Johannes Weber fuhr zusammen und lugte vorsichtig in die Runde. Da fiel sein Blick auf die weiße Gestalt Hansens, seines ehemaligen Freundes. Wie gebannt blieb sein Auge an ihm haften. Und ein furchtbarer, ein entsetzlicher Gedanke stieg in ihm auf, wie noch nie zuvor. Wie mit eisigen Frostschauern überlief es ihn, und dennoch fühlte er es siedendheiß vom Herzen zum Kopfe steigen. Die Finger krampften sich in den Handschuhen zusammen, in halber Verzweiflung preßte er das heiße Gesicht an die schneebedeckte Erde. Mit Gewalt riß er den Blick weg über die dunklen Zacken der nahen Berge —; aber stärker als sein Wille war die Gewalt, die ihn wieder zurückzog zu Hansen, der regungslos am Boden lag.

Eine neue stürmische Blutwelle stieg in Johannes Weber auf. Lauter, wilder schrie die Rache in seinem

Innern. Wie ein ungeheuerer Druck legte es sich auf ihn; er meinte, es müßte ihn zermalmen. Da lag der Zerstörer seines Glückes neben ihm und dachte vielleicht in schadenfrohem Behagen daran, wie fein er sich gerächt hatte. Auch Johannes sann darüber nach.

„Wie hat es dem seine Frau jetzt gut!" seufzte er leise in schmerzlicher Erinnerung. „Und seine Kinder, wie fein kommen sie daher! Ja, wenn sie einen Papa haben, der auch im Kriege sein Gehalt weiterbezieht, dann können sie es gut machen. Doch m e i n e armen Würmchen würden wohl manchmal froh sein, wenn sie satt zu essen hätten. Aber ja, sie haben leider nur einen armen Papa . . . Und dieser elende Schuft dort ist an allem schuld."

Er schloß sich mit Gewalt den Mund; denn fast hätte er seinen Zorn laut in die Nacht hinausgeschrien.

„Gott, mein Gott, laß mich hier nicht verkommen wie ein gemeiner Schurke!" betete er, in bisher unbekanntem Abscheu vor sich selbst.

Aber die Ruhe kam nicht. Die Szene im Gerichtssaal seiner Vaterstadt trat wieder in lebendigen Farben vor seine Seele. Wie er dastand als Dieb, als Ehrloser, ein Ausgestoßener, von dem kein anständiger Mensch mehr etwas wissen wollte . . . Und dann die Zeit im Gefängnisse, diese endlos langen Tage und Stunden . . . Und dann die Tage des Elendes, der Not, als kein Mensch mehr ihn annehmen wollte, während der Meineidige, der ihn grundlos verdächtigt und angeklagt hatte, triumphierte. Mit einem Ruck riß Johannes Weber das Gewehr an die Wange . . . „Dann sollen deine Frau und deine Kinder auch unglücklich sein," murmelte er.

Aber langsam sank das Gewehr wieder zur Erde. Johannes begann zu überlegen.

„Vielleicht hat er vor dem Kriege noch nicht mal gebeichtet. Und selbst wenn, kann er so in die Ewigkeit gehen, nach all den vielen Gotteslästerungen und Gemeinheiten, die wir täglich aus seinem Munde hörten? Und was können schließlich seine Frau und seine Kinder dafür, daß er ein solch verkommener Mensch geworden ist?“

Ruhige Überlegung schien allmählich wieder in sein Herz einzukehren. Aber es war nur für einen Augenblick. Dann begann die Rache, die zuckende Rache wieder in seiner Seele aufzuflammen. Sie nagte mit wildem Ingrimm, als wollte sie alles Gute herausfressen.

„Und wenn du fällst,“ grübelte er weiter, „was soll dann deine Frau mit den drei Kindern machen? Kein Vermögen . . . nichts ist da . Dann muß sie zur Fabrik gehen . . . Wer hätte das gedacht, daß meine schöne, gute Lisbeth noch eines Tages in die Fabrik arbeiten gehen müßte, um für die armen Kinder das tägliche Brot zu verdienen, wenn sie nicht verhungern will!“

Er berauschte sich förmlich an diesen Gedanken, ohne zu bedenken, daß die Zukunft ihnen vielleicht gar nicht entsprechen würde.

Er empfand in diesem Augenblick eine teuflische Freude, weil er fühlte, wie der Haß in seinem Innern wuchs und wuchs, als könnte er ihn in seinem Körper gar nicht mehr fassen, und als müsse er ihm um jeden Preis Luft machen. Ja, das war es, Luft schaffen, rächen will er sich, sich berauschen an dem Anblick und dem Gewinsel des gemeinen Feindes. Die Rechte legte

sich entschlossen an den Hahn. In den Augen glühte ein unheimliches Feuer. Die Zähne knirschten in Wut hinter den zusammengepreßten Lippen. Dann hob er wieder langsam das Gewehr, während es zischend von den Lippen kam:

„Ich habe lange genug gelitten, nun ist die Reihe an ihm. Wie einen tollen Hund knalle ich ihn über den Haufen und werfe ihn über den Abhang hinab in die grausige Tiefe. Kein Mensch wird ihn finden, und wenn auch, man wird glauben, ein Serbe habe ihn heimlich ermordet. Es muß geschehen. Ich will einmal Ruhe haben, und er hat den Tod hundertfach verdient. Morgen werden alle froh sein, daß er weg ist, kein Mensch wird nach ihm suchen gehen."

In furchtbarer Entschlossenheit lag der Finger am Drücker. Da war es ihm, als hörte er eine sanfte Kinderstimme durch die Stille der Nacht. Von weit, weit her. Klang sie nicht so wie damals, als Klein Agnes vor dem Abschied auf seinem Schoße saß und ihm voll Entsetzen erzählte, was ihnen das Fräulein heute in der Schule von Kain und Abel gesagt hatte. Er fühlte damals ganz deutlich, wie ein Zittern des Abscheus durch den kleinen Körper ging, als sie zu ihm sprach:

„Gelt, Papa, Kain war doch ein ganz böser Mensch? Pfui, ein Mörder! Kann man einen Mörder auch noch liebhaben?"

Und sie schüttelte sich dabei vor Entsetzen. Das stand jetzt wie ein Blitz wieder vor der Seele des Vaters. „Pfui, ein Mörder!" Johannes Weber kam sich unbeschreiblich schlecht vor in diesen Sekunden. Es dünkte ihm, als könnte es wohl auf der ganzen Erde keinen Menschen geben, der so schlecht wäre wie er.

Pfui, ein Mörder! Pfui, ein Mörder!

Klang es jetzt nicht von allen Seiten so durch die Nacht? Er suchte die einzelnen Stimmen festzuhalten; aber es gelang ihm nicht, es war ein schier unendliches Gewirre von Stimmen. Doch halt, waren das nicht die Stimmen seiner anderen Kinder, war das nicht die Stimme seiner Lisbeth, die seines Pfarrers, seines Lehrers . . .? Und durch alle hindurch schallte jetzt wie ein gewaltiger Donner, stärker als der furchtbarste Kanonendonner die eherne Stimme Gottes:

„Du sollst nicht töten!"

Johannes Weber lag zerknirscht am Boden; das Gewehr war seinen Händen entfallen. Nur ein Wort stammelten seine Lippen in einem fort:

„O Gott, kannst du mir noch verzeihen, mir, einem elenden Mörder . . . ?"

Der Kampf in seiner Seele war zu Ende. Die Religion hatte über die Rache den Sieg davongetragen.

Und am nächsten Tage, als sie wieder im Quartiere zusammensaßen, spottete Hansen wie gewöhnlich über den alten Gott, der heutzutage nicht mehr Macht in der Welt besäße als ein armseliger Strohmann.

Eines Tages wird er es erfahren.

Unsere Stärke ist der Herr

Der Fernblick in die Zukunft will unser Herz mit leiser Schwermut erfüllen. Nur Menschen, deren Vergangenheit ein einziger Sonnentag gewesen, sehen ganz heiteren Sinnes vorwärts. Sie wissen ja nicht aus eigenem Erleben, wie hart das Dasein werden kann, und bilden sich gerne ein, das Kommende müsse dem Vergangenen ähnlich sein. Und glauben, das Leben sei so leicht zu meistern, daß es wie ein gehorsames Kind sich still ihren Wünschen und ihrem Willen gefügig zeige. Sie wissen noch nicht, was leben heißt, und wenn andere es ihnen sagen, schütteln sie den Kopf und denken heimlich, sie seien Lebensstümper.

Lassen wir sie ruhig Luftschlösser bauen und gönnen wir ihnen die Freude, sich für rechte Lebenskünstler zu halten. Die Zukunft wird ihnen schon zeigen, daß sie nicht mehr verstehen als andere Menschen auch, und daß Lebenskunst erst gelernt werden muß in harter Kreuzesschule. Erfahrenen Menschen ist es darum auch bange ums Herz beim Gedanken an die Zukunft, und mit bebenden Lippen fragen sie sich: „Was wird sie mir nun noch bringen? Wird sie mein Leid bergehoch auftürmen, wird sie Sturm und Regen mir ums Gesicht peitschen, wird sie mir Steine in den Weg werfen, über

die ich nicht hinwegkommen kann, wird sie trostlose Nebeltage bringen, oder wird sich zuweilen auch ein kleiner Sonnenstrahl in mein Leben verirren?“ Und im Geiste reihen sie Tag an Tag und Stunde an Stunde, und überall bleiben sie stehen und fragen pochenden Herzens, was die Zukunft wohl in den dunklen Falten ihres Gewandes für sie birgt.

Aus den Tiefen ihres Herzens aber antwortet auf ihre Angst eine feste und zuversichtliche Stimme: „Du vermagst alles in dem, der dich stärkt. Deine Stärke ist der Herr. Gottes Güte waltet über dir. Er kennt dich, er liebt dich, er sorgt für dich. Seine Weisheit ordnet alles lieblich an von einem Ende der Erde bis zum andern. Alle Sorgen wirf auf den Herrn! Er läßt Gras wachsen auf den Bergen und Kräuter zum Dienste der Menschen. Er gibt dem Vieh seine Speise und auch den jungen Raben, die zu ihm rufen. Er bestimmt die Zahl der Sterne und nennet sie mit Namen. Groß ist der Herr und machtvoll; er hält aufrecht die Armen, und die Frevler drückt er zu Boden.“

Es ist ein eigenartig stärkender Gedanke: Gott steht mir zur Seite. Er kennt mich. Ich bin sein. Er schaut mir zu. Er reicht mir durch die Wolken seine Hand, um mich zu führen und zu halten, so wie Vater und Mutter ihrem Kinde die Hand geben, damit es nicht strauchle und falle.

Aber ich lese von nagenden Zweifeln in den Zügen deines Antlitzes, und aus dem Schweigen deines Mundes höre ich laute Klagen. „Wer kann noch an die Vorsehung Gottes glauben? Wer das Leben mit seinen Härten, Ungerechtigkeiten und Unbegreiflichkeiten kennt, der wird sich schwer davon überzeugen lassen, daß eine

weise, gerechte und allgütige Vorsehung über unserem Leben waltet."

Ich verstehe deine Schwierigkeiten sehr gut; denn in eines jeden Menschen Leben kommen Stunden, da er die Faust zum Himmel erheben möchte, weil er vor lauter düsteren, quälenden Rätseln steht. Es war gewiß eine Kleinigkeit, an Gottes gütige Führung zu glauben, solange wir spürten, daß eine starke Hand uns hielt, und es uns zumute war wie dem Kinde, das in den Armen der Mutter vor Weh und Leid sich geborgen fühlt, weil sie jede Gefahr von uns fernhielt und selber unsere Lasten auf sich nahm. Damals war es nicht schwer zu sagen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden," und wir mochten kaum begreifen, daß es Menschen geben konnte, die dieses Wort nicht über die Lippen brachten. Wer von Gott auf weichen Fittichen getragen wird, kann leichter sich in seinen Willen fügen als jene, die auf Kreuzesbalken gebettet sind. Man braucht sich nicht zu wundern, daß solchen Menschen wehe Klagen aus dem Herzen steigen.

Gott schlägt mich bitter, und seine Hand ruht schwer auf mir. Soll das die Hand des gütigen Vaters sein?

Gott läßt mich den Kelch der Bitterkeit bis zur Neige trinken. Ich habe ihn schon so oft und eindringlich gebeten, mir auch ein bißchen Freude zum Leide zu geben; aber ich sehe nur immer, daß andere mit Glück überschüttet werden, während ich blutenden Herzens an meinem Kummer würge.

Das mag alles wahr sein; aber man darf nicht vergessen, daß die Hand, die uns schlägt, sich aus Liebe zu uns ans Kreuz schlagen ließ;

daß unser Herrgott, der uns Dornenwege wandern

läßt, vorher aus Liebe zu uns durch Dornenhecken gegangen ist, als er unsere Seele suchen ging;

daß er selber am Ölberg seinen himmlischen Vater flehentlich um Wegnahme des Leidenskelches bat, ihn aber trinken mußte, weil die göttliche Vorsehung es so wollte.

Man darf nicht denken, Gott sei nicht da, weil wir seine Gegenwart nicht empfinden; er habe uns im Stiche gelassen, weil er seine Hand einen Augenblick zurückgezogen; er liebe uns nicht mehr, weil er uns nicht den Willen tut; er sorge nicht für uns, weil wir die Last des Kreuzes auf unseren Schultern verspüren. Gott ist bei uns. Und jeden Morgen streckt er dir seine Hand entgegen und spricht: „Willst du, daß ich Sorge für dich trage?" Reichen wir ihm nur vertrauensvoll die Hand und sagen wir getrost: „So nimm' denn meine Hände und führe mich!" Warum wolltest du ihm nicht mehr vertrauen?

Ist seine Allmacht verkürzt?

Ist er nicht mehr weise genug, um den richtigen Weg zum Himmel für dich zu finden?

Ist er nicht mehr gütig genug, um deinen schwachen Kräften zu helfen?

Meinst du, er könne und wolle dein Schicksal nicht zum besten lenken, da er doch des Würmleins auf der Straße nicht vergißt? Wenn kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen, wenn er die Vögel des Himmels kleidet und die Lilien des Feldes, dann wird er auch dich nicht vergessen können in deiner Not. Du darfst nicht denken, Gott helfe nicht, weil du seine Pläne nicht durchschaust. Und es ist unrecht, die Vorsehung zu leugnen, weil sie

uns harte Wege führt. Ist denn der Vater nicht gütig und weise, wenn er sein Kind straft? Man kann von Gott, dem Allweisen und Allgütigen, nicht verlangen, daß er sich nach unserer Erkenntnis und nach unseren Wünschen richtet. Das wäre geradeso, wie wenn der Säugling von den Erwachsenen forderte, daß sie sich in allen Dingen nach seiner weisen Einsicht richten sollten. Gott, der Vater, sieht unendlich weiter als wir, er umfaßt das Ganze, und wir als Teilchen müssen uns eben dem großen Vorsehungsplane Gottes in Demut einordnen, wie es dem Geschöpfe geziemt. Darum hat er uns gelehrt zu beten: Dein Wille geschehe und nicht der meinige!"

Am ehesten wird man mit den Härten des Lebens fertig, wenn man sie tapfer in Gottes Hände legt mit der Bitte, er solle mit uns machen, was er wolle. Die Tage der Stürme werden auch wieder vorübergehen. In jedem Jahre wird es Frühling, und in jedem Leben gibt es Tage voll sonniger Hoffnungen und jubelnder Freude. Und kommen sie nicht, dann sind wir selber schuld daran, weil wir sie mit unserer mürrischen, verdrießlichen Stimmung und unserem kleinlichen Eigennutz vertreiben. Hochherzige Menschen, die nicht immer in sich hineingrübeln und an ihren Wünschen hängenbleiben, werden auch im tiefsten Leid die Sonne am Himmel sehen und nicht vergessen, daß ein gütiger Herrgott über ihnen wacht. Und selbst im ärgsten Sündenelend, wo sie sich als Feinde Gottes wissen, werden sie mit dem heiligen Philipp Neri ausrufen: „Ich verzweifle, ich verzweifle . . . an mir; aber ich vertraue um so mehr auf Gott." Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut. Und ich meine, jener Geistliche habe ein ebenso schönes wie wahres Wort

gesprochen, der sagte: „Wir haben niemals Grund, traurig zu sein. Nur dann dürften wir es sein, wenn es eines Tages hieße, der liebe Gott sei gestorben."

Machen wir uns nicht allzuviel Sorgen; denn der alte ewige Gott lebt noch. Und er wird nicht sterben. Die Wunden, die er schlägt, weil er muß, wird er auch wieder heilen. Und die Hindernisse, die uns den Weg versperren wollen, kann er leise und unvermerkt beseitigen. Gott ist uns Vater; er ist uns Mutter. Und er hat versprochen, daß er uns selbst dann noch liebte, wenn die eigene Mutter uns von sich stieße.

Verlaß dich auf ihn. Alles Leid wird vergehen, aber die Liebe unseres Gottes bleibt immer.

Stirb und werde . . .

In glühenden Farben brennt der Wald, wie winzige Flämmlein zuckt es durch die Büsche. Es ist das letzte Aufflammen der Natur vor dem Sterben. So viel Schönheit hat sie im Laufe des Jahres über Gottes Erde ausgestreut, und nun rüstet sie sich zum Untergehn. Ihre Kräfte sind verbraucht. Sie ist müde geworden vom vielen Schaffen. Viele Herzen hat sie froh gemacht, Segen hat sie gespendet mit reichen Händen. Darum ist es auch kein Abschiednehmen voll Schwermut und Verdruß, sondern voll Schönheit und stiller Freude. So wie bei jemand, der weiß, daß man sein Andenken in dankbarem Herzen bewahren wird, wenn er weggehen muß. Wie bei jemand, der wiederkommen darf in verjüngter Kraft und Schönheit.

Aber es ist doch immerhin ein Sterben, ein Untergehen, mag es auch ganz ruhig und selbstverständlich sich vollziehen. Und der Himmel hängt seine nebelichten Trauerflore aus und weint leise und unaufhaltsam seine Tränen in das große Sterben hinein. Die Natur muß sterben, damit sie im Schoße der Erde sich neue Kräfte sammeln kann für die Wunder des kommenden Lenzes. Darum lächelt die Sonne zuweilen noch ganz froh und heiter, wie auch Menschen unter Tränen beim Abschied

lächeln können, weil sie das baldige Wiedersehen ahnen. Das Wiedersehen, dem keine Trennung mehr folgt.

Das große Sterben in der Natur führt unser Denken wie von selbst auf das Sterben der Menschen.

War es noch so wonnig und so schön,
alles, was auf Erden, muß vergehn.

Das ist nun einmal so der Lauf der Dinge. Am Ende steht immer der Tod. Er spricht zu allem das letzte Wort. Und ein Wort, das hart und unerbittlich klingt. Schon viele von denen, die sich einst mit uns freuten „im rosigen Licht", die uns Freunde und Bekannte waren, an denen unser Herz mit jeder Faser hing, die wir liebten, als könnten wir sie nie mehr in unserem Leben missen, sie haben des Todes eherne Stimme schon vernommen und sind mit ihm in das Land der Ewigkeit gezogen. Einst glaubten wir, ohne sie nicht mehr leben zu können, und der Abschied war unendlich bitter. Er riß tiefe Wunden in unser Herz. Aber der Tod fragte danach nicht. Und auch jetzt noch ist es, als wollten die alten Wunden immer wieder aufbrechen, wenn ihr liebes Bild vor unsere Seele tritt. Und in keinem Monat werden so viele Tränen vergossen wie im November, wo aus der Natur uns so viel Todesstimmung umweht.

Sie sind hinübergegangen. Wir sagen, sie seien in ein besseres Jenseits gegangen. Sie ruhen in Frieden. Und wir glauben, daß ihr Sterben nur ein Heimgang zum Vaterhaus ist, daß ihr Leib im Schoße der Erde sich nur vorbereitet auf die glorreiche Auferstehung, daß wir mit ihnen wieder zusammenkommen, um niemals mehr getrennt zu werden. Die Natur ist uns ein Sinnbild und Zeichen. Sie stirbt, um zu werden. Und

unsere irdische Hülle sinkt in Staub, damit aus der Verwesung ein neuer Mensch zu schönerem Leben erstehe.

> . . . aus des Walds Verdüstern,
> den Stimmen des Vergehns,
> hört ich die Hoffnung flüstern
> des ew'gen Wiedersehns.

Nein, unsere Toten verlassen uns nicht für immer. Sie gehen unter wie die Sonne. Haben sie während ihres Lebens viel Gutes getan, haben sie viele Menschenherzen glücklich und froh gemacht, so leuchtet ihr Leben noch lange nach dem Sterben durch die Welt. Und schöner wieder geht es auf.

Die Toten sind nicht tot. Wer so sagt, der lügt. Denn sie leben noch, und leben in Ewigkeit. Und die Kinder Gottes gewesen sind hier auf Erden, werden Erben des himmlischen Reiches sein. Die dem göttlichen Weinstock eingepflanzt waren, in ihm lebten, wirkten und litten, werden nicht sterben in Ewigkeit. Wie soll ich für dieses einzigschöne Wort danken, Herr und Meister? Das Sterben des Menschen wäre sonst auch unerträglich. Und Gott hätte ihnen die große Liebe nur dazu gegeben, um sie nach kurzem Glücke um so schmerzlicher zu foltern. Menschenlos wäre dann unsagbar traurig.

Wir sind nicht wie jene, die keine Hoffnung haben. Am Grabe sehen wir den Engel des Glaubens, der hinüberzeigt nach der Ewigkeit, wo unser eigentliches, wahres Leben erst beginnt. Und der Engel der Hoffnung winkt vom Himmel herab und tröstet das wunde, leidmüde Herz, so wie ein freundlicher Stern den einsam nächtlichen Wanderer tröstet und ihm den Weg weist.

Nein, die Toten sind nicht tot. Sie leben. Und sie

warten auf uns. Warten vielleicht auf unser Beten, auf unsere Opfer, auf unsere Hilfe. Wenn deine Liebe wirklich über das Grab hinaus geht, dann horche auf ihre Klagen und Bitten! Laß sie nicht umsonst warten! Eine Liebe, die vergeht, sobald der Tote von uns weggegangen ist, war niemals eine echte Liebe. Das war Eigennutz und Sinnlichkeit. Nicht deine Tränen brauchen die Toten, nicht dein Trauern, nicht dein Wehklagen: all das kann ihnen nichts nutzen. Sie sehnen sich nur nach deiner Liebe, nach deiner helfenden, opferbereiten Liebe.

Sie warten auf dich. Denn auch für dich wird der Tag kommen, da dein jetzt noch so kräftiger Leib wie ein morsches Haus zusammenbrechen, und deine Seele entfliehen wird zur ewigen Heimat. Sorge dafür, daß dieser Tag dich nicht unvorbereitet finde! Bereit sein ist alles. Es ist die große Aufgabe unseres Lebens, uns für diesen Tag bereit zu halten, damit er uns nicht wie ein Dieb in der Nacht überrasche.

Wer als Kind Gottes lebt, den wird der Tod nicht überraschen können. Er wird im Gegenteil sagen dürfen, daß „das Schönste am Leben das Sterben sei." Und daß man den Tod nicht zu fürchten braucht, wenn man im Leben immer treu zu dem gehalten hat, der einst unser Richter sein wird, und dessen Urteil über unser ewiges Glück entscheiden wird.

Mein Bruder

Mein Bruder und ich

Auf den rebenbekränzten Höhen des Rheins stehn zwei zerfallene Burgen, denen der Volksmund den Namen „Die beiden feindlichen Brüder“ gegeben hat. Und eine alte Sage weiß zu melden, daß in den beiden Burgen einst zwei Brüder gehaust haben, die sich gegenseitig mit tödlichem Hasse verfolgten, bis alles unter Schutt und Asche vergraben lag.

Ob der Mann nicht recht hatte, der einst in bitterem Harme die Menschen als „feindliche Brüder“ brandmarkte? Denn es geht tatsächlich ein gewaltiger Kampf durch die Welt. Brüder desselben Vaters im Himmel stehen sich mit blanker Waffe einander gegenüber, als sollte sich die Fluchtat des Kain verewigen. Ständig zum Angriff bereit, um unberechtigte Forderungen abzuweisen, ständig darauf lauernd, ob nicht irgendwo und irgendwie auf Kosten des Bruders ein Vorteil herauszuschlagen sei.

„Der Mensch ist des Menschen größter Feind!“ Aber nicht nach Gottes Willen. Nur menschliche Bosheit und Rücksichtslosigkeit, menschlicher Eigennutz und Neid haben das Verhältnis zwischen den Brüdern so gespannt und mit Zündstoff geladen, daß man nicht einsehen kann, wie das Wort vom Frieden des Christkindes Tat werden

soll. Die Grundsätze christlicher Liebe könnten wohl den Wirrwar lösen; aber die meisten Menschen wenden sie nicht an oder nur dann, wenn sie zu ihren Gunsten sprechen.

Es kann wenig zum Frieden beitragen, wenn man schimpft, über den feindlichen Bruder klagt und mit geballten Fäusten nach ihm schlägt. Die Leidenschaft macht blind und ungerecht. Man muß den Bruder kennenlernen. Und zu verstehen suchen,

daß in ihm der Neid und Unwille sich regt, wenn er selber mit seiner Familie in elenden Wohnungen bitteren Hunger leidet und dabei deine prachtvollen Zimmer und glänzenden Feste sieht, die du vielleicht noch mit großem Getue ihm zeigst;

daß es für einen strebsamen Mann nicht leicht zu ertragen ist, selber zurückgesetzt zu werden, um immer in dem Nichts der Bedeutungslosigkeit zu verharren, wenn er sieht, daß du im Fluge emporsteigst, vielleicht durch Anwendung von Mitteln, die in seinen Augen ein Verbrechen oder wenigstens eine Unehrlichkeit sind;

daß es für ein Dienstmädchen keine Kleinigkeit ist, das Gehaben und die Launen seiner Herrin zu ertragen, obwohl es weiß, wie wenig Hochachtung sie verdient;

daß ein armes Kontorfräulein wirklich christlichen Heldenmut aufbringen muß, um nicht zu verbittern, wenn es jeden Tag erfährt, daß sie, vielleicht sogar von Katholiken, ausgenutzt wird bis zum letzten Hauch von Kraft und zum letzten Tropfen Blut;

daß es für jene, die tief in Not und Elend sitzen, denen es jeden Augenblick zumute ist, als müßten sie laut zu weinen anfangen, sehr schwer sein muß, lachende, schäkernde, gesättigte Menschen anzusehen;

daß es armen, einsamen Menschen fast unmöglich ist, neidlos auf jene zu schauen, die von ihren Mitmenschen umschmeichelt und mit Liebe überschüttet werden.

Es berührt mich immer eigenartig, daß die allermeisten Reisenden tun, als sei kein Platz mehr im Abteil, wenn ein armer Mensch kommt, um noch ein Plätzchen zu finden. So sind die Menschen. Und klagen dann darüber, daß andere ihnen feindlich gegenüberstehen, daß so wenig Liebe in der Welt herrsche. Wer Liebe sät, wird Liebe ernten. Wer aber nie genug bekommen kann, sondern wie ein Hamster sammelt und seinen darbenden Brüdern das Notwendigste wegnimmt, wer wie ein Raubtier mit seinem fetten Bissen sich hinwegschleicht, um ihn in Sicherheit zu bringen, damit er mit niemand zu teilen braucht, hat vom Geiste des Christentums noch blutwenig verstanden. Aber jener ebensowenig, der nicht sehen kann, daß sein Bruder etwas mehr hat als er selbst, und am liebsten jeden Tag von neuem teilen und abwiegen möchte, damit alles gleich bleibt. Und sich dann wundert, daß es feindliche Brüder in der Welt gibt.

Man muß seinem Mitmenschen wirklich gut sein, ihm verständnisvoll und teilnehmend gegenüberstehen wollen. Es wird ja immer so bleiben, daß wir Segen oder Fluch ausstreuen, ob wir es wollen oder nicht. Und man müßte sich öfters darüber Rechenschaft geben, ob man wirklich im Geiste der Liebe mit seinen Mitmenschen verkehrt. Wer ihn schmäht und kränkt, wer ihn verleumdet und an der Ehre schädigt, kann ihn doch nicht lieben; wer ihn leiden sehen kann, ohne zu helfen, wer ihm wehe tut ohne Notwendigkeit, wer nicht zu ihm herabsteigt, um ihn emporzuheben, wer

nicht ein gutes Wort für ihn findet, um ihm Mut zu machen, wer nicht seine Hände öffnen mag, um zu lindern, wo er könnte, trägt mehr oder weniger dazu bei, daß die Feindschaft unter den Menschen immer noch größer wird.

Denk nicht aus der Schuld geheimen Ketten
dich in meine Seligkeit zu retten,
hoffe nicht im Paradies zu weiden,
wenn noch Menschen deinetwegen leiden,
wenn der Stein noch wirkt sein Wellenspiel,
der aus deiner Hand ins Wasser fiel!

Wisse, Seele, daß ich's nicht vermag,
dich zu heben in den höchsten Tag,
eh nicht keiner mehr, den du gekränkt,
sich mit Gram an deine Füße hängt,
eh du nicht vor jeglichem Gericht
frei bist und dich alles selig spricht.

Wird sind Brüder. Alle. Ob reich oder arm, ob gelehrt oder ungelehrt, ob gebildet oder ungebildet, ob wir im Studierzimmer sitzen oder im öden Kontor, ob wir an der Hobelbank stehen oder in den Tiefen der Erde uns mühen: wir sind alle Brüder, Kinder Gottes. Warum sollten wir uns zanken und befeinden? Wir haben doch alle nur das eine Ziel, den Himmel. Und alles andere, was uns trennt, sind doch nur Kleinigkeiten.

Wie schön müßte das Zusammenleben der Menschen werden, wenn wir uns alle stets bewußt blieben, daß unsere Mitmenschen brüderlich mit uns dem Himmel zueilen, daß wir einst alle zusammen vor Gottes Richterstuhl stehen werden. Könnte ich dann gegen einen solchen Menschen hart sein im Reden?

Könnte ich seinen Hunger ansehen, ohne das letzte Stück Brot mit ihm zu teilen? Könnte ich rauh und herrisch ihn behandeln? Könnte ich ihn beneiden und befeinden, weil er etwas mehr hat als ich? Könnte ich ein liebloses Wort über ihn reden?

Wir sind Brüder. Vergiß das nicht. Und denke daran: die mit dir heute zusammenarbeiten, sind dir Bruder und Schwester. Sei darum gut zu ihnen! Die dich heute befeinden, sind deine irrenden Brüder; frage nach ihrem Kummer und hilf ihnen, wenn ihre Klagen berechtigt sind.

Sie wollen alle wie du in den Himmel kommen. Reichet euch die Hände, wie treue Brüder es tun. Gemeinschaft macht stark.

Und die Liebe verklärt und überwindet alles.

Unser Nächster

Ich weiß nicht, ob es dir auch so ergeht wie mir, wenn du durch das hastende Gewoge flutenden Großstadtlebens wanderst. Keinen Menschen möchte ich dann zum Begleiter haben, sondern allein, ganz allein mit meinen Gedanken bleiben. Denn was Menschen einem hier sagen könnten, sind doch nur Alltagsdinge, die einen eher verflachen als vertiefen. Gerne streife ich mit lieben Menschen durch Gottes Wunderwelt, um sie mit ihnen seelisch nachzuerleben, gerne plaudere ich auch mit ihnen beim trauten Alleinsein, wo man nicht gezwungen ist, jedes Wort auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen und abzuwägen; aber im Angesichte des großen Weltmeeres, beim stürmischen Wogenlied seiner Fluten und im Hasten und Drängen der heutigen Großstadt bin ich am liebsten allein.

Und wenn ich so hindurchgehe, halb drängend, halb geschoben, während ich die vielen Menschen an mir vorüberfluten sehe, lauter unbekannte Gesichter, dann kommt mir wohl manchmal der Gedanke, daß wir Menschen uns doch unsagbar ferne stehen! Denn was bedeuten einem all die Tausende, die lachend und schäkernd, grübelnd und hastend vorbeijagen, neben einem in der Tram sitzen oder in der Untergrundbahn sich rasch

einen Platz zu sichern suchen? Für einen Augenblick schauen sie einen an, mit einem flüchtigen, vielleicht auch erstaunten oder spöttischen Blick, weil sie an der Tracht den Geistlichen erkennen, dann eilen sie wieder ihren Zielen nach. Sie sind und bleiben einem fremd. Man ist für sie weiter nichts als eine Null, als einer von den vielen, die kommen und gehen. Man kommt sich niemals so unendlich klein und nichtig vor wie im Gewühl der Großstädte.

Ziehen wir aber den Kreis unseres Erlebens enger und enger, dann bleibt zuletzt eine geringe Anzahl von Menschen übrig, die wir Freunde und Bekannte nennen. Bei den einen ist diesere Kreis kleiner, bei den anderen größer. Aber im Vergleich zu den 1500 Millionen Menschen, die auf der Erde wohnen, ist die Zahl unserer Bekannten doch immer ganz winzig klein. Ihnen gegenüber dürfen wir aber nicht gleichgültig bleiben wie bei Fremden, weil wir doch irgendwie für die unsterblichen Seelen dieser Menschen mitverantwortlich sind.

Mitverantwortlich für die Seele der andern? Zweifellos. Denn sie stehen doch unter unserem Einfluß, weil ihre Seele getroffen wird von der Blutwelle, die von unserem Denken und Tun nach allen Seiten sich ergießt. Irgendein Gedanke, der von unserem Geist ausgeht, berührt ihre Seele und schlägt Wellen darin; irgendein Wort, das wir sprechen, trifft die Saiten ihres Herzens und weckt darin verwandte Klänge; irgendeine Tat, die wir vollbringen, regt sie an, unserem Beispiel zu folgen; irgendeine Nachlässigkeit, die wir uns zuschulden kommen lassen, gibt ihnen die erwünschte Gelegenheit, sich an einer lästigen Pflicht vorbeizuschleichen.

Das sind Tatsachen, vor denen alles Die-Augen-

schließen nichts hilft. Wir stehen nun einmal mitten im Auf- und Niederwogen des Weltgeschehens, mitten im Wachsen und Werden, im Ringen und Kämpfen unserer Mitmenschen und können es gar nicht hindern, daß wir zu ihrer Bildung und zu ihren Entscheidungen beitragen. Ob einer gute oder schlechte Wege geht, nach rechts oder nach links sich wendet, hängt, wenigstens bei den Menschen, die in unserem Einflußbereiche sich befinden, irgendwie auch von uns ab. Und darum tragen wir auch mehr oder weniger mit an der Verantwortung, daß sie gut oder schlecht oder gleichgültig werden oder geworden sind.

Es hat keinen Sinn, mit dem häßlichen Kainsworte „Was kümmert mich mein Bruder?" an ihnen wie an den fremden Großstadtmenschen vorübergehen zu wollen. Denn ebensowenig wie ich einen ins Wasser geworfenen Stein hindern kann, seine Wellenkreise zu schlagen, vermag ich die Einflußwellen, die von meinem Tun und Lassen ausgehen, in ihrem Laufe zu hemmen. Meine Worte und Taten stehen nun einmal da, sie wollen sich nach allen Seiten auswirken, und sie werden ihre Kreise schlagen, ob ich es billige oder bereue. Selbst jeder meiner Gedanken wird sich in irgendeiner Form auswirken, weil er mitbeiträgt zur Bildung und Gestaltung meines Wesens. Er spricht doch aus meinem Reden und Handeln, nimmt sichtbare Form an in meinen Blicken und Bewegungen, durchleuchtet oder verdüstert meine Züge.

Aus diesen Erwägungen heraus verstehen wir erst, weshalb das schlechte Beispiel so verderblich wirken muß und so schwer zu verantworten ist. Und das gute zu einem wahren Segen wird. Und jeder von uns,

der prüfenden Sinnes den Wegen nachgeht, auf denen sein Wesen sich gebildet hat, wird sich gestehen müssen, daß viele Menschen bei all seinem Tun und Lassen mitgearbeitet haben. „Was man ist, das blieb man andern schuldig." Was er ist und was er tat, ist und tat er sehr unter dem Einfluß anderer Menschen. Selbst der Gedanke an sie stand in lebendiger Greifbarkeit vor ihm, um ihn die Wege des Guten zu führen, oder er lag auf seiner Seele wie eine schwüle, erdrückende Last, die er kaum mehr abzuschütteln vermochte.

Verstehst du jetzt, daß die Seele des Mitmenschen gewissermaßen in deine Hände gelegt ist? Die eine mehr, die andere weniger. Aber von jeder darfst du sagen: „Ich darf sie mitformen, darf sie mitbilden, darf ihr etwas von meinem Geiste mitgeben. Ist es dann nicht etwas unsagbar Schönes und Hohes, wenn dieses Etwas, das du gibst, die Seele des Mitmenschen veredelt und emporhebt, zu Gott trägt? Darum ist auch die sogenannte apostolische Tätigkeit so notwendig und so groß. Denn sie bedeutet ja im letzten Grunde doch nichts anderes, als den Mitmenschen beeinflussen, den Wirkungskreis unseres Wesens auf immer mehr Menschen ausdehnen, selbst auf solche, die wir persönlich gar nicht kennen. Und mag es auch noch so wenig sein, was du tust in diesem Sinne, sei es allein, sei es durch andere, es ist immer etwas Großes. Und der Mensch, der seinem Beten und Arbeiten solche Ziele zu geben weiß, betet und arbeitet wahrhaftig nicht fruchtlos.

Warum

Ich möchte mal gern einen Menschen sehen, der ganz glücklich ist. Einen Menschen, der klaglos zufrieden ist. Vielleicht erginge es mir dann wie dem Abgesandten jenes persischen Königs, der auszog, um für seinen Herrn das Hemd eines glücklichen Menschen zu suchen. Es war dem Fürsten nämlich gesagt worden, wenn er ein solches Hemd anzöge, würde er von seiner schweren Krankheit genesen. Der Diener durchzog nun die halbe Welt, ohne einen glücklichen Menschen zu entdecken. Schon wollte er mutlos zurückkehren, als er eines Tages an einem Berghang einen Hirtenbuben entdeckte, der stillvergnügt auf seiner Schalmei blies. Und auf Befragen erklärte, daß er ganz glücklich und zufrieden sei. Der Fremde pries im geheimen sein gütiges Geschick, das ihn hierher geführt und freute sich schon auf die hohe Belohnung, die er von dem Fürsten zu erwarten hatte. Als er aber um das Hemd dieses glücklichen Menschen bat, verriet ihm derselbe, daß er keines besitze; er sei zu arm, um eines zu kaufen.

Fragt man nach den Gründen, weshalb Menschen oft so unzufrieden und unglücklich sind, so wird die Antwort sehr verschieden sein je nach Charakter und Lebensverhältnissen. Viele sind eben geborene Schwarz-

seher, die alles grau in grau sehen. Ihnen kann niemand etwas recht machen; selbst unser Herrgott nicht. Nörgeln und tadeln ist ihnen ein Lebensbedürfnis. Jedes zweite Wort ist voll verletzender Schärfe, selbst wenn sie es nicht beabsichtigen. Es gehört schon zu ihrem Lebensstil, weil sie sich niemals Mühe gaben, gütig über andere Menschen und deren Tun und Lassen zu denken und zu urteilen. Der sonnige Mensch bleibt beim ersten Frühlingsblümchen stehen, beugt sich liebevoll zu ihm nieder, als ob der Frühling leibhaftig ihm begegnet sei. Und meint, es sei ein großes Glück, das der Herrgott ihm heute beschert habe. Der Schwarzseher aber sieht es kaum, ihm ist das Blümlein ein unnützes Kraut, und achtlos tritt er es nieder in den Schmutz. Frohe Menschen freuen sich über das Gute, wo immer es ihnen entgegenleuchtet, und an das Böse glauben sie nur, wenn sie es mit Händen greifen und mit Augen sehen müssen. Schwarzseher aber suchen zuerst immer nach den Schatten, und mit Absicht gehen sie den Lichtseiten aus dem Wege. Sie sind leicht empfänglich für hetzerische Reden, und sehen sie, daß jemand eine noch schwärzere Brille trägt als sie selber, so nehmen sie dieselbe gewiß noch zu der ihrigen. Ihre Freunde sind jene, die möglichst viel über die schlechten Menschen und die schlechten Zeiten jammern und schimpfen, als ob sie der Herrgott aufgestellt hätte, über ihre Mitmenschen zu Gericht zu sitzen. Doch nicht zum Tadeln und zum Klagen sind wir da, sondern zum Bessermachen und Helfen. Es ist schon zuviel, wenn ein Mensch sich selber quält; er dürfte die schwarze Stimmung seines Lebens nicht in das Leben anderer hineintragen. Mag er sich Sorgen schaffen, weil er

sonst keine hätte; aber dann soll er sie auch allein tragen und andern nicht aufbürden. Das hieße das Leid ohne Grund in der Welt vermehren.

Die Amsel preist mit Schweigen
den Nachtigallen-Reigen;
da quaken aus dem Weiher
im Chor die Übelschreier.
Sie frägt die Wasserleute:
„Was solches denn bedeute?"
Da sagt eins von den Tieren:
„Wir sind am kritisieren!"

Warum bist du nicht glücklich? Vielleicht sitzt in deinem Innern ein böser Wurm. Du kennst ihn. Aber weniger bei dir als bei andern. Er heißt Neid. Und er ist ein gar böser Geselle. Wo er in einem Herzen sich eingenistet hat, da bohrt und wühlt er und läßt keine Ruhe. Und geht es jemand besser als dir, wird sein Arbeiten anerkannt und von Erfolg begleitet, so läßt er dir keine Ruhe. Und wie eine dunkle Wolke senken sich in deine Seele häßliche Gedanken und Wünsche, die ihr den klaren freien Ausblick in die Welt hindern. Neidische Menschen sind immer unglückliche Menschen; denn der Gedanke an das Gute bei andern läßt es dir keine Ruhe. Und wie eine dunkle Wolke leider nur zu oft von Gift und Galle.

Warum kannst du nicht glücklich werden? Weil Haß und Abneigung dein Leben vergiften? Im Anfang hättest du das Gift noch leicht aus deiner Seele ausscheiden können; aber du hast auf keinen guten Rat gehört, sondern gierig dein Ohr lieblosem, häßlichem Klatsch geliehen, und darum ist deine Seele krank geworden bis ins Mark. Mit jedem Tag hat sich der Haß

tiefer eingefressen, bis du nicht mehr die Kraft fandest, ihn zu töten, selbst wenn du gewollt hättest. Arme Menschen, die sich zu Sklaven einer Leidenschaft machen! Aber froh wirst du nicht, solange du nicht ganz hochherzig denkst und handelst, zu den Gesinnungen echten Christentums zurückkehrst und rücksichtslos dein Ohr gegen alle Schwätzereien verschließt.

Warum kannst du nicht glücklich werden? Ich sehe es dir an, was du sagen willst. „Ich möchte schon gern friedlich leben," meinst du, „aber meine Hausgenossen!" Es ist wahr, des Menschen größte Feinde sind seine Hausgenossen. „Ob ich mir auch immer wieder die schönsten Vorsätze machen, komme ich mit andern zusammen, so muß ich mich doch ärgern, und Zank und Streit ohne Ende sind die Folge."

Es ist ja schade, daß deine Hausgenossen noch soviel Ecken und Kanten in ihrem Wesen haben. Ich wünschte wahrhaftig auch, sie würden sie abschleifen. Aber vielleicht hast du selber auch welche, und wenn hart auf hart prallt, gibt es bekanntlich Funken. Und würdest du einmal darauf hören, was deine Hausgenossen von dir sagen, so könntest du wohl erfahren, daß das Bild, das sie von dir zeichnen, ganz verschieden von demjenigen ist, das du von dir selbst gemalt hast. Vielleicht verlangst du auch zuviel von ihnen, schraubst deine Anforderungen zu hoch, legst an andere den Maßstab an, den du an dich selbst zu legen gewohnt bist, obwohl sie gar nicht das leisten können, was du leisten kannst. Wieviel Mütter werden aus diesem Grunde ungerecht und hart gegen ihre Kinder, wieviel Kinder lieblos und grausam gegen ihre alten Eltern! Sehr viele Ecken beruhen überhaupt nur auf Mißverständ-

nissen und falscher Behandlung, und würde man mit allerlei Menschlichkeiten von vornherein rechnen, so brauchte man sich daran nicht das Herz wundzustoßen, sondern könnte sie benutzen, um darüber hinweg zum sittlichen Heldentum aufzusteigen. An dem Kreuz des gemeinschaftlichen Lebens kommen wir nun einmal nicht vorbei. Je mehr man übrigens davon spricht, je länger man dabei stehenbleibt und es von allen Seiten betrachtet, je sorgfältiger man seine Länge und Breite und Höhe und Schärfe mißt, desto drückender wird es für uns werden. Am besten werden jene mit dem Hauskreuz fertig, die gar nicht darauf achten, sondern tun, als hätten sie den Stich oder Stoß nicht gemerkt, und mit unveränderter Heiterkeit und Ruhe weitergehen. Es ist zwar ein sehr abgegriffenes und nichtssagendes Wort: „Nur die Ruhe kann es bringen"; aber es enthält doch mehr Lebensklugheit als viele tiefsinnig klingenden Sprüche.

Warum bist du nicht glücklich? Hat der Tod schmerzliche Lücken in dein Leben gerissen? Stehst du einsam und verlassen in der Welt? Quälen dich innere, seelische Leiden, daß du keine Ruhe findest? Aber rechte Lebenskünstler würden auch selbst dann nicht unglücklich, weil Unglücklichsein durchaus nicht immer gleichbedeutend ist mit Kreuzträgersein. Der blinde Bettler vor den Toren der Kirche Unserer Lieben Frau zu Paris erklärte dem großen Gottesgelehrten Gerson, daß er keine unglückliche Stunde habe. Wer seinen Blick immer krampfhaft auf die verwöhnten Kinder des Glücks richtet, auf jene, die an vollbesetzten Tischen sitzen, für den ist es natürlich hart, die Brosamen essen zu müssen, die von den Tischen der Reichen fallen.

Wer aber auf die große Mehrzahl der Menschen schaut, die, ebenso wie wir, gebückt unter dem Kreuze einhergehen, der wird sich nicht mehr wundern, daß auch er seinen Teil tragen muß von dem großen Erdenleid. Er wird langsam die heiligende Macht des Kreuzes kennenlernen und seinem Herrgott dafür noch danken können.

Es wird nur darauf ankommen, daß großes Leid bei uns immer ein großes Herz findet!

Reifende Saaten

In weißen Gewändern stehn auf unseren Fluren die herrlichen Saatfelder, als hätten sie sich schon gerüstet für den frohen Erntetag mit seinem hellen Sichelklang und Freudejauchzen. Es rauscht und raschelt durch die dürren Halme und kornschweren Ähren wie die Einleitung zu einem glücklichen Schnitterlied. Und wie die liebliche Antwort auf die vierte Bitte des Vaterunsers: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ Kann man das Vaterunser denn irgendwo andächtiger beten als inmitten der reifenden Saaten, wenn ringsum die Halme unter der schweren Last sich biegen, als wollten sie zusammenbrechen unter der goldenen Frucht. Wie liebkosend fährt unsere Hand darüber hin, während unsere Lippen ein inniges Dankgebet flüstern. Was sollten sie auch anders sprechen, wenn die ganze Natur vor einem daliegt wie eine prächtige Schale, auf der uns Gott seine reichen Gaben spendet!

Reifende Saaten gibt es so viele in der Welt. Auch in der Welt des Geistes. Und gar viel der Schnitter braucht es hier, um die harrende Ernte einzuheimsen. Doch leider drängt sich beim Anblick dieser weißen Saatfelder das Heilandswort auf die Lippen: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Hast du noch niemals diese reifenden Saaten gesehen und dabei in deinem Innern wie eine leise Ahnung empfunden, daß der Ruf Gottes auch dich einlädt, in die Schar der Schnitter einzutreten und die Ernte bergen zu helfen? Hast du noch niemals gehört, daß von 1500 Millionen Menschen zwei Drittel noch auf die Apostel warten, die Mut und Opferwilligkeit genug haben, um die schnittreifen Glaubenssaaten für Gott zu ernten? Nur ganz wenige Arbeiter stehn bis jetzt zerstreut auf den weiten Feldern und sehnen sich das Herz wund nach frischen Kräften, die sie ablösen und ergänzen, bevor sie selber unter der Arbeitslast zusammenbrechen.

Du fragst mich, wo die reifenden Saaten zu finden seien. Siehst du nicht Millionen von Kinderhändchen, die sich bittend dir entgegenstrecken, weil sie nach der Hand des Führers suchen, der ihnen den Weg zum Himmel weist? Siehst du auf diesem Erntefeld nicht auch die Seelen jener Kinder, die dir von Gott zur Erziehung anvertraut sind, und die du heimbringen sollst in die himmlischen Wohnungen? Darfst du müßig oder gleichgültig zusehen, wie der Teufel und seine Genossen emsig an der Arbeit sind, um die Frucht, die Gott gesät hat, und die wir behüten und bewachen sollten, für sich zu rauben? Darum erhebe dein Haupt und schaue auf; denn die Felder stehen schon reif zur Ernte. In dem großen Ringen um die Kinderseele darfst du nicht müßig beiseite stehen.

Siehst du nicht die Scharen von wahrheitssuchenden Jünglingen, die Tag für Tag in heißem Kampfe stehen wider innere und äußere Feinde, die inmitten dunkler Lebensrätsel und dem stürmischen Auf- und Nieder-

wogen der Leidenschaften selber den Weg zur Höhe nicht mehr finden können oder doch nur auf großen Umwegen, unter vielen Gefahren? Wäre da nicht ein Arbeitsfeld, wo du reiche Ernte machen könntest?

Siehst du nicht neben keuschen Mädchenseelen, die wie ein lieblicher Liliengarten vor Gottes Augen stehn und leuchten, viele andere, die in Gefahr sind, von rohen Bubenhänden angefaßt und zertreten zu werden, weil sie selber zu schwach sind, um sich zu verteidigen, oder weil sie, dem heißen Begehren in der eigenen Brust folgend, auf das weiche Lied der Sinnlichkeit zu gierig gelauscht und in toller Lust aus den Freudenbechern der Sünde getrunken haben? Hast du in deinem Innern noch nie eine Stimme vernommen, die dich zum Rettungswerke rief, die dich mahnte, deine Kraft miteinzusetzen, um diese weißen Lilien zu hüten, und jene, die in Gefahr sind, gegen Feinde schützen zu helfen? . . . Vielleicht wäre manche Lilie nicht beschmutzt worden, wenn du nur ein freundliches Wort gesprochen, ein kleines Opfer gebracht hättest.

Siehst du nicht die vielen Armen und Getretenen, die Traurigen und Niedergebeugten, deren kummervolles Auge um Hilfe bittet? Eine reiche Ernte, wenn nur die Zahl der Schnitter nicht allzugering wäre. Hier braucht es Erntearbeiter, die ein gütiges Herz und eine milde Hand, die ein scharfes Auge und ein feines Gehör auch für die verborgensten Nöten haben, die imstande sind, durch den äußeren Schein hinabzuschauen in die Falten der Seele und selbst aus dem Lachen der Lippen das Weh des Herzens herauszuhören. Und vor allem Menschen, die ganz selbstlos sich opfern können und wollen, die nie an sich selber denken, nicht ihren Vorteil

suchen, auch in den dunkelsten Kammern ihres Innern keinen heimlichen Stolz nähren, die auch durch schweren Undank nicht bewogen werden, die Wege des Wohltuns zu verlassen. Ehre den treuen Caritasjüngern auf diesem großen Erntefeld, sie werden ganz sicher nicht mit leeren Händen und tauben Ähren in der Ewigkeit ankommen.

Siehst du nicht die vielen haltlosen, schwankenden, zweifelnden und unruhigen Menschen, in deren Herz sich die Verbitterung festgebissen hat und durch deren Seele ein wütender Sturm rast, die im Begriffe sind, mit Gott und der Welt zu verfallen? Bist du teilnahmslos an ihnen vorübergegangen, weil sie dich nichts angingen? Warst du der getreue Schüler des Priesters und des Leviten, die kalt und herzlos an dem todwunden Manne bei Jericho vorübergingen? Vielleicht brauchte Gott dich als Arbeiter auf diesem Erntefeld, weil eine Seele reif war, um durch dich zu ihm geführt zu werden.

O, die Unterlassungen in unserem Leben! Hast du noch niemals daran gedacht, daß sie einmal als unerbittliche Ankläger gegen uns auftreten könnten?

Aber es braucht Apostelseelen für die Arbeit auf den Erntefeldern. Seelen, die nicht bloß mühsam ihren Samen streuen, nicht bloß beten und um Hilfe rufen, sondern auch in rastloser, hingebender Arbeit kämpfen und ringen um die Menschenseelen, die ihnen Gott auf irgendeine Weise anvertraut. Denn jede Menschenseele, die in den Himmel eingehen wird, muß erst getränkt werden mit dem Herzblute opferfroher Apostel, die bereit waren, die reifenden Saaten für den lieben Gott zu ernten.

Gefälligkeiten

Das scharfe Wort: „Ich habe keine Zeit!" entflieht gar rasch unserem Munde, auch wenn wir besser das Gegenteil sagen müßten. Es wird ja meist auch nur angewandt, um eine unangenehme Pflicht auf anständige Weise abzuschütteln. Als ob man dadurch zugleich den unerbittlichen, wenn auch lästigen Mahner in seinem Gewissen abschütteln könnte.

Um dem Beten, der Selbstbesinnung aus dem Wege zu gehen, sagen wir rasch: „Ich habe keine Zeit!" Und wir tun es auch gern, wenn unsere Mitmenschen eine Gefälligkeit von uns fordern. Und gerade dann dürften wir es nicht sagen, es sei denn, daß wir unbedingt verhindert sind. Nur die geistigen Freibeuter, die keine Achtung vor unserer kostbaren Zeit haben und sich kein Gewissen daraus machen, sie uns zu stehlen, dürfen wir in Ruhe darauf hinweisen, daß wir keine Zeit haben. Denn zum Verschwenden haben wir auch wirklich keine Zeit. Nie mehr holst du den verlorenen Augenblick zurück, auch wenn du ihm eine ganze Ewigkeit lang nachjagen wolltest.

Es gibt Menschen, die immer Zeit haben, wenn man sich um irgendeine Gefälligkeit an sie wendet. Als ob sie sonst auf der Welt nichts zu tun hätten, als uns

Freude zu machen. Keine Miene und kein Zucken in ihrem Gesicht wird einem verraten, wie die eigenen Sorgen an ihrem Herzen reißen, weil eiserne Willenskraft die Nerven mit Gewalt im Zaume hält. Und oft genug sind es jene Menschen, die am meisten Arbeit haben, am schwersten unter den eigenen Sorgen tragen. Aber das hat ihnen eben auch ein herzliches Erbarmen und Mitgefühl für anderer Menschen Leid und Kummer gegeben. Sie wissen, daß die Freude, die man andern bereitet, auch um das eigene Opfer nicht zu teuer erkauft ist.

Wie könnte das Leben so viel schöner auf der Welt sein, wenn wir alle ein großes, weites Herz für den Nächsten hätten! Darum wollen wir nicht zu jenen gehören, die sich gleich hinter den Stacheldraht ihrer Sonderbelange zurückziehen und mit einem saueren oder jenachdem auch süßlichglatten Gesichte sagen: „Ach, ich habe leider keine Zeit!" Wir wissen es ja selbst, wie es einem zumute ist, wenn man jemand um eine Gefälligkeit angehen muß, und einem dabei die Bitte schon auf den Lippen erstarren will.

In dreifach verschiedener Weise treten uns die Menschen entgegen, wenn wir sie um eine Gefälligkeit bitten. Die einen haben keine Zeit. Vielleicht haben sie wirklich keine Zeit, uns zu helfen. Vielleicht aber dient die Entschuldigung nur dazu, die wahre Gesinnung zu verbergen. Aber nicht alle geben das in gleicher Weise zu verstehen. Manche tun es kurz und hart abweisend, manche jedoch verhüllen ihr Körbchen unter einem Bündel von blumigen Worten. Aber man hört aus allem doch immer nur das Nein.

Andere helfen wohl, aber sie tun es mit süßsaurer

Miene und mit kräftigem Unterstreichen des Gefallens, den sie uns erweisen. Wir sollen gleichsam mit Händen greifen, welches Opfer sie für uns bringen, und zu welch großem Dank wir ihnen verpflichtet sind. Solche Gefälligkeiten machen unser Herz nicht froh; man nimmt sie, wie man bittere Pillen schluckt, weil man sie nehmen muß, und sie von zwei Übeln noch das kleinste sind. Aber schon beim Schlucken geloben wir uns mit heiligem Ernste: „Einmal, aber niemals wieder, — wenn nicht die bitterste Not mich dazu zwingt."

Andere aber betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, daß sie uns helfend die Hände entgegenstrecken, wenn sie uns in Not wissen. Sie scheinen keine größere Freude zu kennen, als fremde Not zu lindern. Vielleicht wagten wir kaum, die Bitte vorzubringen, weil sie uns zu groß und unerfüllbar dünkte; aber sie kamen uns schon auf halbem Wege entgegen, um uns die Worte von den Lippen wegzunehmen. Fast scheinen sie ungehalten darüber, daß man von einer solchen Kleinigkeit so viel Aufhebens macht. Und beinahe möchte es einem vorkommen, als handelte es sich tatsächlich um eine unbedeutende Sache.

In welche Klasse magst nun wohl du gehören? Oder laß mich besser fragen: „In welche Klasse willst du dich für die Zukunft stellen?" Ich fürchte, dein Bild würde sich nicht gut einfügen in den häßlichen Rahmen der beiden ersten Klassen. Sie tragen ja auch nicht die Marke echten Christentums. Als Unterschrift haben sie die Worte: Eigennutz, Berechnung. Denn wahrhaft christliche Liebe gibt mit freundlichem Gesichte, sie spendet mit tiefem Erbarmen und Verstehen, sie läßt die Linke nicht wissen, was die Rechte tut.

Darum sorge, daß du in die dritte Klasse hineinkommst. Dort gehörst du hin, dort füllst du den von Gott dir zugedachten Platz in seinem Heilsplane aus. Sage nicht leicht: „Ich habe keine Zeit!“, wenn jemand seine Hand bittend zu dir emporhebt, wenn ein tränenfeuchtes Auge vertrauend zu dir aufblickt, und ein sorgenvolles Antlitz dir von geheimer Not und verschwiegenem Kummer erzählen will. Sieh wenigstens zuerst einmal ordentlich nach, ob du wirklich keine Zeit hast für den leidenden Bruder. Und solltest du auch nicht helfen und lindern können, dann sage ihm zum mindesten ein liebes Wort, das ihm von deines Herzens tiefem Mitleid kündet.

Sage nicht: „Ich habe keine Zeit!“, wenn du weißt, daß ein Kranker sich irgendwo nach deinem Besuche sehnt, und du siehst, daß du ihn mit einem winzigen Opfer deinerseits beglücken könntest.

Sage nicht: „Ich habe keine Zeit!“, wenn du überhaupt jemand froh machen, wenn du trübe Augen wieder aufleuchten und sorgengefurchte Stirnen wieder glätten, wenn du schwere Herzen erleichtern und sinkenden Mut aufrichten kannst.

Sage nicht: „Ich habe keine Zeit!“, wenn jemand in fiebernder Sehnsucht auf ein Wort von dir wartet, wenn er wie ein Durstender sich verzehrt nach der Stunde, da du ihm raten und helfen willst.

Nein, sage es nie, das häßliche Wort, wenn du dem leidenden Bruder etwas Gutes tun kannst.

Nur wenn das Böse heischend vor deine Seele tritt, dann sage kraftvoll und unbeugsam: „Ich habe keine Zeit, Böses zu tun!“

Deine Urteile

Vom Heiland selber stammt das Gleichnis vom unbarmherzigen Knechte, der seinen armen Mitknecht wegen einer Schuld von etwa 87 Mark ins Gefängnis werfen ließ, obwohl ihm soeben auf seine Bitte eine Schuld von 52 Millionen Mark nachgelassen worden war. Wir empören uns innerlich über diesen Menschen mit dem steinharten Herzen, ohne zu bedenken, daß wir uns vielleicht mehr noch über uns selber empören müßten. Die schäbige Gesinnung jenes Knechtes verdammen wir und vergessen, daß wir damit uns selbst das Urteil der Verwerfung sprechen.

Irgendwo las ich einmal das Wort, daß wir alle viel mehr Pharisäer seien, als wir glauben möchten. Pharisäer voll Eigendünkel und Härte. Das ganze Land ist voll von Richtern; aber wir brauchten Menschen mit einem gütigen, verstehenden Herzen. Ernst Zahn hat so unrecht nicht, wenn er einmal schreibt: „Wer die Welt durchzöge und suchte, der fände lauter Richter und keine Schuldigen; denn keiner trägt an eigener Schuld so schwer, daß er sich nicht über einen andern erhöbe. Richter, Richter wollt ihr alle sein. Auf hohen Stühlen steht ihr mit ausgestreckten Händen und zeigt hinunter auf die Brüder, die euch mißfallen. Seht die

Schuldigen! Alle Hände sind gereckt; keine aber griffe barmherzig hinunter, einen der Sünder emporzuziehen. Es ist keine Barmherzigkeit unter den Menschen."

Wer die Menschen kennt, ihr Denken und Urteilen belauscht und vielleicht auch selber erfahren hat, wie hart und erbarmungslos sie in ihren Urteilen sein können, wird den Worten des Dichters zustimmen. Seltsame Wesen, diese Menschen! Sind selber nur ein Bündel von Unvollkommenheiten, sind alle auf die Güte ihrer Mitmenschen angewiesen und verlangen, daß man ihnen mit Gerechtigkeit und Liebe begegne, und können doch oft so hart und mitleidslos sein, daß man sich das Herz wund stoßen möchte an ihren Urteilen und Taten. Fallen wie grausame Wegelagerer über ihre Brüder und Schwestern her, als seien sie ihre Todfeinde. Die eigene Sündhaftigkeit ist vergessen in demselben Augenblicke, da sie die Not des Nächsten vor sich sehen.

So sind die Menschen! Abraham a Santa Clara geißelt ihren Hochmut in seiner bekannten derben Art:

„Kehr ab den Ruß von deinem Herzen,
eh' du tust fremde Fehler schwärzen."

„Etwelche Leut seynd wie die Schlottfeger oder Rauchfangkehrer, welche den Ruß von andern Rauchfängen suchen abzukehren und selbsten dick berußt und beschwärzt seynd.

Etwelche Leut seynd wie die Roßkäfer, welche von den Blumen nur allein die Bitterkeit heraussaugen, wo die beflissene Biene nur den Honig sammelt.

Etwelche Leut seynd wie die Schnecken, welche die allerschönsten Mauern und Wände mit ihrem garstigen Firniß bemackeln und beschmutzigen."

Es ist so schwer, über den Mitmenschen ein richtiges

Urteil zu fällen. Welcher Mensch kennt denn all die verborgenen Einflüsse, die seine Tat zu dem machen, was sie ist?

Weißt du, wie weit erbliche Belastung und schlechte Erziehung schuld daran sind? Weißt du, wie heiß das Blut in ihm tobt, und wie stürmisch dunkle Leidenschaften wider den Willen hämmern, während bei dir Ruhe und Sonnenschein ist? Weißt du, wie hoch der Wellengang wechselnder, vielfach trauriger Erfahrungen ihm Mut und Freude geraubt hat?

Weißt du, unter welchem seelischen Zwang er stand, als er tat, was du ihm zum Verbrechen anrechnest?

Weißt du, ob er nicht viel mehr Opfer bringen muß, um sich hochzuhalten, als du, der du zu den Gerechten dich stellst und Steine auf ihn schleuderst?

Weißt du, ob er vor Gott nicht viel höher steht als du mit deiner pharisäischen, harten Selbstgerechtigkeit?

„Wenn du manches wüßtest,
würdest du wohl wehe schrein;
wenn du alles wüßtest,
müßtest du ganz stille sein."

Und das Stillesein würde dir zur Ehre gereichen. Gott ist der Gütige und Milde, und je näher die Menschen zu Gott kommen, je reifer und tiefer sie werden, desto milder und gütiger wird auch ihr Urteil. Harte Urteile im Munde eines Menschen sind daher auch fast immer ein Beweis für seine seelische Unreife. Diese Urteile fallen auf den Richter zurück. Aus der Art, wie er seinen Nächsten beurteilt, kann man einen Rückschluß machen auf seinen eigenen Charakter. Wie glücklich könnte mancher leben, wenn er um anderer Leute Sachen sich ebensowenig kümmerte wie um die eigenen.

Aber um die eigenen Fehler kümmern wir uns so wenig. Wir übersehen sie am liebsten, und wenn wir sie dennoch sehen müssen, sind wir ihnen gegenüber von einer rührenden Weitherzigkeit. Dann spricht nicht der Richter aus uns, sondern ein zartfühlender Freund, der die Wunde nicht aufreißt und zeigt, sondern verbindet und mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Nicht einen Ankläger finden sie an uns, sondern einen gewandten Verteidiger. Vielleicht steht der Fehler da, breit und massig, er läßt sich selbst von der zärtlichsten Liebe nicht wegleugnen. Aber das Urteil wird verschieden lauten, jenachdem der von Abneigung oder Liebe beeinflußte Verstand es fällt.

Die Liebe sagt:

„Andere hätten an meiner Stelle auch nicht anders gehandelt.

Andere sind auch nicht besser.

Die Leidenschaft in mir war zu stark.

Ich war zu müde und abgespannt.

Ich war zu sehr gereizt und aufgeregt.

Ich habe zu viel Ungutes in meinem Leben erfahren und bin durch und durch verbittert, ich habe keinen Mut mehr, gut zu sein.

Ich wurde verführt, und das Böse war zu schön."

Das Urteil über andere aber lautet:

„Das ist ein unerhörtes, unverzeihliches Verbrechen.

Und das taten sie trotz aller Versprechen und Beteuerungen.

Sie waren so sehr gewarnt, ich habe sie so eindringlich gemahnt und auf die Folgen aufmerksam gemacht.

Sie müssen unbedingt gestraft werden; es ist ein himmelschreiendes Vergehen gegen das Gemeinwohl.

Welch ein Ärgernis! Wie kann ein vernünftiger Mensch nur so was tun?"

Das Schlechte in uns selbst übersehen wir großmütig; und das Gute überschätzen wir. Wenn dir etwas fehlschlägt, so sagst du: Pech! bei andern sagst du: Schuld!

„Ja, wenn man einem übel will,
findet man leicht zum Text den Stil."

Und was würde der Heiland dazu sagen? „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!"

Man soll den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht vollends zerbrechen.

Von Liebe umhegt

„Ich brauche niemand."

Zuweilen kann man dieses trotzige Wort hören, das scharf wie Splitter einem durch die Seele fährt. Es liegt darin etwas ungeheuer Eigenwilliges und Selbstbewußtes. Es klingt wie ein Wort aus Heldenmund und ist doch nur das Kind einer kleinen Seele. Es schreitet einher im Glorienscheine geistiger Überlegenheit, aber unter dem Prunkgewand verbirgt sich eigensinnige Gedankenlosigkeit.

„Ich brauche niemand, ich werde allein fertig." Wer dieses Wort ausspricht, dem könnte man auch sagen: „Freund, du sprichst ein großes Wort gelassen aus und weißt nicht, was du redest. Willst du dir nicht, bevor du deine Behauptung wiederholst, einige naheliegende Fragen beantworten?"

Wer hat dir das Brot bereitet, das du issest? Hast du es selbst getan? Hat nicht der Landmann im Schweiße seines Angesichtes das Korn säen und ernten, hat nicht der Müller es mahlen und der Bäcker es backen, haben nicht treusorgende Hände in deiner Familie dir das Brot bereitstellen müssen?

Woher hast du die Kleider, die du an deinem Leibe trägst, und auf die du so stolz bist? Haben nicht tausend

Hände sich bemüht, um die Stoffe zu bereiten, haben nicht flinkfahrende Schiffe aus weiten Fernen sie nach der Heimat gebracht, haben nicht arme, abgearbeitete Menschen halbe Nächte mit brennenden Augen darüber gesessen, um die Kleider anzufertigen?

Wer hat dir das Haus gegeben, in dem du wohnst? Hast du es gebaut, von den Fundamenten an bis hoch zum First? Nicht einen einzigen Stein hast du selbst herbeigetragen, alles haben andere Menschen für dich getan. In mühseliger Arbeit haben sie aus schauerlichen Steinbrüchen Steine gebrochen und unter der brennenden Sommersonne die Backsteine bereitet; viele Menschen haben ihre Kraft hergeben müssen, um alles heranzufahren, und noch mehr waren nötig, um das Haus zu bauen. Und viele Menschen haben mitgeholfen, bis es wohnlich und bequem und schön eingerichtet war! Und jetzt vergißt du auf einmal aller Dienste, die dein Nächster dir geleistet hat, und protzig wagst du zu sagen: „Ich brauche niemand, ich kann mir selber helfen."

Wer hat dich treu behütet seit den Tagen deiner Kindheit? Wer stand dir zur Seite, als du krank und hilflos auf dem Schmerzensbette lagst? Wer hat dich unterrichtet, wer dich zur Größe geführt, wem verdankst du dein Wissen und Können, das dich emporgebracht hat?

Und daß du in freien Stunden dich erfreuen darfst an Musik und Gesang, an den Werken der Kunst und des Schrifttums, an einem Buche oder einem Bild, an einer hübschen Darstellung auf der Bühne oder einem prachtvollen Konzert, sind es nicht andere Menschen, die dir das alles geben?

Die Feder in deiner Hand, die Uhr an der Wand, der

Ofen, dessen Wärme dich umkost, der Stuhl, auf dem du sitzest, die Lampe, die dir leuchtet, das Bett, worin du schläfst, sind sie nicht alle ebenso viele Zeugen, die gegen dich reden?

Du meinst, du hättest keinen Grund, andern dafür dankbar zu sein; denn du habest alles ordentlich bezahlt. Aber du wärest wirklich zu bedauern, würdest du so denken. Auf dem Standpunkte könnte auch ein Sklavenhalter stehen. Mit Gold allein kannst du die Opfer und Schweißtropfen nicht bezahlen, denen du alles verdankst. Was du bist, das bliebst du andern schuldig. Dein Wissen und Können, dein Hab und Gut, an allem klebt der Schweiß deines Bruders und deiner Schwester. Mit Geld kann man den Lohn für die Mühe bezahlen, aber den Lohn für das Herz des Mitmenschen würdest du ewig schuldig bleiben, wolltest du kalt und frostig über die Pflicht der Dankbarkeit hinweggehen.

Unser Leben ist eigentlich zusammengesetzt aus lauter Abhängigkeiten und Liebesdiensten. Es liegt eingebettet zwischen lauter Liebe. Wollten wir nur einmal diesen Gedanken vollkommen zu Ende denken und bis in seine letzten Ausläufer verfolgen, wir müßten ganz bescheiden und klein werden. Und dankbar wie Kinder, die sich von elterlicher Liebe umhegt fühlen. Nur deshalb sind wir so stolz und anmaßend, weil wir nie nachgedacht haben, wieviel wir unseren Mitmenschen verdanken. Die Erkenntnis unserer Hilflosigkeit und Abhängigkeit wäre für unser Leben und unseren Verkehr mit den Mitmenschen ein Gewinn, der gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Man braucht nicht in die Ferne schweifen, um zu dieser Wahrheit durchzudringen, das Gute liegt so nah.

„Wo du stehst, grab' tief hinein!
Drunten ist die Quelle."

Würden wir uns dieser Wahrheit immer bewußt bleiben, so brächten wir es nicht übers Herz, unsere Mitmenschen verächtlich und aufbrausend zu behandeln. Sie dienen uns, und zum Danke schütten wir ein Unwetter über sie aus. Sie legen ihre Hände gleichsam unter unsere Füße, damit wir sicher und leicht über die Steine des Alltags hinweggleiten können, und als Lohn empfangen sie lieblose Bemerkungen und Fußtritte.

Und wir würden im Mitmenschen nicht immer das Häßliche und Unangenehme sehen, nicht das Gute in ihm übersehen, wir sähen dann auch das Schöne und Angenehme, wir nähmen auch ihre Liebe zu uns selber wahr und bekämen ein zartes Empfinden, um sie fein und höflich, als Bruder und Schwester zu behandeln.

Und wir könnten keine Menschenhasser werden deshalb, weil andere nicht dieselben Wege gehen mögen, die wir gehen. Wer überzeugt bleibt, daß er das meiste seinen Mitmenschen verdankt, wird ein edler Menschenfreund sein und bleiben. Er wird nicht ständig auf ihre Schatten sehen, sondern in dankbarer Gesinnung auch der Wohltaten gedenken, die er von ihnen erhalten hat.

Und vor allem könnten wir nicht hart und abstoßend gegen Menschen sein, von deren Liebe wir umhegt sind, deren Opfer uns den Weg zur Höhe gebahnt, die täglich und stündlich um uns sind, von deren Herzen aus ein wahrer Starkstrom von Wohlwollen und Güte durch unser Dasein flutet.

Und aller Eigennutz würde in der stillen Flamme dankbarer Liebe schmelzen, und es müßte uns drängen, Liebe mit Liebe zu vergelten. Dem Bruder und der

Schwester, die uns Liebe gaben, könnten auch wir Liebe schenken. Die sich selber opferten, um unser Leben weniger beschwerlich zu gestalten, haben verdient, daß auch wir ihr Leben mit Liebe umgeben, daß wir die Steine vor ihren Füßen aufheben und die Dornen entfernen, deren Spitzen auf ihr Herz gerichtet sind; daß keiner von uns weggehe, den nicht ein Strahl unserer dankbaren Gegenliebe erwärmt und beglückt hat.

Beseligendes Geben

Selig sei das Geben, sagt man. Man sollte meinen, das Nehmen sei selig. Und der Volksmund hätte die beiden Begriffe verwechselt, als er das Sprichwort prägte. Wer nie ein Opfer gebracht hat, um zu geben, kann das Sprichwort nicht verstehen. Man muß selber geben lernen, dann wird man bald erfahren, wie beseligend das Geben ist.

Ich hoffe nicht, daß das Wort „geben" dir einen gelinden Schrecken verursacht, wenn du es vernimmst. Ein Geizhals, der das Geben wie den Teufel selber haßte, fiel eines Tages ins Wasser und war in höchster Gefahr zu ertrinken. Ein des Weges daherkommender Mann versuchte ihn zu retten und rief ihm zu: „Geben Sie mir Ihre Hand, ich ziehe Sie heraus!" Als der Geizhals das Wort „geben" hörte, sagte er: „Geben, nein, das kann ich nicht!" und versank in die Tiefe.

„Geben, nein, das kann ich nicht!" Gibt es nicht viele Menschen, die sagen und denken wie jener Geizhals? Und alle möglichen Gründe finden, um ihre Habgier zu bemänteln. Geizig mag niemand sein, dafür ist das Laster doch zu schäbig; aber sparsam darf man sein, meinen sie, und man müsse auch sorgen für die Zukunft und für die Kinder, man dürfe sein Heim schön aus-

statten, immer schöner und schöner, und daher könne man nichts geben.

Gründe findet man immer genug, wenn man etwas nicht tun will, auch wenn sie noch so fadenscheinig sind. Aber man hört aus allen doch nur das bittere, abweisende „Nein". Daß du deine Sachen notwendig hast, glaube ich dir sehr gerne. Aber notwendig ist ein sehr dehnbarer Begriff, und vieles hält man für notwendig, was man in Wirklichkeit sehr gut entbehren könnte, wollte man nur ein Opfer bringen. Gott kann man nicht täuschen, bei ihm helfen alle Ausreden nichts. Und er wird beim Gerichte auch ganz sicher nicht zufrieden sein, wenn du deine hungernden und frierenden Mitmenschen nur mit ein paar schönen Sprüchen und mit einem gütigen Lächeln abgespeist hast, obwohl du gut hättest helfen können und müssen, daß sie wenigstens ihr tägliches Brot bekamen.

Es gibt so viele, die auf unsere Gaben warten: Eltern und Geschwister, Freunde und Bekannte, alle verlangen nach unserer Liebe. Aber wenn wir nur sie lieben wollten, was wäre es besonders? Tun das nicht auch die Heiden? Unsere Liebe muß sich ausdehnen auf alle, die irgendwie in unseren Gesichtskreis treten, und bei jedem müßten wir uns fragen: „Was kann ich nun diesem Menschen Gutes tun?" Wir wollen nicht zu jenen erbärmlichen Wichten gehören, die immer zuerst fragen: „Was habe ich davon? Was kann ich von ihm bekommen?" sondern daran denken, daß edler Menschen Art es ist, zu geben, und nicht zu nehmen.

Selig das Geben! Aber man muß dann auch so geben, daß es mit einem Akt des Heldenmutes verbunden ist. Geben muß jedesmal ein Ausfluß innerster

Hochherzigkeit sein. Die wird unter allem nicht das Schlechteste auswählen, nicht das Wertlose wird sie dem Bruder, der Schwester mit herablassender Geste in die Hand drücken, sondern jedesmal ein Stück des eigenen Herzens dazulegen. Das wird geschehen, wenn wir Dinge geben, an denen unser Herz hängt, mögen wir auch im Augenblick des Schenkens uns erst bewußt werden, wie lieb und teuer es uns geworden ist.

Selig das Geben! Darum soll es kein erzwungenes, mürrisches Geben sein, das mit verdrießlichem Gesichte geleistet wird. Es muß ein ganz freies Geben werden. Wer sich von seinen Gaben nicht trennen kann, ist ein Knecht, der innerlich daran gebunden ist. Gott will den fröhlichen Geber. Wie aber soll ein Mensch fröhlich geben, der mit jeder Faser seines Herzens an seinem Besitztum hängt! Echte Liebe wartet nicht, bis sie gebeten wird. Sie will gar nicht, daß der Bruder erst demütig darum bittet, sondern kommt der Bitte zuvor und schenkt so, daß der Beschenkte es gar nicht empfindet. Es wäre ein trauriges Nehmen, müßte man zum Geschenke das Bittersalz der Demütigung verkosten.

Selig das Geben, wenn es aus echter Liebe geboren wird und nicht aus kalter Berechnung oder Zwang. Wir sind alle Kinder Gottes, der seine Gaben in reicher Fülle spendet. Und wer als Kind Gottes die heilige Gemeinschaft empfindet, die ihn mit allen Menschen, besonders mit allen Gotteskindern verbindet, wird sich freuen, daß er auch im Geben seinem Vater im Himmel ähnlich werden darf.

Selig das Geben! Aber du mußt dir diese Seligkeit auch in der Seele bewahren und nicht wieder die Gabe in irgendeiner Form zurücknehmen wollen. Wider-

stehe dem Gedanken, daß die Sache zu wertvoll war, um sie wegzugeben; denn das wäre schon der erste Schritt zur Zurücknahme deiner Gabe und zur Zerstörung der beseligenden Freude. Freue dich vielmehr, daß du etwas Wertvolles geben durftest, und lasse den Beschenkten nicht wissen, welches Opfer du gebracht hast für ihn. Denn sonst rissest du ihm die Ehrenkrone weg, und Gold und Silber würden sich in deinen Händen zu Staub verwandeln. Nein, tue nicht, als ob du etwas Besonderes geleistet hättest! Das Geben muß etwas so Selbstverständliches werden, daß wir gar nichts Besonderes mehr darin erblicken. Nicht Dank und Anerkennung wollen wir dafür suchen, sondern froh sein, daß Gott uns Menschen geschickt hat, denen wir geben dürfen.

Ein Körnlein von dem, was Gott dir geschenkt, hast du weitergegeben, und heilige Fluten von Freude wird Gott dafür über dich ausschütten. Wer hat dann am meisten Grund zu danken, du oder der Beschenkte? Kannst du das verstehen? Wenn nicht, dann hast du noch niemals einem Menschen etwas mit echtchristlicher Liebe gegeben und noch nie in deiner Seele erfahren, wie selig das Geben machen kann.

Willst du es nicht einmal versuchen?

Die Vergessenen

Wenn ich dieses Wort ausspreche, dann tauchen vor meiner Seele zahllose arme Menschen auf, deren Herz fast stirbt vor Sehnsucht nach Liebe und Teilnahme und dennoch vergebens auf die Erfüllung seiner Wünsche warten muß.

Weißt du, was es heißt, vergessen zu sein? Oder bist du einer aus denen, die von der Gunst ihrer Mitmenschen umschmeichelt werden, weil sie reich und schön und interessant sind? Sie haben nicht Hände genug, um alle Aufmerksamkeiten in Empfang zu nehmen, womit man sie überschüttet. Während andere mit wundem Herzen daneben stehen und zusehen müssen, ob auch heiß die Träne in den Augen brennt.

Wir empfinden es alle sehr bitter, das Vergessenwerden. Vergessen sein ist ein hartes Los. Zuckt es nicht schmerzlich in deiner Seele auf, wenn jemand so leichthin zur Entschuldigung sagt, er habe vergessen, dir zu schreiben, habe vergessen, dich zu besuchen, habe vergessen, ein warmes Wort für dich einzulegen? Denn wir fühlen es nur zu sehr, daß aus den entschuldigenden Worten messerscharf die wahre Gesinnung durchklingt: „Es liegt mir nichts mehr an dir. Gehe du deine Wege, ich gehe die meinigen. Es ist nicht not-

wendig, daß wir Hand in Hand wandern, daß wir Bruder und Schwester bleiben.“ Und unser bisheriges Vertrauen sinkt um einige Grade tiefer, die Liebe will erkalten, weil sie sich nicht mehr erwidert sieht. Aber die Sehnsucht bleibt. Und die bittere Enttäuschung.

Viele gibt es, die im brausenden Überschwang der Jugend mit jemand Freundschaft schlossen und Treue bis zum Tode versprachen. Unzerbrechlich schienen die Bande zu sein, die sich um zwei junge Herzen schlangen.

Aber bald lernten sie andere Menschen kennen, die reicher, begabter, tüchtiger schienen. Der Glanz, der von ihnen ausging, betörte sie, und in den weichen Fesseln buntfarbiger Blumenketten vergaßen sie der treuen Seele, die mit warmherziger Hingebung an ihnen hing und sich ganz für sie geopfert hätte. Als sie zum erstenmal innewurde, daß man sie beiseite schob um anderer Menschen willen, da wußte sie auch schon, daß sie bald zu den Vergessenen gehören würde. Vielleicht klagt sie bei niemand ihre Herzensnot, aber die Wunde brennt doch weiter und tiefer. Denn es ist hart, denken zu müssen, daß nur so lang jemand gut zu ihr war, als sie ihm nutzte. Sie kommt sich vor wie eine Blume, die man leichtfertig wegwirft, nachdem man sich an ihrem Duft erfreut und berauscht hat.

Und viele sehe ich unter den Vergessenen, die vor einigen Jahren noch im glänzenden Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens standen. Sie sind die Opfer der Geldentwertung geworden. Das tut ihnen weh. Aber weher noch tut es den meisten, daß sie nun auch zu den Vergessenen gehören. Solange sie noch etwas zu geben hatten, buhlte man um ihre Gunst; aber jetzt,

wo sie dastehen mit den traurigen Scherben ihres früheren Glückes, will man nichts mehr von ihnen wissen.

Andere waren einst ein Herz und eine Seele mit ihren Freunden. Aber das war nur so lange, wie sie arm und klein waren. Als sie jedoch reich und groß wurden, sahen sie nicht mehr gern zurück nach dem Lande, woher sie kamen. Denn dort lebten ja die Menschen, denen sie ehemals Freunde waren, mit denen sie aber jetzt nichts mehr zu tun haben wollen, weil ihre Blicke immer nach oben gerichtet sind.

In den Krankenstuben und Armeleutwohnungen könntest du auch viele finden, die unter dem Bewußtsein leiden, daß sie vergessen sind. Vor nicht langer Zeit waren sie heitere, fröhliche Menschen, die man überall gerne sah. Aber seitdem sie krank geworden sind, ziehen sich die ehemaligen Freunde scheu zurück. Denn „Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot". Freilich, auf dem Sportplatz unter fröhlichen Menschen sich tummeln oder in munterer Gesellschaft mitlachen und scherzen, das ist angenehmer als im dumpfen Krankenzimmer auf endlose Klagen zu lauschen und die Minuten zu zählen, bis man anständigerweise weggehen kann. Schöner und lieblicher als das müde Stöhnen eines schmerzgefolterten Menschen sind ohne Zweifel die flotten Klänge eines Walzers. Aber die Kranken haben ein sehr feines Empfinden für jeden Ausdruck der Langeweile in unseren Augen und wissen gar bald, ob sie zu den Vergessenen zählen oder nicht.

Zu den Vergessenen gehören auch sehr viele, die ihr Bestes für andere hingegeben haben, um sie zu tüchtigen Menschen zu machen, aber vergebens nach einem Wort

des Dankes sich sehnen. Wie mancher Vater hat jahraus, jahrein tagtäglich seine sauren Gänge zur Arbeitsstätte gemacht, hat sich abgemüht und abgeschunden, hat Demütigungen in tausenderlei Gestalt hinuntergeschluckt aus Liebe zu seinen Kindern. Immer freute er sich im stillen auf die Zeit, da er im Familienkreise einen schönen Lebensabend verbringen dürfte. Aber er gehört zu den Vergessenen, niemand will etwas von ihm wissen. Und manches arme Mütterchen hat sich abgerackert, daß ihm die Not fast das Blut unter den Fingernägeln herauspreßte; es hat gebetet und geweint, lange Nächte hat es durchwacht und durchkämpft für sein Kind. Und nun gehört es zu den Vergessenen. Wie viele pflichttreue Lehrer und Lehrerinnen erhalten nie ein Wort des Dankes für ihre Arbeit? Und betrachtet man sie vielfach nicht geradezu als Feinde? Und wenn nicht, so kann man doch jene Menschen leicht zählen, die ihren Lehrern und Geistlichen in der Tat dankbar sind. Die andern scheinen nicht mehr zu wissen, daß sie ihrem Lehrer einen Teil ihres Wertes verdanken.

Und es ist immer bitter, beiseite geschoben und unbeachtet gelassen zu werden, als hätte man niemals für andere sich geopfert.

Ihr aber, die ihr zu den Vergessenen gehört, lasset den Mut nicht sinken. Einer ist, der euch nicht vergessen hat, der euch kennt. Seine Liebe altert nicht, sie ist nicht wankelmütig. An ihn klammert euch an, für ihn arbeitet und leidet und kämpfet. Dann werdet ihr niemals euch vereinsamt und vergessen fühlen.

Kinder Gottes gehören nicht zu den Vergessenen.

Weil ein Mensch gut zu ihm war

Aus der Zelle der Oberin glitt Schwester Angela mit wachsbleichem Gesicht. Und ihre Augen brannten wie Feuer. Das kam von den Tränen, die wider ihren Willen aufstiegen und langsam die Wangen herunterperlten. Und es war auch wahrhaftig nicht zu verwundern, daß ihr die Tränen kamen. Denn was sie soeben von der Oberin vernommen hatte, war auch geeignet, ihr junges Herz zu verwunden. Ahnungslos war sie des Abends hingegangen, um irgendeine Erlaubnis sich zu holen, wie sie es so oft tat. Da saß die Oberin vor einem Briefe und las und sann.

„Ach, Schwester Angela, Sie kommen ja wie gerufen," richtete sie sich mit einem leichten Seufzer auf, als Schwester Angela eintrat. „Da liegt nämlich ein Brief aus dem Mutterhaus, in dem auch etwas für Sie steht."

„Wirklich? Hoffentlich nichts Schlimmes," entfuhr es ziemlich unklösterlich der nichts Gutes ahnenden Schwester.

„Ja und nein. Menschlich gesprochen, werden Sie es wohl als etwas Unangenehmes empfinden; aber für den Gehorsam gibt es ja nichts Schlimmes. Alles ist gut, was von Gott kommt."

Schwester Angela atmete tief auf, als wollte sie sich rüsten zur Hinnahme des Kreuzes, das sie vor sich auftauchen sah.

„Die Würdige Mutter schreibt, Sie sollen nach Fischbach in den Kinderhort, weil die dortige Schwester plötzlich schwer krank wurde, und Sie als geprüfte Kindergärtnerin leicht für sie eintreten könnten. Zur Krankenpflege findet sich eher ein Ersatz."

Das klang so einfach und so selbstverständlich, aber für Schwester Angela waren die Worte doch wie Keulenschläge, unter denen sie fast zusammenbrach. Denn sie hatte die Krankenpflege außerordentlich liebgewonnen. Sie wollte etwas sagen. Aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Wollte sie fast erwürgen. Und es dünkte ihr, als müßten nun über ihr alle Hoffnungen zerbrechen und unter den Trümmern sie selbst begraben.

„Nun, was meint Schwester Angela zu dieser Versetzung?" unterbrach die Oberin das qualvolle Schweigen. „Gelt, Kind, es ist schwer?"

„Ob es schwer ist, Mutter! Ich kann nicht sagen, wie sehr. Nun war ich so sehr glücklich bei meinen Kranken und Sterbenden. Man kann ihnen so viel Gutes tun. Aber bei den Kindern sieht man keinen Erfolg. Sie sind ja auch noch so klein und unverständig."

„Und wenn es wirklich so wäre, Schwester Angela, das Opfer des Gehorsams ist immer das Beste," schloß die Oberin die Unterhaltung.

Schwester Angela ging. Die Oberin hatte ihr außer der furchtbaren Nachricht von der Versetzung nichts Neues gesagt. Sie ließ sich ja auch vom Gehorsam leiten. Aber es blieb doch schwer. Denn die Wunde brannte heiß und schmerzlich. Sie mußte eine Zeitlang

für sich allein sein, um sich zurechtzufinden. Wie sie es immer tat, so machte sie es auch heute, sie flüchtete sich zu den Füßen des eucharistischen Heilandes in die Kapelle, wo sie still und kindlich ihre Herzensnot klagte und dann mit opferbereitem Herzen auf die Stimme der Gnade lauschte, die leise, aber eindringlich zu ihrem Herzen sprach. Dann ging sie zu ihren Kranken. Sie konnte es nicht mehr oft tun; denn nach zwei Tagen mußte sie abreisen.

Da fuhr der Krankenwagen vor. Ein sterbenskranker Mann wurde ausgeladen und in eines der für Schwerkranke bestimmten Zimmerchen gebracht. Schwester Angela erkannte auf den ersten Blick, daß der Kranke den Tod auf der Stirne trug. Aber ein heftiger Schreck fuhr ihr in die Glieder, als sie den Mann reden hörte. Denn er fluchte wie ein Verdammter. Alles gütige Zureden half nichts, es stachelte seine Wut nur noch mehr an. Es tat der Schwester weh, den armen hilflosen Menschen trotz seiner Ohnmacht in einem solchen Zustande zu sehen. Aber was wollte sie machen?

Auf einmal erschrak sie bis in die tiefste Seele hinein.

„Ach Gott," dachte sie, „vielleicht ist seine Verstocktheit nur die Strafe für meine innere Widerspenstigkeit. Weil ich das Opfer nicht gerne gebracht habe, hat Gott meine Arbeit nicht gesegnet und wird sie nicht mehr segnen."

Beschämt setzte sie sich an das Bett des Kranken und versuchte, als er von neuem zu fluchen begann, ihm mit gütigen Worten zuzureden. Umsonst. Der Kranke wurde nur noch heftiger.

„Nein, Schwester," schrie er so mühsam, daß er im ganzen Gesichte blau wurde, „es gibt keinen Gott, und

es kann keinen Gott geben. Und wenn es einen gäbe, wollte ich nichts von ihm wissen. Vater und Mutter habe ich nicht gekannt, man hat mich verstoßen und getreten, solange ich mich erinnern kann, nie habe ich empfunden, wie Vater- und Mutterliebe tut. Kein Mensch und kein Gott ist jemals gut zu mir gewesen. Nein, Schwester, wie konnte Gott das zusehen? Nein, es gibt keinen, nein."

Und dann wieder ein fürchterliches Fluchen mit heiserer Stimme und knirschenden Zähnen. Der haßerfüllte Blick hing an dem Kruzifix, das schlicht und andächtig an der gegenüberliegenden Wand hing. Selbst das Bild des qualgefolterten Heilandes brachte kein Mitleid in sein Herz.

„Einer hat Sie ganz gewiß gern gehabt," sagte Schwester Angela leise, mit ihren Augen den Blicken des Kranken folgend. „Der dort oben am Kreuze hat doch seinen letzten Tropfen Herzblut für Sie hingegeben."

Der Kranke fuhr heftig empor. Krampfhaft ballten sich seine Fäuste gegen den weißen Christus am Kreuze, bis er mit einem leisen Fluche erschöpft in die Kissen zurücksank.

Schwester Angela bettete ihn sorgsam zurecht, reichte ihm mit zarter Aufmerksamkeit etwas zum Trinken, setzte sich wieder neben das Bett und betete den Rosenkranz. Sie durfte den Kranken nicht allein lassen. Zunächst bat sie Gott innig um Verzeihung wegen ihres Fehlers. Sie wollte sich nun opfern und hingeben, wollte auf ihren Herzenswunsch verzichten, wollte freudig in den ihr so lästigen Kinderhort zurück.

Nach einiger Zeit wurde der Kranke ruhiger. Langsam wandte er den Kopf der Schwester zu und betrach-

tete sie einige Augenblicke prüfend. Dann schien ihn wieder ein Wutanfall zu packen, und er sagte bitter:

„Schwester, lassen Sie doch das dumme Zeug da. Es hat keinen Wert. Ich habe auch einmal gebetet, aber es ist schon lange her. Und geholfen hat es nicht einen Pfifferling. Darum mache ich die Dummheit nicht mehr mit."

Schwester Angela zögerte etwas mit der Antwort. Dann entgegnete sie ruhig:

„So denken Sie. Aber ich habe anders urteilen gelernt. Lassen Sie mich beten; denn sehen Sie, es macht mir Freude, und Ihnen bringt es gewiß auch keinen Schaden."

„Einfältiges Weibergewäsch!" machte der Kranke verächtlich. Aber es klang doch trotz der harten Worte nicht mehr so scharf und verletzend wie früher.

Schwester Angela schwieg. Und betete mit heißer Inbrunst für den armen Menschen, der mit dem Tode im Nacken neben ihr lag. Sie betete für den Kranken, der so notwendig Gottes Gnade in dieser Stunde brauchte. Sie betete für sich, weil sie es gewagt hatte, innerlich gegen den Gehorsam sich aufzulehnen.

Langsam rannen die Stunden der Nacht dahin. Schlichen sich eine nach der andern hinweg, als hätten sie etwas Böses verbrochen. Der Kranke stöhnte und seufzte oft laut.

„Ach, wäre doch diese lange Nacht einmal herum! Wieviel Uhr ist es, Schwester?"

„Bald ist es drei Uhr."

„Ach, Schwester, ich kann die Dunkelheit gar nicht leiden. Ich meine, auch in meinem Innern müßte es dunkel werden. Sie liegt auf mir wie ein Berg und

nimmt mir das Atmen. Sie erdrückt mich. Machen Sie doch das Fenster etwas auf, damit ich freier atmen kann. Vielleicht wird es dann besser."

Die Schwester öffnete, und in frischen Wellen quoll die Nachtluft ins Zimmer. Nach einer Zeitlang sagte er wieder:

„Es ist nun gut. Wenn ich nur einmal wieder hinausschauen könnte in den hellen Tag, dann würde es mir anders zumute. Ich liebte immer die frische Luft und die strahlende Sonne. Aber ich glaube, da drinnen liegt etwas auf mir, das mich mehr drückt und quält als die Krankheit."

„Wollen Sie es nicht abschütteln?" sagte Schwester Angela freudig aufhorchend.

Aber mißmutig wandte sich der Kranke gegen die Wand. Doch nicht für lange. Dann schaute er wieder nachdenklich die Schwester an und sagte wie verschämt: „Schwester, sagen Sie mir einmal ganz ehrlich: „Sind Sie wirklich voll davon überzeugt, daß es einen Gott gibt?"

„Würde ich mich dann hierhersetzen, wenn ich es nicht Gott zulieb täte?"

„Haben Sie auch noch Vater und Mutter?"

„Ja, beide leben noch."

„Sie sind zu beneiden. Ich hatte niemand, der mich auch nur ein wenig liebte."

„Gott liebte Sie immer."

„Aber ich habe nie etwas davon gemerkt."

Damit drehte er sich wieder gegen die Wand und schloß die Augen.

Gegen Morgen richtete er sich etwas auf und flüsterte: „Schwester, ich möchte einen Priester."

Schwester Angela atmete erleichtert auf. So hatte also Gott dennoch ihr glühendes Beten gehört. Rasch sandte sie jemand zum Geistlichen, und der Kranke empfing reumütig und dankbar die heiligen Sterbesakramente. Nachdem der Priester sich entfernt hatte, winkte er die Schwester an sein Bett und sagte:

„Nun bin ich froh, daß ich wieder mit Gott ausgesöhnt bin. Es ist einem doch nicht einerlei zu sterben, wenn man ein solches Leben hinter sich hat."

„Aber wie kam es, daß Sie so plötzlich anderer Meinung wurden," fragte Schwester Angela mit leiser Neugierde.

„Das will ich als sterbender Mann Ihnen offen und ehrlich sagen. Ich habe immer gemeint, niemals hätte ein Mensch mich gern gehabt. Als ich Sie neben mir sah, tauchte vor meinem Geiste eine andere katholische Schwester auf, die Ihnen ähnlich war. Es war die Schwester, die unseren Kindergarten leitete, sie war immer gut zu mir. Und um ihretwillen will ich sterben als ein Katholik. Vielleicht darf ich wieder zu ihr kommen, wenn Gott mir elendem Menschen noch verzeihen und mich noch lieben kann."

Schwester Angela jubelte. Sie half dem armen Menschen beim Sterben und hätte am liebsten Te Deum gebetet, als er tot war, in der festen Überzeugung, daß er nun nicht mehr verlorengehen konnte. Sie selbst aber grübelte nicht mehr und dachte nicht mehr an einen Vergleich zwischen Krankensaal und Kinderhort, sondern trat mit frohem Herzen ihre neue Stelle an.

Ausstrahlungen

„Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen!" lautet ein bekanntes Herrenwort. Es darf allerdings nicht heißen, daß wir selber unsere guten Werke wie eine brennende Leuchte vor uns hertragen, damit alle uns sehen und uns preisen statt den himmlischen Vater. Man darf sie der Menschen wegen nicht tun, aber ebensowenig braucht man sie ihretwegen zu unterlassen. Denn das Gute soll eine Waffe sein und bleiben im heißen Ringen um die Menschenseelen. Hocherhobenen Hauptes schreitet das Böse durch die Straßen, es schleicht geduckt durch Gassen und heimliche Schlupfwinkel, es sitzt breit und behäbig an vollbesetzten Tischen, es lächelt mit Siegermiene aus dem Gesichte von kaltberechnenden Männern und Frauen.

Und das Gute? Soll es sich verkriechen in die Einsamkeit der Wildnis und hinter die verschwiegenen Mauern der Klöster? Es wäre wahrhaftig schade darum. Nein, es muß bestehen und seinen Platz in der Welt behaupten, es soll weithin leuchten durch das Dunkel der Nacht, damit alle es sehen und freudig sprechen: „So ist also das Gute doch nicht gestorben und sind noch nicht alle abgewichen bis zum letzten Mann?"

Zweifellos übt das Böse einen gewaltigen Einfluß auf uns alle aus. Und auch die Edelsten der Menschen seufzen in der Stille ihres Herzens, daß sie ihren Tribut ihm zollen. Man darf behaupten, daß von jedem Menschen, der mit uns Seite an Seite durchs Leben schritt, irgend etwas Böses in unserer Seele blieb, und daß wir keinen Weg gegangen sind, der nicht irgendein Stäublein an unserem Gewande zurückließ.

Darum soll auch das Gute seine Kraft nach allen Seiten ausstrahlen, und kein Mensch darf von uns weggehen, ohne daß er ein Fünklein davon in seiner Seele mitnimmt. Und besonders dann, wenn du durch deine Stellung über die Umgebung emporragst, so bleibe dir bewußt, daß dein gutes Beispiel Licht nach allen Seiten ausstrahlen muß. Die Menschen glauben nun einmal den Augen mehr als den Ohren und haben wenig Lust, den langweiligen Weg der Lehren zu gehen. Sie verlangen die Macht deines Beispiels, nicht bloß den Klingklang deiner Vorschriften. Deine Worte gleichen Zwergen; aber deine Taten sind Riesen, die zur Nachahmung zwingen. Menschen, die höher stehen als ihre Umwelt, sind wie eine Turmuhr, nach der viele sich richten. Geht sie falsch, so gehen alle andern falsch, während es wenig darauf ankommt, ob die Taschenuhr richtig oder falsch geht.

„Nicht stirbt die große Tat, sie lebet fort,
und durch die Kraft des Beispiels wecket sie
noch nach Jahrhunderten das edle Herz zu großen Taten."

Darum versteht man auch den lauten Schrei der heutigen Welt nach heiligen Menschen, nach Menschen, deren Worte wie glühende Pfeile sind, deren Taten aber wie Feuerbrände lodern, an denen die kleinen

Menschen immer wieder ihr Lichtlein anzünden dürfen. Daß man selbst in unserer aufgeklärten, zweifelsüchtigen Zeit in großen Scharen heiligen Menschen nachzieht, ist nicht bloß der Wunsch nach aufregenden Neuheiten, sondern die drängende Sehnsucht des Herzens nach einem Menschen, der durch und durch gut ist, in dessen Herz wirklich heilige Flammen der Gottes- und Nächstenliebe gluten, aus dessen Augen das Göttliche leuchtet, aus dessen Händen es rieselt, in dessen Denken selbst es so lebendig wurde, daß es auf alle ausstrahlt, die in seine Nähe kommen.

Solche Menschen brauchen wir. Sie können uns helfen in unserer Not. An ihnen könnte die kranke Welt genesen. Aber wir trösten uns mit der bequemen Ausrede, daß sie Jahrhundertmenschen sind. Und vergessen dabei, daß in jedem von uns das Göttliche lebendig werden und ein geheimnisvoller Samenflug von Seele zu Seele stattfinden muß.

Es ist etwas Schönes um Menschen, die anderen Licht und Führung bieten, ohne daß sie es selber wissen, die von ihrem Überfluß abgeben und dabei doch nicht ärmer werden.

Zu ihnen dürfen die Schwachen und Haltlosen kommen und sagen: „Gib mir Kraft von deiner Kraft!"

Zu ihnen dürfen die Traurigen und Mutlosen die Hände erheben mit der Bitte: „Gib uns ein Fünklein von der Freude, die du in deinem Herzen trägst!"

Zu ihnen dürfen die Unreinen aus unruhiger, hartgequälter Seele flehen: „Laß mich in deiner Nähe wohnen, damit mein Geist in reiner Luft wieder gesunde!"

Es ist nicht notwendig, daß du dein Licht zur Schau

trägst, damit die Menschen es sehen. In demselben Augenblicke, da du das tätest, müßte es erlöschen. Man darf nicht ein gutes Beispiel geben wollen. Licht bricht sich von selber Bahn. Die Sonne muß leuchten, auch wenn sie nicht wollte, weil die Glutfülle ihres Innern nach außen drängt, und die Blume muß ein heiteres Gesicht zeigen, weil der Schöpfer den Frohsinn ihr als Wiegengeschenk gegeben hat. Und der von Gott erfüllte, gottfrohe Mensch muß sein Licht leuchten und seine innere Freude ausstrahlen lassen, auch wenn er mit keinem Gedanken daran denkt. Salbungsvolle Reden und frommes Getue seien fern von uns; das Göttliche in uns wird von selbst hervorbrechen

aus dem Glanze unserer Augen und dem Ernste unserer Mienen, die Zeugnis geben von dem Glücke einer gottverbundenen Seele;

aus den Werken unserer Hände, die sich mühen, den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen;

aus der Reinheit unserer Gesinnung, die von krummen Wegen nichts wissen will;

aus der warmen Milde unseres Herzens, die mit selbstloser Hilfsbereitschaft fremde Not lindert und Güte sät.

Und wir alle werden das Göttliche bewundern, das hier in Menschengestalt uns entgegenstrahlt.

Proximus tuus

„Proximus tuus — dein Nächster!“ So stand es geschrieben am Sockel einer Bronzefigur, die in der Galerie für moderne Kunst zu Rom auf mich einen sehr tiefen Eindruck machte. Und ich hatte nur den einen Wunsch, man würde solche und ähnliche Darstellungen, die einen großen Gedanken enthalten, auf den öffentlichen Plätzen aufstellen statt der glatten, nichtssagenden Nacktheiten, vor denen man am liebsten die Augen schließen möchte. Aber man kann es verstehen. Solche Standbilder würden nachdrücklich an die Erfüllung des göttlichen Gebotes erinnern, und daran will man nicht erinnert werden. Die lüsternen und üppigen Darstellungen aber predigen den sinnlichen Genuß und bedeuten in gewissem Sinne eine öffentliche Rechtfertigung für alle Lebemänner und schlechte Frauen. Denn wenn man sie als Kunstwerke preist, warum sollte es nicht auch Kunst sein, das zu leben, was hier bildlich vorgeführt wird? Es ist ja traurig, daß unsere ganze öffentliche Atmosphäre in dieser Weise verseucht ist, daß man nur noch Bildnisse zu vertragen scheint, die irgendwie das Fleisch verherrlichen. Und die Guten — leider sind sie oft nur gut, aber nicht unerschrocken und furchtlos — wagen kein Wort mehr, sobald ihnen in großen

Tönen entgegengehalten wird, das sei echte Kunst. Was echte Kunst ist, wissen aus unserem Volke also offenbar nur die Apostel der Fleischeslust. Und alle anderen sollen für echte Kunst keinen Sinn und kein Urteil haben, weil sie eben noch anständig empfinden. Wer das glaubt . . .

Aber ich wollte von dem Bronzebild in der römischen Ausstellung reden. Es stellt eine arme Frau dar, eine Straßenkehrerin. Hunger und Sorge sprechen aus dem gefurchten Antlitz, aus der tiefgerunzelten Stirne. Das Gesicht ist schmal und eingefallen, die Backenknochen stehen weit hervor; das glatt gescheitelte Haar liegt unordentlich an dem unschönen Kopf. Vielleicht war sie auch einmal hübsch, als sie noch jung war; aber Jugend und Schönheit sind spurlos vorübergegangen. Müde hat sie sich auf irgendeinen Stein hingesetzt, der Kotkratzer ist ihren schwachen Händen entfallen. Ganz teilnahmslos sitzt sie da, in sich zusammengekauert, als möchte sie nicht länger mehr dieses arme Leben ertragen. Welche Gedanken wohl durch die Seele dieser Frau gehen mögen? Vielleicht hat sie niemals in ihrem Leben Gutes und Liebes erfahren; vielleicht hat sie ihre Kindheit schon im grauen Alltag der Armeleutewohnung verleben müssen; vielleicht auch hat sie einmal bessere Tage gesehen, und bittere Tränen quellen jetzt beim Gedenken daran aus ihrem Herzen.

Es war mir, als stände, während ich das Bild betrachtete, der Heiland neben mir und flüsterte mir zu: „Proximus tuus — dein Nächster!“ Ich neigte mein Haupt in tiefer Beschämung und bat für mich und unsere Zeit der armen Frau alle Lieblosigkeit ab, die sie je erfahren mußte. Das Bild war Wirklichkeit.

Wirklichkeit? Jawohl, blutige, bittere Wirklichkeit. Du denkst dir deinen Nächsten vielleicht lieber in Gestalt eines angenehmen Nachbarn, eines lieben Freundes, einer interessanten Freundin oder einer angenehmen Gesellschaft, jedenfalls nur unter Leuten deiner Berufs- und Lebensklasse. Dann ist das Gebot der Nächstenliebe allerdings leicht zu beobachten.

Proximus tuus!

Ist das nicht auch dein alter Vater, den du rauh anfährst, hart behandelst, hungern und darben läßt? Ist das nicht dein armes Mütterchen, das in tausend Sorgen um dich lebt, dessen vergrämtes Gesicht von heimlichem Kummer um dich redet, das dir so dankbar wäre, wolltest du auch ihm einmal ein Stündchen deiner freien Zeit widmen, statt bei andern zu sein.

Proximus tuus!

Ist das nicht dein Untergebener, dein Arbeiter, an dem du kalt und teilnahmslos vorübergehst, als wärest du ein Mensch ganz anderer Mache, als hätte er keinen Verstand zum Denken wie du, keinen Willen zum Wollen wie du, kein Herz zum Fühlen wie du? Er ist doch dein Mitarbeiter, wenn er auch an anderer Stelle steht als du.

Proximus tuus!

Sind das nicht auch die Armen und Kranken, die aus ihren trostlosen Wohnungen die andern zum Vergnügen rennen sehen, sich unverstanden fühlen von den Menschen, die doch ihre Brüder, ihre Schwestern sind? Nicht jene sind die wirklich Armen, die an deine Türe kommen und in beweglichen Worten ihre Lage schildern, sondern jene, denen die Armut den Mund verschließt, obwohl ihr Leben nur Hunger und Entbehrung ist.

Proximus tuus!

Sind das nicht all die armen Menschen der unteren Schichten, die aus der grauen Öde ihres Daseins kaum wagen, zu deinem Glanze aufzuschauen oder mit heißbegehrlichen Augen, mit einer Verwünschung auf den Lippen, mit geballten Fäusten dir fluchen, weil du so hochmütig an ihnen vorbeigehst, dein Kleid fester an dich ziehst, sobald du in ihre Nähe kommst, ihren bleichen, schmutzigen, abgemagerten Kindern kein liebes Wort schenken magst.

Proximus tuus!

Ich habe Ehrfurcht vor allen Menschen, die sich nicht in die engen Schranken ihrer Kaste einsperren lassen, sondern hinabsteigen zu Elend und Not, die in der Fürsorge ihr Bestes opfern und hingeben, um armen Menschen ein erträgliches Dasein zu bereiten, die ohne Hochmut auch jene als ihren Nächsten ansehen, die viele, leider allzuviele, nur als Menschen zweiter und dritter Klasse betrachten.

Proximus tuus!

Wir müssen großzügiger werden, aus dem Kastengeiste herauszukommen suchen. Wir müssen alle Menschen lieben, auch wenn wir nicht allen helfen können. Aber wir wollen soviel helfen, als wir vermögen, und müßten wir deshalb auch persönliche Opfer bringen. Denn sonst fürchte ich, daß am Ende der ewige Richter die Menschen von den Straßen und Zäunen als die Auserwählten uns vorstellen wird mit den Worten:

„Proximus tuus!"

Aber dann wird zu spät die Erkenntnis dämmern.

Enttäuschungen

Mit bebender Hand schreibe ich dieses Wort nieder; denn ich fühle, daß ich damit in vielen Herzen an Saiten rühre, die nur ein Lied von Leid und Weh singen können. Denn wer hat nicht irgendwie herbe Enttäuschungen erlebt? Enttäuschungen, die Wunden rissen, die niemals mehr verheilen werden. Enttäuschungen, die uns das Schönste und Beste aus dem Herzen raubten. Enttäuschungen, an die wir nur mit schmerzlicher Erinnerung zurückdenken, weil sie uns alles nahmen, was wir an hingebender Liebe und kindlichem Vertrauen besaßen. Enttäuschungen, die uns zu harten, verbitterten Menschen machten.

„Sie haben mich alle enttäuscht!" hörte ich vor kurzem jemand sagen. Das Wort klang wie der Ton einer gesprungenen Glocke. Wie das Zusammenstürzen eines herrlichen Baues, an dem er bis dahin seine Freude hatte. Ich habe den Mann nicht angesehen, als er jenes Wort sagte; ich hatte nicht den Mut dazu, weil ich fürchtete, den Schmerz nicht tragen zu können, der in seinem Gesichte stand. Aber es war mir, als müßten in diesem Augenblicke heiße Tränen in seinen Augen brennen.

Es ist wirklich ein bitteres Wort im Munde eines

Mannes: sie haben mich alle enttäuscht. Könnte man es ihm verdenken, wenn er ein Menschenfeind würde, wenn er niemand mehr vertraute, und in jedem einen Feind witterte?

Wenn ich von Enttäuschungen spreche, dann meine ich nicht die unerfüllten und unerfüllbaren Hoffnungen der Ichmenschen, die entrüstet sind, weil sie weniger finden als sie erwarteten, die selber nichts geben, sondern nur nehmen wollen.

Ich denke auch nicht an die Enttäuschungen der Jugend, die mit hochgeschwellten Segeln aus dem Lande der Kindheit ins Meer des Lebens hinausfährt und töricht genug ist zu glauben, nun müßten sich ihr alle Tore öffnen, und die Menschen ständen alle bereit, sie mit ihren Gaben zu überschütten.

Ich denke auch nicht an die weltverstiegenen Träume der Phantasten, die keinen Blick haben für die rauhen Wirklichkeiten des Lebens, sondern immer nur Luftschlösser bauen und sie in nichts zusammensinken sehen. Sie wollen nicht verstehen, daß die Menschen keine Engel sind, daß jeder seinen eigenen Zielen nachgeht, auch wenn er dabei die Wünsche seiner Mitmenschen zu Boden stampft, und daß Stolz und Eigennutz gewaltige Mächte sind, denen die allermeisten unterliegen.

Sie alle werden enttäuscht werden. Der Ichmensch wird nicht jede Frucht pflücken dürfen, nach der seine Hand begehrlich sich ausstreckt; die Jugend muß lernen, daß die Menschen nicht in staunendem Verlangen auf sie gewartet haben, um von ihr das langersehnte Heil zu erlangen; den Phantasten wird das Herz nicht brechen, wenn sie auch immer wieder ein Kartenhaus zusammenstürzen sehen. Sie alle haben sehr wenig geopfert,

stehen jetzt nicht mit leeren Händen da und kommen daher auch leicht über die Enttäuschung hinweg. Aber es gibt viele Menschen, die das Beste aus ihrem Wesen hingegeben haben und nun mit Recht enttäuscht sind, weil sie eine große Leere finden, wo sie Früchte erwarteten.

Mancher Vater hat sich abgemüht von morgens bis abends, bis tief in die Nacht stand er bei der Arbeit und achtete nicht der Müdigkeit, weil er an die Zeit dachte, da seine Kinder ihm das alles dankbar zurückerstatten würden. Aber nun ist er alt, und seine Mädchen und Jungen gehen eigene Wege und brauchen mehr für sich selber, als sie verdienen, und denken nicht daran, daß ihr alter Vater sich freuen würde, wenn sie auch für ihn etwas übrig hätten.

Manche Mutter hat sich bis zum Zusammenbrechen für ihr Kind geopfert. Nächtelang saß sie an seinem Bettchen und lauschte ängstlich auf jeden Atemzug, sie betete, weinte und rang mit dem Herrgott um sein Leben, kannte keine andere Sorge als das Kind, keine andere Freude, als bei ihm zu sein, und nun will es sich ihrer schämen, weil sie nicht mehr jung und schön ist, es behandelt sie hart und rauh, fährt sie an, nicht als ob sie seine Mutter, sondern seine Sklavin wäre.

Mancher Lehrer und manche Lehrerin haben jahrelang einer Gemeinde und deren Kindern ihr Bestes gegeben, haben ihre Gesundheit geopfert, haben gehofft und gebetet, haben auf so viele Freuden verzichtet aus Liebe zu ihrem Beruf. Und das Ende war Enttäuschung.

Und so viele, so viele andere gibt es, deren Herz voll heimlichen Hoffens stand, die zu ernten gedachten, wo sie mit hingebendem Eifer gesät, deren Seele nach einem

Wort des Dankes und der Liebe dürstete, statt dessen aber mit Ruten geschlagen wurde.

Und so viele gibt es, die andern ihr Herz geöffnet, voll selbstvergessenden Vertrauens ihnen alles geoffenbart haben. Und nun sehen sie ihre Geheimnisse in alle Himmelsrichtungen zerstreut, man verspottet sie als Toren und wendet sich lachend andern Menschen zu, die mehr zu bieten scheinen.

Enttäuschungen!

Hart und bitter sind sie, und manche Träne und so manchen Fluch kostet es, bis sie überwunden sind. Je selbstloser und reiner die Hingabe war, desto tiefer wird die Wunde sich einfressen ins Leben.

Aber sogar die Enttäuschungen können uns Nutzen bringen. Sie zwingen uns, selber die Augen aufzumachen und uns die Menschen anzuschauen, mit denen wir zu tun haben. Wir lernen, nicht leichtgläubig uns dem ersten besten anzuvertrauen, sondern nach dem Worte der heiligen Schrift zu handeln: „Dein Freund aber sei einer aus Tausenden." Und niemals viel von den Menschen zu erhoffen, dafür aber um so kräftiger uns zu stützen auf den treuen Herrgott und auf die eigene Kraft. Und auch über Enttäuschungen hinwegzukommen mit dem Trost, den Paul Keller uns gibt:

> Erlosch einer Hoffnung Schimmer,
> laß nur der Zeit ihren Lauf;
> begrabene Hoffnung steht immer
> als Weisheit wieder auf.

Wohlklang

Wenn ich manchmal sinnend durch die Welt gehe und mein schönheitsdurstendes Auge über die reichgeschmückten Felder und Wiesen, über dunkle Berge und Wälder schweifen lasse, wenn ich die buntfarbige Welt der Tiere und Pflanzen betrachte, dann wirkt das alles auf meine Seele wie eine wohltuende Melodie. Es ist mir zumute, als sängen die Geschöpfe ein wundersamfein abgestimmtes Lied zum Lobe ihres Schöpfers. Wohl gibt es auch in der Natur störende Grausamkeiten; aber sie verschwinden doch fast ganz vor der großen Harmonie der Schöpfung.

Tritt man aber in die Welt der Menschen, sei es in die Großwelt, sei es in die Kleinwelt der Menschen, so empfindet man viel stärker größere und kleinere Mißklänge, die mehr oder weniger den Wohlklang stören. In der Natur draußen kommt eben der Gedanke des göttlichen Künstlers viel reiner zum Ausdruck; die Menschen jedoch greifen durch ihren freien Willen leider nur zu oft mit rauhen, unbeholfenen Händen in die Saiten, die Gottes Hand angeschlagen hat, und zerreißen die schöne Harmonie, die vom Schöpfer gedacht war.

Wir Menschen gehen zu gerne unsere eigenen Wege, ohne nach rechts oder nach links zu schauen. Wir

schreiten vorwärts und achten nicht darauf, ob unsere Schritte nicht zu groß oder zu klein sind für den Nachbarn, der mit uns wandern muß. Wir singen unser Lebenslied und vergessen dabei, daß wir uns an andere anpassen müssen; wir strecken mit einem hellen Jubelruf unsere Hände dem Erfolg entgegen, denken aber nicht daran, daß wir die Hoffnungen der Mitmenschen zertreten; unser helles Lachen schallt froh durch die Welt, und wir sehen nicht, daß der Bruder, die Schwester heiße Tränen weinen, weil unser Lachen ihnen ein Herz voll Weh schafft.

Edle Menschen streben danach, Wohllaut, Harmonie im eigenen Innern zu haben; aber nicht minder sind sie darauf bedacht, auch Wohllaut in ihr Zusammenleben mit den Mitmenschen zu bringen. Bei ihrer durch und durch eigennützigen und selbstischen Einstellung ist das nicht so leicht. Die meisten Menschen sind von Natur aus nicht geneigt, Rücksicht auf den Nachbarn zu nehmen; sie wollen ihre Rechte ihm gegenüber verteidigen oder ihn ausnutzen für eigene Zwecke.

Die am meisten in die Sinne fallenden Mißklänge in dieser Richtung fassen wir zusammen in das Wort: „Unverträglichkeit." Es gibt kleine Leute, die unverträglich sind, und es gibt große Leute, die unverträglich sind. In der Jugend haben sie nicht gelernt, sich nach andern zu richten, und im späteren Leben haben sie leider von den Torheiten der Jugend nichts vergessen. Und ich frage mich manchmal, was unser Herrgott im Himmel wohl mit den Menschen machen wird, denen das Unverträglichsein zur zweiten Natur geworden ist, die sich hier auf Erden wirklich unbehaglich fühlen, wenn sie nicht irgendeinen Strauß auszufechten haben.

Wo unverträgliche Menschen beisammen wohnen, da schwinden Friede und Glück. In jeder Familie und in jedem Gemeinschaftsleben ziehen von Zeit zu Zeit mal düstere Wolken am Himmel herauf. Bei verträglichen Menschen werden sie sich jedoch bald auflösen und dem heiteren Blau weichen; bei unverträglichen Menschen aber wird sich auch das kleinste Wölkchen zu einer Gewitterwolke verdichten, aus der Funke um Funke, Schlag auf Schlag zuckt und prasselt. „Besser ist ein trockener Bissen und dabei Frieden, als ein Haus voll Fleisch und Zank dabei," sagt die Spruchweisheit der Heiligen Schrift.

Weshalb vertragen sich die Menschen denn eigentlich so selten? Gewöhnlich sagt man, die Schuld liege auf beiden Seiten. Aber das ist nicht immer der Fall. Schon Kain und Abel haben sich nicht vertragen, ohne daß bei dem unschuldigen, gottesfürchtigen Abel eine Schuld lag. Der beste kann nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Es gibt eben Menschen, die so eigennützig, so selbstsüchtig, so neidisch, so empfindlich sind, daß man sich anstellen mag, wie man will, es wird einem nicht gelingen, friedlich mit ihnen auszukommen. Sie scheinen überhaupt keinen Funken Gerechtigkeitssinn zu haben, es ist ihnen unmöglich, sich zu dem Gedanken durchzuringen, daß der Mitmensch auch Rechte an sie hat, daß er auch mal recht haben kann und nicht immer sie selber. Sie denken gar nicht daran, eine Sache ruhig und vernünftig vom Standpunkt des andern zu betrachten. Sie sehen eben immer und überall nur ihr liebes, verhätscheltes, über alle Maßen überschätztes und hochgewertetes Ich. Und sind schließlich noch imstande, ihre Mitmenschen für

Narren und Toren zu halten, die sie weidlich für ihre Zwecke ausbeuten können.

Natürlich ist niemand verpflichtet, sich von solchen Menschen ausnutzen zu lassen, es sei denn, daß er dem Frieden zulieb ein Narr um Christi willen werden will wie der heilige Franziskus und der heilige Franz von Sales. Es mag ja Fälle geben, wo dieser christliche Heldenmut des stillen, tapferen Nachgebens nur der einzige Weg zum Frieden ist. Aber es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, jahraus, jahrein im Gemeinschaftsleben bescheiden und ruhig seine eigenen Wünsche beiseite zu stellen, um die Wünsche und Forderungen anderer zu erfüllen. Das ist mehr als treue Pflichterfüllung, das ist das Heldentum des Martyriums.

Aber auch bei Menschen, die selber den Willen haben, im Frieden mit uns zu leben, ist das Verträglichsein keine Kleinigkeit. Denn es gibt viele Dinge an ihnen, die uns reizen, die uns das Nachgeben und Eingehen auf ihre Wünsche namenlos schwer machen. Wir sehen, wie rücksichtslos sie oft sind, wie ungefällig, wie undankbar und herausfordernd. Wir stoßen uns das Herz wund an ihrem rauhen, spöttischen, lieblosen Wesen. Und wenn wir ihr Prahlen, ihr lautes, großsprecherisches Getue, ihre Eitelkeit wahrnehmen, gerät unser Blut arg in Wallung. Im ersten Augenblick kommt uns der Wunsch, auf den groben Klotz den groben Keil zu setzen, einen Stein aufzuheben und den zu werfen, der zuerst nach uns geworfen hat, mit einem harten, lieblosen Wort das harte, lieblose Wort zu erwidern. Aber das würde die Sache nicht besser machen, sondern nur den Auftakt bilden zu einem erbitterten Kampfe.

Es ist ja wirklich beschämend für uns, daß wir beim

Nachdenken über uns selbst meistens finden, daß das trotzige, wilde Aufbegehren gegen den Mitmenschen, ganz gleich, ob er über oder unter uns steht, so oft die Hauptrolle in unserem Sündenleben spielt.

Wer wirklich verträglich sein will, muß vor allen Dingen ein ganz gerechter Mensch werden. Er muß sich abgewöhnen, das Unangenehme am Nächsten immer aus dem engen Blickfeld des Ichs zu betrachten und überall bösen Willen bei ihm vorauszusetzen.

Verträglich sein heißt, gütig und milde denken und urteilen;

verträglich sein heißt, gern die Hand zur Versöhnung reichen;

verträglich sein heißt, den Grund zu jedem Mißverständnis erst bei sich selber suchen;

verträglich sein heißt, den aufsteigenden Unwillen kraftvoll niederhalten;

verträglich sein heißt, fremde Schuld in den Wind schreiben;

verträglich sein heißt, im flackernden Zorne keinen Entschluß fassen, das rasche Wort zurückhalten, bevor es eine Wunde schlägt;

verträglich sein heißt, den im Unwillen geschriebenen Brief zerreißen;

verträglich sein heißt, beim Nächsten für gewöhnlich den guten Willen voraussetzen.

Und hat es in dem Gemeinschaftsleben, wo dein Beruf dich hingestellt hat, bis jetzt rauhe Mißklänge gegeben, gab's viel Kampf und Hader, aber wenig Glück und Frieden, dann beantworte dir, bevor du weiterschreitest, die Frage, ob du wirklich verträglich bist.

Ein Lichtlein nur

Um jene Zeit sind Stimmen allerwege,
es huscht wie ein Flügelschlag von Raum zu Raum,
und da und dort in die verschneiten Gassen
wirft seinen Schimmer noch der Lichterbaum.
Die Leute tragen hundert Sachen, hasten,
und lächeln unbewußt so vor sich hin.
Es ist ein Klingen in den feinen Flocken,
das singt so mit. Die Luft ist seltsam dünn.
Und da und dort in den verschneiten Gassen
an dunklen Zimmern fliegt das Glück — vorbei.
In einem Erkerfenster, hauchgefroren,
hängt einer Mädchensehnsucht stummer Schrei.

Wie ein geheimnisvolles Wispern und Raunen geht es leichtfüßig durch die Welt, und heiße Wellen der Liebe drängen sich in den Herzen. Zu keiner andern Zeit des Jahres ist die Liebe so selbstlos, so voll seliger Hingabe und rührender Aufmerksamkeit. Deutsche Gemütstiefe und christliche Glaubensinnigkeit vermählen sich, um Weihnachten zu einem Hochfest der Liebe zu machen. Millionen alter und junger Herzen schlagen in bebender Erwartung dem Weihnachtserlebnis entgegen und berauschen sich in jauchzendem Entzücken an dem Strome der Vorfreude, die laut und jubelnd ihr helles Lied singt.

Deine Gedanken kenne ich nicht. Aber sie werden in stillen Stunden wohl auch darüber nachsinnen, wie du lieben Menschen eine Weihnachtsfreude machen kannst, und deine flinken Hände werden sich geschäftig regen, um die Überraschungen vorzubereiten, die du dir ausgedacht hast. Überall ist die Liebe am Werk. Und weiß ihr Wirken so gut mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umkleiden. An dich selber denkst du nicht; aber du freust dich auf die dankbarfrohen Augen, die am Weihnachtsabend dir entgegenstrahlen.

Viel stillglückliches Hoffen und heimliches Freuen wandert jetzt durch die Städte und Dörfer; aber

da und dort in den verschneiten Gassen
an dunklen Zimmern fliegt das Glück — vorbei . . .

Die dort wohnen hinter dunklen Fenstern zwischen öden, kalten Wänden, scheint es nicht zu kennen. Bist du nicht schon einmal am Weihnachtsabend durch die Straßen der Stadt gegangen, ganz allein, ganz deinen Gedanken dich überlassend? Aus vielen Fenstern brach reiches Licht auf die Straße, unter hellen Christbaumkerzen standen frohe Kinder und glückliche Eltern. Aber in sehr vielen Häusern blieb alles kalt und leer; kein sinniges Weihnachtslied wurde gesungen, kein frohes Kinderlachen entzückte unser Ohr. Das Christkind war vorbeigegangen, obwohl glückheischende Menschen mit brennenden Augen sehnsuchtsheiß ihm entgegensahen. Aber es gab niemand, der um ihretwillen ein Opfer brachte, niemand, der an sie gedacht hätte, um ihnen eine Überraschung zu bereiten. Und von jungen süßen Kinderlippen kommt die traurige Klage: „Ach, gibt es denn niemand auf der Welt, der mich ein bißchen liebhat?" Und in alte Herzen fressen sich Bitterkeit und

Herbe immer tiefer. Eine neue Rune der Enttäuschung gräbt sich in die Stirne, neben so viele andere, die alle von betrogenen Hoffnungen reden. Sie hatten so vieles vom Leben und von den Menschen erwartet, mit einem siegessicheren Lächeln waren sie ihnen entgegengegangen, hatten mit fast kindlich rückhaltslosem Vertrauen ihnen die Hände gereicht; aber eine Hoffnung nach der andern rann vor ihren Augen hinweg, und graue Leere nur blieb zurück.

Weihnachten macht so viele glücklich. Aber in ihrem Herzen, ach, da wird es nur die nagende Qual steigern. „Die Liebe Gottes ist heute unter den Menschen erschienen", werden sie in der Weihnachtsmesse hören. Und es wird ihnen gesagt, daß die Liebe Gottes die Menschenherzen durchdringt und erfüllt, und daß sie wie jede echte Liebe ein Drängen in sich verspürt, aus der eigenen Fülle andern mitzuteilen. Liebe will und muß gut sein. Sie hören es; aber es wird ihnen schwer gemacht, das Wort zu glauben.

Darf ich dich daher fragen, ob du auch für irgendeinen armen Menschen, an dem das Glück vorübergehen wird, eine heimliche Weihnachtsfreude vorbereitet hast? Oder siehst du deine Aufgabe für vollauf erledigt an, wenn du deinen Angehörigen, denen aus deiner Sippe eine Freude machst? Das wäre die Liebe des Priesters und des Leviten, die an dem unglücklichen Samaritan vorbeigingen, weil er nicht zu ihrer Sippe gehörte. Der barmherzige Samaritan bringt seine Weihnachtsliebe zu allen; das göttliche Christkind streckt allen seine Händchen entgegen, bittet für alle, besonders für jene, die so arm und verlassen sind wie es selber in seiner harten Krippe war.

So viele arme Menschen gibt es, denen Weihnachten leider nichts bedeuten kann als nur Vermehrung ihrer Qual. Wäre es zuviel von dir verlangt, wenn du einem einzigen armen Menschen auf der Welt eine kleine Weihnachtsfreude bereiten würdest? O, es müßte so schön sein, wenn jeder von uns wenigstens ein einziges Weihnachtslichtlein in das Düster der Armut und Not bringen würde! Tue es! Ein einziges Lichtlein nur! So wenig ist es, und doch so viel, so viel ...

Aber man muß dieses Lichtlein tragen mit liebenden Händen, man muß es so tragen, daß kein Menschenauge etwas von unserm Opfer merkt, und daß in keinem Menschenherzen ein leiser Stachel zurückbleibt, weil es sich gedemütigt und erniedrigt sieht. Das hieße die Wunden noch tiefer reißen, statt sie mit Samariterhänden heilen.

Eine schwedische Schriftstellerin erzählt in einer Legende von dem Engel der Liebe, der einen Tropfen aus dem unendlichen Becher der Liebe Gottes an seinem Finger hält. Und wo er diesen Tropfen hinfallen läßt, wachsen die Wunder aus der Erde. Dürre, sonnverbrannte Steppen kleiden sich in weiches Grün, Quellen, die längst vertrocknet standen, fangen an zu sprudeln, und tote Herzen, in denen kein Keimlein der Liebe mehr sproßte, weil sie ihren Gott verloren hatten, werden wieder lebendig.

Solche Wunder darfst auch du wirken, wenn du mit dem Weihnachtslichtlein der Liebe durch die Welt gehst.



Mein Ich



Lebenskunst

Als ich zum erstenmal das Wort „Lebenskunst" hörte, vor vielen, vielen Jahren, da dachte ich mir, es könne wohl nicht so sehr schwer sein, ein rechter Lebenskünstler zu werden. Denn damals war ich noch halb Kind und wußte soviel wie nichts von den bitteren Härten, den schreienden Mißklängen des Lebens, nichts von der lastenden Schwere und Unvollkommenheit menschlichen Erkennens und Wollens. Seitdem hat das Leben mir selber manche Erfahrungen gebracht, und auch beim heißen Ringen vieler anderer Menschen durfte ich Zeuge sein. Ich sah sie, wie sie dastanden im zermürbenden Kampfe, mit entschlossener Miene, hochgehendem Atem, geballten Fäusten, mit Tränen auf den glühenden Wangen. Es war oft so schwer, so namenlos schwer.

Viele haben sich durchgerungen bis zu den Höhen reiner Lebenskunst. Andere aber zerbrachen seelisch an den Daseinshärten, und die schrillen Mißklänge der Enttäuschungen und Verbitterungen haben leider für immer die glockenhellen, süßen Melodien des Herzens in Unordnung gebracht. Neben ihren zerbrochenen Idealen blieben sie flügellahm liegen. Und es ist ewig schade, daß so viel Gutes und Schönes für immer vernichtet ist. Sie griffen in bebendem Verlangen nach den leuchten-

den Sternen des Himmels. Umsonst. Und es ist so schwer, zu leben ohne die Aussicht, jemals eine der leuchtenden Sonnen für sich herunterzuholen. Denn wie immer wir uns auch abmühen, stets klingt es uns entgegen: „Umsonst! Umsonst!"

Es gibt Menschen, die immer Kinder bleiben dürfen. Der Übergang aus der sonnenhellen Kindheit in das Leben vollzog sich bei ihnen ohne die inneren und äußeren Stürme, die sonst den Menschen auf dieser Fahrt zu begleiten pflegen. Ihre hellen Kinderaugen wurden nie getrübt und ihr reines Lilienherz von keiner schmutzigen Hand berührt. Und in ihrem Wesen trugen sie nicht die großen, tiefen Gegensätze, sie wußten kaum etwas von der gewaltigen Macht in ihren Gliedern, die dem Gesetze Gottes widerstreitet. Sie brauchten kaum das rauhe Kriegsschwert zu schwingen. Mit einem lieben Kinderlächeln auf den Lippen verjagten sie den Feind. In glücklichen Verhältnissen geboren, von gewinnendem, schmiegsamem Wesen, von der Sonne der Gunst umstrahlt, sind sie vielleicht die Lieblinge der Menschen geworden. Es fehlen ihnen die großen Talente, aber auch die großen, stürmischen, mitreißenden Leidenschaften. Keine allzusteilen, schneeumleuchteten Höhen finden sich in ihrer Seele, aber auch keine abgründigen, gefahrvollen Tiefen. Ihr Lebensweg ist glatt und bequem, und es ist eine Kleinigkeit, in dieses Dasein kunstvolle Harmonien zu bringen. Gewiß, es spricht kein gewaltiges, überragendes Können aus dieser Lebenskunst, sie ist nicht von hinreißendem Einfluß; aber sie wirkt wie wohlklingende Musik, wie die sanften, weichen Linien einer Raffaelischen Madonna.

Aber nicht allen Menschen ist es vergönnt, so leicht

zum Lebenskünstler zu werden. Nicht jedem liegen die Verhältnisse so günstig, nicht jedem drängt sich beim Anblick der Welt das Geständnis auf die Lippen: „Ach, wie ist die Welt so schön!“ Die meisten sind eher enttäuscht, wenn sie aus dem Paradies des Kinderlandes an die heiligen Tore der reiferen Jugend pochen und nun mit hochgespannter Erwartung das alles suchen, was ihre Phantasie ihnen so wunderschön vorgezaubert hatte. Die glückliche Zeit ist vorüber, da die Künstlerin Phantasie alles verklärte, als sie sich Pferdchen aus Holz und Vögel aus Lehm und Puppen aus Lumpen machten.

Und nun stehen sie da, um die ersten tastenden Schritte ins Leben zu wagen. Und noch dabei zu fremden Menschen. Und mit jedem Schritte fast sinkt ein Stück jugendlicher Träume dahin, und die nackte Wirklichkeit tritt unerbittlich an ihre Stelle. Sie wollen erleben, wollen wissen, wollen erforschen, was bisher dunkel und geheimnisvoll sie umgab, wollen dem verschleierten Bild von Sais seine Geheimnisse entlocken. Aber sie werden enttäuscht sein. Sie kamen mit dem schönen, kindlichen Wahn, alle Menschen seien so aufrichtig und edel und dächten so ideal wie sie selber. Aber schon fangen die Mißklänge an. Denn hier erheben sich Widersprüche vor ihnen wie himmelstarrende Felsen. Ganz anders hatten sie sich das Leben geträumt. Ideal und Wirklichkeit klaffen weit auseinander. Und ihre unsicheren, suchenden Hände sind allein nicht imstande, die Brücke zwischen beiden zu bauen. Das Ideal singt ein wundervoll schönes Lebenslied in ihrer Seele, aber der Lärm der Wirklichkeit fällt mit häßlichen Mißklängen dazwischen. Die Enttäuschung ist vielleicht zu groß, als daß sie darüber hinwegkommen könnten.

Wohl denen, die alsdann den Mut haben, in zäher, ausharrender Arbeit, mit gütigem Verstehen sich den Weg zur Höhe zu bahnen, ohne an der Menschheit irre zu werden; die auch dann das Gute finden wollen, wenn es vielleicht allzusehr unter wüstem Steingeröll von Äußerlichkeiten und Mißverständnissen verborgen liegt.

Echte Lebenskunst ist so schwer, weil besonders aus unserem Herzen heraus zuviel Widerstände dagegen arbeiten. Wie eine bleierne Last hängen sie sich an unsere Seele, die nach Harmonie und Vollendung strebt. Warum läßt Gott zu, daß wir dennoch wieder fallen, daß wir so unsagbar heiß kämpfen müssen, um unser Leben zu einem Kunstwerk zu machen, in dem alles voll süßen Wohllauts und schönen Gleichklangs ist? Er läßt es zu, weil seine Gnade uns genügt, und weil er will, daß alle unsere Kräfte in heiligem Bund sich rühren. Selbst wenn nach dem Fall auch ein großes Erschrecken durch unsere Seele ginge, dann müßte die Schuld uns näher zu Gott führen. Und je näher wir zu ihm kommen, desto mehr werden Sünde und Leidenschaften verschwinden, die allein die Harmonie unseres Lebens stören können. Je näher wir Gott kommen, desto klarer erkennen wir auch die kleinen Fehler, die noch unrein durch unser Lebenslied klingen; desto mehr wird in seiner heiligen Glut alles verzehrt, was schlackenhaft und häßlich ist.

Irgendwo fern der Glut,
hold über jedes Hoffen,
steht eine Himmelstür offen!
Einmal wird alles gut.

Anna von Veltzien

Die Macht des Gedankens

Nicht wahr, es scheint dir nichts unbedeutender als ein Gedanke, mag er nun flüchtig dahinjagen auf den Flügeln des Geistes oder in windstiller Ruhe auf dem Boden unserer Seele sich lagern? Was liegt an einem Gedanken? Ist es überhaupt der Mühe wert, davon zu reden? Man sieht ihn nicht, kann ihn nicht greifen, sondern, von den Sinnen unbemerkt, hastet er eiligen Laufes durch unsere Seele, solange er nicht durch eine überlegene Macht zum Halten gezwungen wird.

„Gedanken sind zollfrei," sagt man den andern gedankenlos oder auch mit versteckter Bosheit nach. Aber warum sollen sie denn zollfrei sein? Etwa deshalb, weil sie von keinem Richter gefaßt werden können? Oder weil sie niemals verbotene Ware tragen? Aber haben wir nicht in unserem Geiste selber die Überwachungsstelle? Und steht nicht über ihnen der allwissende Gott, vor dem alle Gedanken offen liegen wie ein Buch? Nur ganz wenige Sprichwörter mögen so falsch und so verderblich sein wie das oben angeführte. Wäre es wahr, dann müßten auch die bösen Taten zollfrei sein. Oder wäre es recht, nur jene zu belohnen oder zu bestrafen, die eine Sache ausführen, die geistigen Urheber aber leer ausgehen zu lassen?

Aus dem Gedanken quillt das Gute, quillt das Böse. Er gleicht dem Funken, der von freventlicher Hand in das Haus geschleudert wird und dort als rasende Flamme alles verzehrt und zugrunde richtet. Er ist wie das kleine Samenkorn, aus dem ein mächtiger Baum emporwächst; wie das unscheinbare Brünnlein, das dem gewaltigen Strome sein Dasein schenkt.

Man kann die segensreiche oder jenachdem auch unheilvolle Macht des Gedankens nicht leicht überschätzen. Blitzartig taucht er auf in den tiefsten Gründen des Geistes. Niemand weiß noch, welche Wege er bei seiner Weiterentwicklung nehmen wird, welche Taten und Wirkungen sein Ende bezeichnen. Durch Jahrtausende hindurch schreitet er in wuchtigen Schritten, nach allen Seiten seinen Segen oder seinen Fluch verbreitend.

Willst du wissen, wie ein Gedanke sich auswirken kann, dann höre! Da kniet ein junger Mann in der Kirche vor dem Allerheiligsten. In den Tiefen seiner Seele taucht der Gedanke auf, Missionar zu werden. Anfangs steht er da, noch ganz schwach, unklar, unbestimmt. Aber immer mehr, immer deutlicher hebt er sich empor, immer schärfer werden die Umrisse, immer drängender der Zug nach Verwirklichung. Neue Gedanken erstehen neben ihm, ergänzend und vervollständigend, bis zuletzt der entscheidende Schritt zum eigentlichen Berufe folgt. Und der Gedanke läßt ihn nicht mehr los, stärkt ihn bei seinen Studien, tröstet ihn bei Schwierigkeiten, ermuntert ihn bei Hindernissen, feuert ihn an zu heldenhaften Taten. Und der Segen Gottes begleitet seine Arbeit, befruchtet seine Mühen, und Tausende von hilfsbedürftigen Menschen finden durch ihn den Weg zu Gott und dem Himmel.

Da geht auf der Dorfstraße ein einfaches Bauernmädchen. Auf einer ausgetretenen Treppe sitzt ein krankes, verlassenes Kind. Mitleidig nimmt das Mädchen aus seinem Körbchen einige Früchte, die es mit aufs Feld nehmen wollte. Und während es dieselben dem armen Kinde mit einigen lieben Worten darreicht, kommt ihm der Gedanke, es könnte überhaupt mehr von seinem Überfluß den Armen geben und seine freie Zeit ausnutzen zur Pflege der Kranken, die jetzt im Sommer doch meist vernachlässigt sind. Und an den ersten Gedanken reihen sich im Laufe der Zeit neue Gedanken: man könnte bei den Reichen Almosen sammeln, um den Armen besser zu helfen ... man könnte sich mit mehreren Gleichgesinnten vereinigen ... man könnte eine religiöse Genossenschaft bilden ... Und langsam wachsen aus dem Gedanken wie aus einem Samenkörnlein Krankenhäuser, Bewahrschulen, Waisenhäuser, Studienanstalten, Mädchenheime, Versorgungsanstalten für alte und verkrüppelte Menschen, eine ganze blühende Genossenschaft, die ihre Äste über mehrere Erdteile ausstreckt. Die Macht eines Gedankens! ...

Eine Kleinigkeit soll der Gedanke sein? Wer das behauptet, hat nie nachgedacht über die tiefsten Zusammenhänge im menschlichen Leben, hat nie die Spuren eines Gedankens bis zu seiner Quelle verfolgt. Jeder Gedanke ist wie einer von den vielen Regentropfen, die das Feld bewässern, ist wie einer von den Hagelkörnern, die die Ernte zerschlagen.

Ein einziger Gedanke kann den Charakter bilden oder verbilden. Kennst du nicht selber Beispiele genug dafür, daß der Gedanke des Hasses, der Abneigung sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht? Das Kind saugt ihn schon

ein mit der Muttermilch, und er wirkt wie „gärend Drachengift", das alles Schöne und Edle verdirbt und nichts als Wut und Neid und Feindschaft gebiert. Und so lange geht es wie ein Fluch mit der Familie, bis jemand kommt, der aus gütigem Herzen mit Iphigenie sagen kann: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Dann wird der Bannfluch gebrochen werden, der so namenlos viel Unglück hervorgebracht hat.

Siehst du, welche Macht der Gedanke besitzt. Ein ungehemmter schlechter Gedanke pflanzt sich fort wie eine verderbenbringende Lawine, die alles niederreißt, was in ihren Weg kommt. Darum laß gute Gedanken und Gedankenströme machtvoll durch deine Seele fluten, laß sie zu Taten werden, zum Segen für dich und andere.

Und nun blicke in die Werkstatt deines Geistes. Welche Gedanken werden dort geboren? Zügellose ... leichtfertige ... eitle ... neidische ... verdrießliche ... erlogene ... verleumderische ...? Oder sind es Gedanken voll Tiefe und Treue, Gedanken voll Wahrheit und Güte, Gedanken voll Demut und Kraft?

Gott möge dir gute und fruchtbare, er möge dir große Gedanken geben! Denn sie sind die stärkste Macht in unserem Leben. ...

Wie Flammenschein
so klar und rein,
so hell, wie brennende Lichtmeßkerzen,
sei jeder Gedanke in deinem Herzen.

Worte

„Ach, Worte nur!“ sagt man wohl gerne mit einem kleinen Schimmer von Verachtung, als ob Worte nicht mehr Werte in sich trügen als die Steine auf der Landstraße. Wer das dächte, hätte gewiß niemals nachgedacht über den Einfluß, den Worte auf unser Denken, Reden und Tun ausüben können. Man darf sie nicht verächtlich wie armselige Nichtigkeiten behandeln und beiseite schieben, so wie ein mutwilliges Kind das Steinchen mit dem Fuße wegschleudert. Denn Worte haben an unserm ganzen Wesen mit stillschaffenden Händen gearbeitet, sie haben unsere Seele bilden und formen helfen. Wie hoch Gott die Worte einschätzt, mögen wir daraus erkennen, daß sogar der menschgewordene Gottessohn sich das „Wort“ nennen läßt.

Es gibt Worte, die einen überwältigenden, niederwuchtenden Eindruck auf uns machen, und die wir nur mit tiefer Ehrfurcht aussprechen können. Und es ist einem dabei zumute, als müsse man die Hände falten wie zum Gebete. So haben die Israeliten den Namen Gottes ausgesprochen, so reden wir von den staunenswert großen Dingen unseres heiligen Glaubens, solange wir innerlich davon erfüllt sind.

Es gibt Worte, die ein Meer von Leid und Weh in

sich bergen, und wenn wir sie hören, dünkt es uns, als stürzten Ströme von Bitternis und Schmerz durch unsere Seele.

Es gibt Worte, die süße Erinnerungen in unserer Brust hervorzaubern und mit lieblichem Blütenduft uns einhüllen; die heiße Glut im Herzen wecken, daß einem die Pulse jagen vor Freude und Glück, und es einen drängt, sein frohes Erleben in die sonnenhelle Welt hinauszusingen.

Es gibt Worte, die wir mit dankbarer Liebe bei uns wiederholen und tief in unsere Seele hineinschreiben, damit sie dort liegenbleiben, unentweiht wie ein Heiligtum, weil sie uns so unsagbar viel gegeben.

Nein, man darf nicht sagen, daß Worte nichts bedeuten. Wohl gibt es Worte, die leer und hohl und nichtssagend sind; aber dann muß man auch hinzufügen, daß sie von Menschen stammen, die ebenso leer und hohl und nichtssagend sind. Es gibt zweifellos viele Worte, hinter denen kein Gedanke steht, und die darum leer sind wie gedroschenes Stroh. Weil es Menschen gibt, die wirklich nichts zu sagen haben, darum gibt es auch Worte, die wie Schall und Rauch durch die Luft gehen, die ruhig ungesprochen bleiben dürften, ohne daß irgend jemand einen Schaden davon hätte. Sie irren wie arme Bettelkinder hungernd und fröstelnd durch die Welt, wenn nicht gütige, wohlmeinende Menschen aus Mitleid ihnen ein bißchen Inhalt mitgeben.

Ich möchte dir sehr raten, die Macht des gesprochenen Wortes nicht zu unterschätzen, ob du es nun selber aussprichst, oder ob es dir von andern gesagt wird. Weißt du nicht, daß du mit jedem Wort dein eigenes Wesen offenbarst und einen Pinselstrich tust an dem Bilde, das

du von deinem Ich malst? Daher kommt es wohl auch, daß wir manche Menschen schon hochschätzen und lieben müssen, auch wenn wir nur ein paar Worte von ihnen gehört haben, während andere mit einer Sturmflut von Gründen uns vollkommen gleichgültig lassen. Oder daß sie uns schon widerwärtig sind nach dem ersten Worte, das von ihren Lippen kommt. Aus ihren Worten sprach ihre Seele. Weil diese oberflächlich war, darum waren auch die Worte so seicht und werthungrig; weil sie innerlich roh und gemein war, darum waren auch die Worte so voll Bosheit; weil sie falsch und heuchlerisch war, darum klang aus ihrem Worte soviel Tücke und Hinterlist.

Du malst also dein eigenes Bild durch deine Worte. Aber du tust noch viel mehr. Du hilfst auch die Seele deines Mitmenschen bilden, besonders wenn du Einfluß und Ansehen besitzest. Deine Worte sind ja für gewöhnlich das, was du selber bist, auch wenn du dich noch so sehr bemühen wolltest, sie als Maske zu benutzen, um deine wahre Gesinnung vor den Menschen zu verbergen.

Deine Worte werden sein, was du selber bist. Bist du innerlich reich und tief, so sind es deine Worte auch. Und mit ihnen trägst du von deinem Überfluß, von deinen eigenen seelischen Werten hinüber in die Seele deines Bruders und deiner Schwester. Kommen deine Worte aber aus einem rohen Herzen, dann können sie auch jede Scheu und alle Ehrfurcht vor dem Heiligen rauben, die dem Menschen doch so notwendig sind. Ein Wort, getränkt mit beißendem Hohn, gesprochen von verächtlichen Spötterlippen, kann ein ganzes Glaubensgebäude ins Wanken bringen. Ein Wort, von falscher

Zunge dir ins Ohr gezischelt, löst Freundschaftsbande, die für ein Leben begründet schienen. Ein Wort ist imstande, einen ordentlichen Menschen so auf die Bahn des Verderbens zu schleudern, daß er den richtigen Weg nie mehr findet.

Unterschätze nicht die Bedeutung des Wortes. Es wird in die Welt gestellt, man könnte fast sagen, zum Falle und zur Auferstehung vieler. Wenn Millionen es vernehmen, werden auch Millionen es anders verstehen und aufnehmen, je nach der eigenen seelischen Einstellung. Wie ein Marmorblock liegt es da. Der eine geht daran vorbei, ohne eine Ahnung zu haben von der inneren Schönheit des Steines. Der andere aber beugt sich liebevoll nieder, um den feinen Linien nachzuforschen, die von verborgenem Glanze zu ihm reden, während ein dritter am liebsten den Block nehmen möchte, um irgend etwas damit zu zerstören.

Es ist etwas geheimnisvoll Großes um ein Wort. Es birgt unendliche Möglichkeiten in sich. Und wir lauschen oft mit stillem Jubel auf das leise Klingen in unserem Herzen, das von einem lieben Worte dort geweckt wurde und nun rauscht und singt und uns so glücklich macht, daß man meint, es müsse einem das Herz sprengen in seliger Lust. Nein, Worte sind nicht Rauch und Schall. Und sie wachsen und fallen mit uns selber, sie stehen da wie das lebendige Denkmal unseres eigenen Wesens.

„Worte nur . . .“

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
und ist er einmal deinem Bogen
in Tändeln oder Ernst entflogen,
erschrecken muß dich seine Eil.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
entschlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der
vielleicht erlischt am feuchten Tage,
vielleicht am milden glimmt im Hage,
am dürren schwillt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst
so schwer in deine Schale fallen,
ist keins ein nichtiges von allen,
um jedes hofft du oder weinst.

Annette v. Droste Hülshoff

Die Kunst glücklich zu sein

Du möchtest gerne glücklich sein. Mit vollen Händen würdest du von dem Glücke nehmen und davon heimtragen, soviel du nur könntest, wenn du es irgendwo aufgespeichert fändest. Denn du fühlst in deinem Herzen einen schier unersättlichen Hunger nach Glück. Das glaube ich dir gerne. Mir geht es ja geradeso. Und andern Menschen auch. Du dürftest durch die ganze Welt wandern und an alle Herzen anklopfen und fragen, was sie wünschten, und sie würden dir antworten: „Das Glück. Glücklich sein möchte ich. Ach, wenn ich doch nur einen Tag, ein Jahr lang ganz glücklich sein könnte!"

Glücklich werden willst du? Aber glaubst du, daß dieser Wunsch auf dieser armen Erde je seine Erfüllung finden wird? Ich glaube es nicht. Du machst ein ungläubig Gesicht. Als ob du sagen wolltest, du würdest wohl ganz glücklich werden, wenn deine Wünsche nur einmal sich erfüllten.

Nun, wie lauten denn diese Wünsche?

„Wäre ich wieder ganz gesund, dann fühlte ich mich glücklich." — Aber warst du denn damals wunschlos glücklich, als du deine Gesundheit noch besaßest? Und es gibt so viele, so viele gesunde Menschen auf der Welt. Sind sie deshalb auch glücklich?

„Wenn ich dieses lästige Kreuz doch einmal los wäre, dann könnte ich mich auch wieder von Herzen freuen." — Aber schau doch nur ruhig abwägenden Blickes um dich auf die Menschen, die von deinem Kreuze nichts wissen, auf die sogenannten verhätschelten Lieblinge des Lebens. Sind sie deshalb glücklich? Vielleicht dürfte man ihnen auch die Inschrift aufs Grabdenkmal setzen, die man dem gefeierten Dichter Bodenstedt gewidmet hat: „Er hat im Leben viel Glück gehabt und ist doch nicht glücklich gewesen."

„Hätte ich viel Geld, so daß ich mir um mein und meiner Familie Fortkommen keine Sorgen mehr zu machen brauchte, dann wäre ich ganz zufrieden." — Ach, es gibt doch Millionen solcher Menschen auf der Welt; aber sie sind deshalb um keinen Deut glücklicher als andere, die kaum wissen, wie sie das tägliche Brot für den nächsten Tag beschaffen können. Das Glück wohnt nicht im Geldsack. Vielleicht nistet der Unfriede sich nirgends so gern ein wie in den Palästen der Reichen.

Darfst nicht auf die Hohen schauen,
was sie tun und wie sie's treiben,
was sie trinken, was sie essen,
wenn du willst zufrieden bleiben.
Sieh' auf die, die täglich müssen
mit der Not des Daseins streiten,
die das Nötigste vermissen,
und die täglich — dich beneiden.

„Könnte ich doch auch auf der Leiter menschlicher Ehren um einige Sprossen weiter hinaufrücken, dann glaube ich, müßte ich immer froh und glücklich sein." — Du meinst so, aber die Wirklichkeit zeigt uns, daß Ehren-

stellen und Glück sehr oft ganz getrennte Wege gehen. Keine andere Zeit der Vergangenheit hat uns diese Wahrheit ja so deutlich vor Augen geführt wie die unsrige.

„Dürfte ich doch auch vom Leben und seinen Freuden und Genüssen etwas mehr genießen, so brauchte ich nicht zu klagen, weil mein Herz dann ganz zufrieden wäre.“ — Wenn du einen solchen Wunsch aussprichst, dann hast du wahrhaftig wenig aufmerksam in die Welt hineingesehen. Denn nichts auf der Welt macht unser Herz so zerrissen und unglücklich wie der Sinnengenuß, wie das gierige Schlürfen aus dem berauschenden Becher der Lust. Du wärest der erste Mensch, der glücklich würde auf diesem Wege. Einer, der ihn gegangen ist, hat ganz anders geurteilt als du. Höre! „So taumle ich von der Begierde zum Genuß, und im Genusse verschmachte ich wieder vor Begierde nach neuem Genuß.“ Klingt das nach echtem Glück? Doch wahrhaftig nicht. Und man findet es eigentlich ganz natürlich, wenn derselbe Mann am Ende seines dreiundachtzigjährigen Lebens das Geständnis ablegen muß, er sei in all den langen Jahren keine vier Wochen lang wirklich glücklich gewesen.

Wir mögen alle irdischen Güter nach ihren Glückswerten abwägen, immer kommen wir zu demselben Endergebnis: „Wir müssen höher hinaufsteigen, um das Glück zu finden. Voll und ganz wird das Glücksverlangen unseres Herzens erst gestillt bei Gott, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in ihm.“

Und es ist gut so. Denn sonst würden wir die Erde viel zu lieb gewinnen und unseren Herrgott noch leichter vergessen, als wir es jetzt schon tun. Aber dennoch

wollen wir für unser irdisches Dasein soviel Glück wie möglich haben. Wir wollen die Sonne suchen gehen.

Dafür trete auch ich ein; denn ich möchte recht viel sonniges Glück in meinem Herzen und in meiner Umgebung sehen. Und es ist auch gar nicht zu schwer, es zu erhaschen, wenn man es wirklich fangen will.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
denn das Glück ist immer da.
Blumen sind an jedem Weg zu finden,
doch nicht jeder weiß den Kranz zu winden.

Nur darfst du deine Anforderungen ans Leben nicht zu hoch stellen. Je weniger Bedürfnisse einer hat, desto glücklicher wird er sein. Und je mehr einer Sklave irgendeiner Sache ist, desto schwerer kann man ihn zufriedenstellen. Denn der Feind des Glückes ist der Wunsch. Menschen, die nichts wissen von ewig wechselnden Moden und ausgesuchten Leckerbissen, von Autofahrten und teueren Zigarren, von kostspieligen Weinen und Theater, von Kinos und Ausflügen, sondern das Glück suchen und finden im frohen Kreise der Familie oder in der freien Natur, sind durchweg am frohesten. Je mehr du dich von allen überflüssigen Bedürfnissen freimachen kannst, desto glücklicher wirst auch du werden. Denn in der Beschränkung zeigt sich der Meister und Lebenskünstler, und in der Beschränkung liegt auch das Glück.

Ist nicht im Innern Sonnenschein,
von außen kommt er nicht herein.

Als Klein Seelchen das Glück suchen ging

Es war einmal ein kleines Seelchen, das der liebe Gott just in dem Augenblick erschuf, als ein Schutzengel ihm von der guten Tat einer Mutter berichtete. Sein Herz wurde froh gerührt. Und darum wurde das Seelchen, das er in diesem Augenblicke dem Körper einhauchte, auch ganz zart und fein, wie aus lauter Liebe und Güte gewoben. Und er gab ihm eine große Sehnsucht mit, glücklich zu werden und andere glücklich zu machen. Es konnte niemand traurig sehen, und einmal bat es den lieben Gott, er möchte es doch von dieser armen Welt wegnehmen, damit es nicht mehr so viel Leid und Kummer zu sehen brauchte. Und oft vermeinte es, selber sterben zu müssen vor Herzeleid, weil es nicht so helfen konnte, wie es gerne mochte.

Klein Seelchen hatte eigentlich noch einen andern Namen; den weiß ich aber nicht. Darum nenne ich es so, wie alle Leute es nannten. Es war ein Mädchen wie die andern. Aber alle nannten es von Jugend an Klein Seelchen, weil es so fein und zart war und eines jeden Menschen Not so tief mitempfand. Sein Frühstück und was es an Geschenken bekam, gab es armen Kindern. Und einmal, als in der Schule ein recht

böses Kind bestraft werden sollte, stand Klein Seelchen auf und bat das Fräulein inständig, doch ihm die Strafe zu geben.

Klein Seelchen war nun schon groß, und mit jedem Tage empfand sie heftiger die Sehnsucht, das Glück suchen zu gehen. Sie schaute sich danach fast die Augen wund und fragte alle, die ihr begegneten: „Habt ihr das Glück nicht gesehen? Ihr lieben Leute, könnt ihr mir nicht sagen, wo ich es finden kann?“ Die meisten lachten: „Klein Seelchen, bleibe doch zu Haus, da hast du ja das Glück.“ Andere aber hatten Mitleid mit ihr und meinten, sie solle nur weiter suchen, dann würde sie das Glück schon finden.

Und Klein Seelchen ging mit großen, suchenden Augen durch die Welt. Zu Hause war das Glück nicht. Nein, wahrhaftig nicht; sonst hätte sie es längst gefunden. Vieles hatte man ihr gepriesen als das Glück; aber als sie ihre Arme verlangend danach ausstreckte, fand sie sich schmerzlich getäuscht. Man nahm sie mit zu Spiel und Tanz, man stellte sie mitten in den lauten Jubel großstädtischen Vergnügens; aber Klein Seelchens Herz blieb kalt und leer. Und wenn sie abends mit sich allein sein durfte, dann weinte sie all ihr Leid in bittere Tränen aus und schrie nach dem Glück. Nach ihrem Glück. Die lauten Klänge der rauschenden Musik vermehrten nur ihre Qual, und beide Hände drückte sie gegen ihr Herz aus Angst, es müßte einmal brechen vor heißem Weh. Und niemand durfte sie ihr Herzeleid klagen, weil keiner sie verstehen wollte und konnte. Sie wußten ja auch nichts von ihrer Sehnsucht nach reinem, echtem Glück. Und mochten nicht verstehen, daß Klein Seelchen ganz anders war als sie alle.

So blieb sie unverstanden. Aber sie wollte dennoch weiter suchen nach dem Glück; denn irgendwo mußte es doch sein. Warum hätte ihr sonst der liebe Gott diesen unwiderstehlichen Drang ins Herz gelegt?

Eines Tages erhielt Klein Seelchen nach langem Bitten endlich die Erlaubnis, selber in die Welt zu wandern, um das Glück suchen zu gehen. Wie es da in ihrem Innern aufjubelte! Sie erhob ihre feinen Hände gegen die blauen Fernen, und ihre Lippen flüsterten ganz leise, daß nur ihr Ohr es vernehmen konnte: „O Glück, nun werde ich dich bald finden!" Und ihre Augen leuchteten froh der aufgehenden Morgensonne entgegen.

Langsam wanderte sie dahin. Denn die Wege waren rauh, und es ging sich nicht so leicht wie in den schattigen Laubgängen des väterlichen Gartens. Aber sie dachte nicht mehr daran, ihr Herz war voll stillen Hoffens. Die Blumen am Wege blühten ja auch so schön und freundlich, und sie sang helle Lieder, weil der liebe Gott für sie die Welt so prächtig ausgestattet hatte. Aus den allerschönsten wand sie einen Kranz für ihr glänzendes Blondhaar, und mit heimlicher Wonne lauschte sie dem seelenvollen Gesang eines Rotkehlchens, das in der Nähe sein Morgenlied zum Himmel schickte.

Klein Seelchen trank mit Entzücken den Wohlklang des Liedes. Wer so singen und jauchzen könnte wie das Rotkehlchen, müßte glücklich sein, sagte sie zu sich selbst. Es kam ihr vor, als spräche aus dem Lied ohne Worte eine reiche, glückdurchströmte Seele.

Wenn sie selber doch auch aus den Tiefen der Musik schöpfen und in frischquellenden Tönen durch die Geige aussprechen und mit dem Rotkehlchen um die Wette

singen und jubeln könnte, das müßte sie doch glücklich machen. Vieles hatte sie schon gelernt; aber es fehlte ihr die Vollendung, die Reife, die Tiefe, sie fühlte immer noch ein großes Unvermögen, das zu sagen, was sie eigentlich empfand. Es war bei ihr kein Untertauchen in der Tonflut der Musik, sondern nur ein Plätschern und Schwimmen an der Oberfläche.

Klein Seelchen wanderte deshalb zu einem rechten Meister und fragte ihn: „Ist die Musik das Glück?"

„Ja, die Musik ist das Glück," entgegnete er feierlich.

„So nimm mich an als Schülerin," bat sie inständig, „denn ich suche das Glück."

Und er nahm Klein Seelchen als Schülerin an. Er war ein tüchtiger Meister. Aber bald wurde er von seiner neuen Schülerin übertroffen. Wenn die manchmal für sich spielte, mit glühendem Gesicht, die Augen scheinbar verloren in unfaßbaren Weiten, die ganze Gestalt bebend unter der hinreißenden Gewalt der Töne, dann stand er wortlos da und starrte sie an wie ein Wesen aus einer andern Welt. Was er selber spielte, das war angelernte Vollendung, etwas Gemachtes, aber unter ihrem Bogen quollen die Töne aus einer reichen, überströmenden Seele. Das schien alles aus tiefen Abgründen aufzurauschen, aus einer Welt, wo seine Gedanken ihn nicht hintragen konnten. Bald mit einer Innigkeit und Süße, daß einem das Herz fast hinschmolz vor Glück und Wonne, bald aber schrie es aus den Tönen wie wilde, herzzerreißende Sehnsucht, die auf dieser Welt nicht gestillt werden konnte. Hier war eine Seele, die sich unmittelbar aussprach, hier war nichts Angelerntes und Gekünsteltes.

Aber Klein Seelchen war immer noch nicht zufrieden.

Wohl erlebte sie schöne Stunden, wenn sie mit der Geige in der Hand alles erzählen durfte, was sie keinem Menschen sagen konnte, wenn ihr Ohr den wunderbaren Tönen lauschte, die sonst nur ungehört durch ihr Inneres rauschten. Doch das Glück fand sie immer noch nicht. Denn je tiefer sie eindrang in die Welt der Töne, desto mehr wuchs in ihr die Sehnsucht nach neuer, reiner Schönheit. Glaubte sie für kurze Zeit, nun habe sie das Glück wirklich gefunden, und wollte ihr Herz laut und stürmisch aufjauchzen, dann stand die Sehnsucht schon wieder daneben, groß und stark, schaute sie mit traurigen Augen an, als wollte sie sagen: „Klein Seelchen, du bist noch immer nicht auf dem rechten Wege. Du mußt noch weiter gehen, noch viel weiter."

Klein Seelchen wollte ihr nicht glauben. Aber als sie eines Tages wieder spielte, ganz hingegeben an ihr Lied, vollständig teilnahmslos für die Umgebung, fühlte sie sich plötzlich von leidenschaftlicher Hand umfaßt. Einen Augenblick stand sie zuckend still. Ein banger Wehlaut entrang sich ihren Lippen. Sie sah erschrocken in zwei funkelnde Augen. Die Geige entsank ihrer schlaffen Hand, und die Saiten zersprangen mit einem klirrenden Ton. Einen Augenblick sah Klein Seelchen der zerbrochenen Herrlichkeit nach, dann eilte sie mit einem leisen Schmerzensschrei aus dem Hause.

Nein, hier wohnte das Glück nicht. Das war nur trübe Sinnlichkeit. Klein Seelchen war grausam enttäuscht. Man hatte ihr das Glück versprochen, statt dessen aber nur lodernde Leidenschaft gegeben.

Traurig setzte sie sich am Wege nieder und sann über ihre Zukunft nach. „Ach, liebes Glück, wo wohnst du denn? Wenn doch nur ein Mensch es mir zeigen

könnte!“ seufzte sie. „Vielleicht würde ich glücklich, wenn ich all die Liebe und Güte, die in meinem Herzen wohnt, irgendeinem Menschen ganz schenken dürfte.“

Ein lustiges Lied, von frohen Sängerlippen gesungen, weckte sie aus ihren Träumen. Sie schaute auf. Da kam des Weges ein junger Wandergesell daher, von der Sonne gebräunt, mit frischen Wangen und hellen Augen. Er lachte sie an und rief:

„Grüß dich Gott, du schönes Kind! Wo willst du hin? Weshalb guckst du so trübselig in die Welt?“

Klein Seelchen faßte gleich Zutrauen zu ihm, denn er sah sie aus seinen blauen Augen gar aufrichtig und treu an.

„Ich suche das Glück,“ sagte sie, vertrauensvoll zu ihm aufblickend.

Da lachte er hell und rein wie eine Glocke.

„So komm, wir können Wandergesellen sein. Denn auch ich suche das Glück. Wir werden es finden.“

Da reichte ihm Klein Seelchen die Hand, und so wanderten sie beide ihres Weges daher. Ein Schauer von Glück durchrieselte sie, als sie sorglos wie ein Kind neben ihm herging, und sie beide ihre munteren Lieder in das Land hinaussangen. Die Leute auf den Feldern schauten verwundert auf und sprachen: „Welch ein schönes Paar!“ Und einmal blieb ein herziges Kind vor ihnen stehen, klatschte in die Hände und lachte: „O, da kommt ein Märchenprinz mit der Königstochter, die er aus den Händen des bösen Ritters befreit hat.“

Und ein anderes Mal gab ein schlichtes Mädchen ihr die Hand und fragte in scheuer Ehrfurcht: „Bist du nicht die gütige Fee mit den großen Märchenaugen, die allen Kindern so gut ist?“

Klein Seelchen beugte sich zu dem Kinde nieder, küßte es auf seine unschuldigen Augen und versprach, ihm ganz bestimmt die gütige Fee zu schicken, sobald sie dieselbe irgendwo fände.

Weiter wanderten die beiden dahin. Mit hungrigem Herzen lauschte Klein Seelchen auf ihres Begleiters Worte, die wie süße Musik in ihren Ohren klangen. Von Zeit zu Zeit schaute sie ihm in die jugendfrohen, leuchtenden Augen und gelobte sich heimlich, ihm ihre ganze Liebe zu schenken und so das Glück zu gewinnen. Sie hätte laut aufjauchzen können; denn die warme Blutwelle der Liebe schlug mächtig durch ihr Inneres. Nie hatte sie empfunden, was Liebe sei. Die Menschen, die sie bis jetzt kennengelernt, hatten sie vollkommen kalt gelassen. Sie war allen gut, aber die Liebe zu ihnen war nicht so wie die Liebe, die jetzt in ihrem Herzen sang.

„Sollte dies wohl das Glück sein?" fragte sich Klein Seelchen öfters in bebender Erwartung.

Klein Seelchen, noch bist du weit von dem Glück entfernt. Liebe macht glücklich, aber sie ist nicht das Glück. Und was die Menschen alles für Liebe halten, ist nur eine flüchtige Flamme, die rasch auflodert und in ein Häufchen Asche zusammenfällt.

Einen ganzen Tag lang wanderten die beiden zusammen, und immer höher gingen die Wellen der Liebe. Nie mehr wollte sich Klein Seelchen von ihrem Wandergesellen trennen. Aber es bangte ihr doch etwas vor dem neuen Glück. Sollte das wirklich das Glück sein, das sie suchte? Ein leises, bestimmtes Nein antwortete aus ihrem Innern. Und eines gefiel ihr nicht. Ihr Begleiter blieb bei jedem Mädchen stehen, scherzte und

schäkerte mit ihm, während Klein Seelchen unbeachtet weiterging. Und als er sich abends in der Herberge betrank und häßliche Lieder anstimmte und das dienende Mädchen belästigte, da wußte Klein Seelchen, daß diese Liebe nicht das gesuchte Glück war.

Zur selben Stunde noch brach sie auf und wanderte fort durch die sternhelle Nacht. Wieder war sie mutterseelenallein. Ein beklemmendes Gefühl der Einsamkeit legte sich um ihr Herz. Innig schaute sie zum Himmel auf und betete zum lieben Gott, er möchte sie doch das Glück endlich finden lassen. Müde vom Gehen und erschöpft von innerem Weh, setzte sie sich auf einen Wegestein und weinte sich aus.

Da wurde es ihr wieder leichter. Die Tränen bissen mit ihrer Salzflut alle Mutlosigkeit hinweg. Sie fing wieder an zu beten.

„O Gott, wo bist du denn? Du hast doch die Sehnsucht nach Glück in mein Herz hineingelegt, zeige mir nun auch den Weg, damit ich es finde! Oder schicke mir einen Menschen, der mich an der Hand nimmt, um mich zu führen."

Vor Müdigkeit schlief sie bald ein und erwachte erst, als am nächsten Morgen die Sonne schon hoch in den Zweigen der Bäume stand. Sie mußte sich erst bedenken, wo sie war. Erstaunt rieb sie sich die Augen und fragte sich, wie sie denn hierhergekommen sei. Gestern wanderte sie doch in Begleitung eines lustigen Gesellen. Wo war er geblieben? Da fiel ihr das häßliche Erlebnis von gestern abend ein. Sie stand auf, schüttelte sich vor Ekel und trank dann mit Wohlbehagen die würzige Frühlingsluft in vollen Zügen. Der leuchtenden Sonne jauchzte sie in jugendlichem Übermut

entgegen und gelobte sich, den Mut nicht zu verlieren, sondern rastlos vorwärts zu wandern, bis sie das Glück gefunden hätte.

Genau wie zu Hause kniete sie sich nieder, und auf dem grünen Rasen verrichtete sie ihr Morgengebet. Sie fühlte sich wieder ganz als Kind Gottes, unter dessen Schutz sie sich vollkommen sicher glaubte. Wer konnte ihr schaden, wenn seine machtvolle Hand sie behütete! Mutig begann sie von neuem ihre Wanderung und kam bald zu einem großen Hause, vor dessen Tor ein Wagen hielt, aus dem eben ein krankes Kind getragen wurde. Es wimmerte leise vor Schmerz; denn beide Ärmchen waren ihm gebrochen. Da regte sich das Mitleid in Klein Seelchens Herzen gar mächtig, und weil sie sonst nicht helfen konnte, legte sie wenigstens ihre Hand unter das Kopfkissen und lächelte die Kleine freundlich an. Das Kind vergaß bei ihrem Anblick seine Schmerzen, und ein wehmütiges und doch glückliches Lächeln koste um die weichen Lippen.

„Siehst du, Mutter,“ flüsterte es dann mit süßem Erschrecken seiner Mutter zu, „da ist die wunderbare Frau, die mich gesund machen wird. Sieh nur, wie sie mich anlächelt!“

Klein Seelchen aber stand zögernd vor der Pforte. Sie wußte nicht, was sie nun tun sollte. Hineingehen in das Krankenhaus oder wieder hinaus in den Frühling. Während sie darüber nachdachte, kam aus einem Seitengebäude ein Geistlicher mit einem heiteren Gesicht. Hilflos sah Klein Seelchen ihn an. Der Geistliche erkannte gleich ihre Not. Seine sonst so frohen Augen wurden auf einmal ganz ernst und tief. Er blieb stehen und fragte freundlich:

„Kind, wer bist du denn? Du bist ja über und über verstaubt und müde zum Umfallen?"

„Man nennt mich Klein Seelchen, und ich ziehe durch die Welt, um das Glück zu suchen."

Der Geistliche lächelte belustigt.

„Das Glück braucht man nicht suchen zu gehen," erwiderte er dann, wieder ernst werdend. „Es ist überall. Man muß bloß die Augen aufmachen, um es zu sehen. Und fest zupacken, damit es nicht mehr entschlüpft."

Klein Seelchen schaute ihn zweifelnd an.

„Ist es denn bei Ihnen, Hochwürden? Führen Sie mich doch zu ihm. Mein Herz ist ganz heimwehkrank vor Sehnsucht."

Mitsammen schritten sie dann durch den Garten zu dem Gebäude, das für die Fremden bestimmt war. Emsige Schwestern führten hier den großen Haushalt.

„Schwester Beda, hier bringe ich Ihnen jemand, der das Glück sucht. Ich hoffe, daß es bei Ihnen zu finden ist. Wissen Sie, wo es steckt, dann zeigen Sie es diesem Kinde."

„Hochwürden wissen das viel besser als ich," lächelte Schwester Beda und führte Klein Seelchen in das Sprechzimmer, um sie dort einmal gründlich an Speise und Trank zu laben.

Und dann saßen sie zusammen, der erfahrene Seelsorger und das junge, glücksuchende Kind. Und ihm klagte sie ihre geheime Herzensnot. Sie wußte, daß er sie verstehen, aber nicht verstoßen würde. Sie erzählte ihm davon, wie sie in ihrem Innern eine Sehnsucht empfände, die sie nicht zurückdämmen könnte, daß sie allen Menschen ganz gut sein wolle, und wie es ihr bis jetzt ergangen sei.

Der Geistliche sah nachdenklich vor sich hin. Wie die verkörperte Sehnsucht nach Glück saß Klein Seelchen ihm gegenüber und schaute mit großen, fragenden Augen zu ihm auf. Bei seinem Schweigen wurde es ihr ganz bange, daß auch er nicht helfen könne.

„Klein Seelchen, ich fürchte, du hast bisher das Glück auf dem falschen Wege gesucht," brach er endlich das drückende Schweigen. „Du hast nur immer an dich selber gedacht. Aber der liebe Gott hat dir doch ein solch großes Mitleid mit der menschlichen Not nicht umsonst gegeben. Er will, daß du deine Liebe andern schenkest, aber nicht einem Menschen, sondern vielen, und nicht bloß deinetwegen, sondern um anderer willen. Die Liebe sucht sich nicht selbst . . ."

Klein Seelchen ließ in tiefer Beschämung den Kopf hängen. Ihr Gesicht schien purpurrot umgossen und ihr Blondhaar war wie von einem goldenen Schein umflutet, den die Künstlerin Sonne durch das offene Fenster hindurch um sie warf. Aber sie wußte nichts davon. Und hätte sie es auch gesehen, so würde sie nichts dabei gedacht haben; ihre Gedanken gingen andere Wege.

„Wohin soll ich mich denn wenden, Hochwürden?" schaute sie verängstigt zu ihm auf. Die feinen Hände zitterten leise. Ihr ganzes Wesen stand in bebender Erwartung.

„Wenn du willst, kannst du hier im Krankenhause unter der Anleitung der Schwestern arbeiten," klang es kurz und schlicht als Antwort. Fast schien es geschäftsmäßig. Aber Klein Seelchen tat einen lauten Freudenschrei. Das war es ja, was sie immer gewollt hatte: andern Gutes tun, und besonders den kranken Kindern.

Einige Stunden später stand sie schon auf der Kinderstation. Schwester Innocentia, selber rein und zart wie die menschgewordene Unschuld, streckte ihr grüßend die Hände entgegen. Unter ihrer Leitung sollte Klein Seelchen nun arbeiten. Sie fühlte, daß sie hier eine verwandte Seele gefunden hatte.

Ihre Augen strahlten vor Glück, als sie dann mit Schwester Innocentia zu den kranken Kindern ging. Die Kleinen stutzten einen Augenblick, denn sie kam ihnen vor, wie ein Wesen aus der andern Welt. War das nicht wahrhaftig die gute Märchenfrau, von der sie prachtvolle Geschenke und vor allem die Gesundheit erwarteten? Jubelnd streckten sie ihr die Ärmchen entgegen, jedes wollte von ihr gestreichelt und geherzt sein.

Klein Seelchen fühlte sich wie im Himmel unter den Kleinen. Und mit jedem Tage wurde es schöner. Und mit jedem Tage gewannen die Kranken sie lieber. Die Sehnsucht in ihrem Innern war fast ganz verstummt. Ob sie das Glück wirklich gefunden hatte? Manchmal stand sie da und grübelte, ob das Glück nun wirklich da sei, oder ob ein Menschenherz noch glücklicher werden könnte. Und wollte zuweilen eine Stunde der Mutlosigkeit kommen, dann brauchte sie nur auf den Saal zu ihren Kindern zu gehen. Wenn die Gesichter strahlten, und die hellen Äuglein leuchteten wie ein Himmel voll funkelnder Sternlein, wenn die weißen Zähnchen blitzten und frohe Stimmchen jauchzend sie begrüßten, dann vergaß sie alles. War das denn nicht das Glück?

Und doch war es das Glück noch nicht. Es kam ein junger Arzt auf die Station, einer von denen, die alle Menschen froh machen, die mit ihnen verkehren müssen. Ein rechter Menschenfreund. Unzählige Schnurren

wußte er den Kleinen zu erzählen, so daß der Saal widerhallte von munteren Lachsalven. Und selbst wenn er schneiden oder weh tun mußte, verstand er es, dem armen Kinde so viel seltsame Dinge zu erzählen, daß es kaum mehr an die Schmerzen dachte und mit Tränen in den Augen lächelte. Er liebte die Kinder, und die Kinder liebten ihn. Aber er liebte noch mehr die junge Pflegerin.

Klein Seelchen versuchte vergebens, ihr Herz mit Gewalt der aufsteigenden Liebe zu verschließen; denn sie wollte ihre Liebe nur den Kleinen schenken, nicht aber einem andern Menschen. Doch es gelang nicht. Und ihre Augen irrten oft suchend zur Tür, wenn sie den Arzt in der Nähe wußte, und ihre Blicke folgten ihm bewundernd von Bett zu Bett, sooft er im Saale selber seines Amtes waltete. Mit Schrecken gewahrte sie, daß ihr Herz nicht mehr ganz ihr gehörte, und daß die Zuneigung viel, viel tiefer saß als bei dem munteren Wandergesellen vor einigen Monaten.

Lange kämpfte sie vergebens mit den stürmischen Forderungen ihres Herzens. Sie vermochte nicht, darüber Herr zu werden. Da flüchtete sie sich eines Tages wieder zu dem Geistlichen, der ihr einst so gut geraten hatte.

„Hochwürden, da bin ich wieder," begann sie, atemlos vor Aufregung.

„Nun, das Glück immer noch nicht gefunden?"

„Ich weiß nicht, ob es das Glück ist oder nicht. Ich liebe den jungen Arzt von der Kinderstation. Und mein Herz tut mir ganz weh vor Sehnsucht. Und doch fühle ich, daß ich ihn nicht lieben darf, weil ich andere Aufgaben zu erfüllen habe. Sie sagten mir doch, ich sollte

meine Liebe nicht einem einzigen Menschen schenken. Ich komme mir vor wie ein armes Vögelchen, dem man die Füße festgebunden hat."

Der Geistliche betrachtete sie nachdenklich. War das doch ein seltsames Menschenkind. Sein Blick ging tief; denn er war ein echter Menschenkenner. Und es dünkte ihr, als hätten noch niemals Menschenaugen so tief in ihr Inneres hineingesehen.

„Klein Seelchen, du hast recht, wenn du sagst, daß andere Aufgaben dich rufen. Diese Liebe bindet dich mit starken Fesseln, obwohl deine Sehnsucht noch viel weiter fliegen will und muß. Um glücklich, ganz glücklich zu werden, müßtest du andere lieben um ihretwillen. Liebst du aber den Arzt, dann liebst du dich selber mehr als andere. Und deine Sehnsucht geht doch so weit, so weit ...."

„Was soll ich denn nun tun, Hochwürden?"

„Diese Liebe mußt du zuerst aus deinem Herzen verbannen. Bringst du das fertig?"

„Ich will es versuchen," sagte sie bescheiden, aber ernst.

Und es gelang, weil sie wollte. Aber immer noch blieb ein Rest von ungestillter Sehnsucht in ihrem Herzen zurück.

Da führte der Geistliche sie eines Tages zur Generaloberin, stellte sie dieser vor und sagte:

„Würdige Mutter, hier bringe ich Ihnen ein armes Vöglein, das uns draußen in der Welt sterben will vor Heimweh nach Glück. Wollen Sie es nicht aufnehmen unter die Bräute Christi? Ich glaube, der Heiland ist reich genug, um ihrem Herzen alles zu geben, was es begehrt."

Die Generaloberin kannte Klein Seelchen schon lange.

Und wie Schwester Innocentia hatte auch sie heimlich immer gewünscht, daß sie einmal zu ihnen käme. Sie wußte, daß bei ihr alles Hingebung und rührende Opfergesinnung war. Darum nahm sie Klein Seelchen bei der Hand und hieß sie herzlich willkommen.

Klein Seelchen hatte nun das Glück gefunden. Endlich durfte sich ihr Herz weiten, denn ihren Bräutigam Jesus durfte sie lieben, so viel sie wollte. Sie kniete nieder und küßte des Priesters Hand, auf die heiße Tränen niederrannen. Es waren Tränen des Dankes und der Freude. Sie wußte, daß nun das Glück kommen würde; denn jetzt durfte sie dem Heiland allein ihre Liebe schenken und um seinetwillen auch allen andern Menschen, besonders ihren Kindern.

Nicht lange trug Klein Seelchen das schlichte Gewand einer Schwester. Da kam der Heiland selber und nahm sie zu sich in den Himmel. Und wie mag ihr musikliebendes Herz sich geweitet haben vor Glück und Seligkeit, als lichte Engel ihr entgegenkamen und sangen: „Nun komme, Klein Seelchen, komme, du Braut des Herrn, und empfange die Krone, die dein Bräutigam dir bereitet hat!"

Da hatte Klein Seelchen endlich das Glück gefunden.

Die Freude am Kleinen

Wenig bedürfen, das ist die erste Quelle des Glückes. Wer den Mut hat, auf alle überflüssigen Dinge zu verzichten, der hat ernstlich angefangen, das Gestein und Geröll hinwegzuräumen, das bisher die lautere Quelle seines Glückes verstopft hat. Der alte Weise aus dem Orient wanderte über die halbe Erde, um das Hemd eines ganz glücklichen Menschen zu suchen für seinen Herrn. Aber nur einen Glücklichen fand er, und der besaß kein Hemd zum Anziehen. Der Grieche Diogenes war glücklich in seinem Fasse, und als Alexander ihm seine Gunst anbot, wußte er weiter nichts zu wünschen, als daß der König ihm aus der Sonne gehe. Die Einsiedler der Wüste haben die Grundsätze des heidnischen Weltweisen ins Christliche übersetzt. Sie waren dabei glücklicher als der Kaiser von Rom in seinem goldstrotzenden Palaste. In gemilderter Form erscheint die Bedürfnislosigkeit verkörpert in den Ordensleuten der katholischen Kirche. Und ich muß bekennen, daß mir die glücklichsten Menschen in den Klöstern begegnet sind. Menschen waren es mit einem solch sonnigen, heiteren Herzen und einem solch kinderfrohen Lachen, daß sie einem vorkamen wie das menschgewordene Glück. Sie besaßen die Freiheit der Kinder Gottes.

„Wir sind wie die Vöglein im weiten Wald,
wir Klosterleute ....
das machen der Armut leichte Schwingen,
drum fliegen wir frei empor und singen:
Alleluja."

Heutzutage, da das Lied von der Sehnsucht nach Glück um so lauter und eindringlicher ertönt, je weniger die Menschen sich recht freuen können, spricht man so viel vom hl. Franziskus. Man nennt ihn einen modernen Heiligen, weil er ein Freudenkünstler war, und seine Lieder nur das reiche Glück eines frohen Sängerherzens ausjubeln. Worin lag aber der tiefste Grund dieses jauchzenden Glückes? Doch nur in der vollständigen Loslösung vom Irdischen und der ungeteilten Hingabe seines Herzens an Gott. Ja, könnten wir so werden, dann käme auch wieder mehr Glück und Freude in unser Leben. Aber leider gleichen wir ihm so wenig, wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts mit unseren unzähligen Bedürfnissen und unserem diesseitsfreudigen, ins Sinnliche versunkenen Herzen.

Je mehr wir uns frei machen von überflüssigen Dingen und den ungeregelten Wünschen danach, desto mehr werden wir auch die große Kunst lernen, uns an kleinen Gütern zu erfreuen und die scheinbar wertlosen Dinge als Freudenbringer auszunutzen. Ein Tor nur wartet sein ganzes Leben auf das große Glück, auf das große Los, auf hohe Ehrenstellen und Auszeichnungen, während das Glück und die Freude schon längst für ihn bereitstehen. Er schaut nur immer auf die Sterne, die doch niemals als goldene Münzen ihm in den Schoß regnen werden, wenn er auch noch so sehr danach verlangt. Er gleicht dem eigensinnigen Kinde, das sich nicht

zufrieden geben will und immer nur zur Mutter sagt: „Mutter, gib mir doch einen goldenen Stern."

Und das Glück liegt so nahe. Wir brauchen bloß die Augen aufzumachen, so lacht es uns an, wir brauchen nur die Hand auszustrecken, so können wir es pflücken wie die reifen Früchte des Herbstes. Eine barmherzige Schwester, die im Lazarett einen ungeheuer schweren Dienst hatte, war immer fröhlich und heiter. Nie konnte man auch nur einen Zug von Verdrießlichkeit auf ihrem Gesichte sehen. Eines Tages fragte ich sie: „Schwester, wie können Sie denn bei ihrer vielen Arbeit immer so munter sein?" Sie wollte sich halbtot lachen über meine Frage. „Ach, warum sollte ich denn nicht munter sein? Ich bin doch so froh, so froh, ich weiß selbst nicht wie. Ich freue mich über alles. Ich freue mich, wenn meine Kranken besser werden, wenn sie dankbar sind, wenn die Menschen mit mir zufrieden sind, wenn ich jemand einen Gefallen tun darf. Und ich freue mich auch, wenn man mich anfährt und schimpft, weil ich dann mich mal richtig verdemütigen kann. Ich freue mich, wenn ich in die Kapelle gehen darf, und ich freue mich, wenn ich auf die Krankensäle gehe. Ich freue mich, wenn die Sonne scheint, und ich freue mich, wenn es regnet, ich freue mich über den Frühling und seine Blumen, und ich freue mich über den Schnee des Winters. Man findet immer einen Grund, sich zu freuen. Wissen Sie, wir Schwestern sind alle darauf bedacht, die sogenannten kleinen Freuden des Lebens auszunutzen."

Ich dachte daran, daß einmal ein Millionär gesagt hat, die glücklichste Zeit seines Lebens seien die Wochen gewesen, als er, am Typhus erkrankt, im Krankenhaus von einer solchen Ordensschwester gepflegt wurde. Und

wir könnten alle auch viel glücklicher werden, wollten wir nur lernen, die täglichen kleinen Freuden in der Familie, in der Natur und im Berufe dankbar aus Gottes Hand anzunehmen und danach zu streben, unseren Mitmenschen möglichst viel kleine Freuden zu schenken.

Das müssen dumme Menschen sein, die sich über den lichten Sonnenstrahl nicht freuen können, weil es morgen vielleicht wieder regnet, die des lachenden Frühlings nicht froh werden wollen, weil er so rasch wieder davoneilt. Wir müssen lernen, Freude zu schöpfen aus den kleinen Dingen. Aus dem bescheidenen Blümchen so gut wie aus der reifenden Frucht, aus dem rauschenden Walde so gut wie aus dem verkrüppelten Tännchen am sonnigen Hügel, aus dem tosenden Sturme so gut wie aus dem hellen Flimmern des Sommertages, aus dem Dunkel der Nacht so gut wie aus der leuchtenden Pracht des Sternenhimmels. Und am Charakter unseres Mitmenschen wollen wir nicht immer nach den spitzigen Dornen suchen, sondern lieber an den Blumen uns erfreuen, die in seinem Herzen blühen.

Schwarzseher tragen in sich den Giftpilz, der das Glück des Herzens tötet. Darum keine düstere Schwarzseherei. Sonnenkinder müssen wir sein, weil wir das Glück brauchen, das süße, reine Glück für uns und für andere.

I freu mi halt

Ein Geistlicher sah einmal, als er an einem Frühlingsabend heimging, vor sich einen kleinen Jungen, einen Abcschützen, der gar fröhlich daherschlenderte und lebhaft mit sich selbst sprach. Auf einmal blieb er stehen, guckte verständnisvoll zum Himmel, stieß einen lauten Juchzer aus und rief: „Morgen gibt's schönes Wetter!" Der Geistliche fragte ihn: „Na, Junge, was machst du denn, wenn morgen schönes Wetter ist?" Da drehte sich der Knirps furchtlos um, lachte den Geistlichen mit strahlenden Augen und perlweißen Zähnen an und sagte: „I freu mi halt!"

Das Bürschlein hatte gut reden. Wenn man noch ein solch kleiner Mensch ist, noch nichts Bitteres und Häßliches erfahren hat, gesund und frisch ist wie ein Fisch im Wasser und dabei ein Gewissen hat so rein und blank wie ein Spiegel, dann ist es leicht zu sagen: „I freu mi halt!"

Und wenn ich jetzt zu behaupten wage, wir müßten schließlich doch alle mit dem Jungen sagen lernen: „I freu mi halt!" dann schüttelst du traurig den Kopf und denkst, daß ich Unmögliches verlange. Gewiß, du hast recht, du kannst dich nicht so freuen, wie ein unerfahrenes Kind sich freuen darf; aber es bleibt doch

wahr, daß man auch als Erwachsener sich freuen kann und darf und muß, wenn man körperlich und seelisch nicht verkümmern will. Die Freude ist zu unserem Leben so notwendig wie die Sonne und das Licht. Gib einem Menschen Freude, so erweisest du ihm eine große Wohltat. Und wer ihm die Freude raubt, verdüstert und vergällt ihm das Leben, er handelt an ihm wie ein Feind.

Ich weiß, was du denkst.

„Ach, so gerne möchte ich wieder sagen: I freu mi halt! Was war ich in meiner Kindheit so froh! Aber jetzt bin ich in Armut und Not geraten, Sorgen und Kummer verbittern mein tägliches Brot. Und was wird die Zukunft bringen? Ich sehe es voraus, mein ganzes Leben wird eine einzige große Not sein. Kein Sternlein sehe ich durch die Finsternis leuchten, und kein lichter Sonnenstrahl fällt in mein Herz. Niemals darf ich sagen: „Morgen gibt es schönes Wetter." Bei mir ist es immer öd und kalt, ganz gleich, ob draußen Winter oder Sommer ist."

I freu mi halt! Wie gerne möchte ich das wieder sagen! Aber es käme mir vor wie eine Lüge, weil in meinem Herzen nur Weh und Leid stehen. Als Krüppel liege ich nun schon jahrelang auf dem Siechbett. Ich war noch so jung und sah so hoffnungsfroh dem Leben entgegen. Aber nun sind alle Hoffnungen geknickt, welk und fahl sanken die Blüten zur Erde. Ein nutz- und tatloses Leben sehe ich vor mir, obwohl ich so gerne recht viel Gutes und Schönes für den Herrgott und für die Menschen schaffen möchte. Nein, freuen kann ich mich nicht mehr. Mir geht es wie den Juden in der Gefangenschaft. Ich habe die Harfe meiner Freude in den

Trauerweiden aufgehängt und gesagt: „Wie könnte ich noch Jubellieder singen und fröhlich sein?"

„I freu mi halt! Ja, tu das einmal, wenn du in meiner Lage wärest. Man hat mich schlecht gemacht, mich verleumdet und verachtet, ich komme mir vor wie ein Ausgestoßener. Um meine Stelle hat man mich gebracht; denn niemand will von mir etwas wissen. Wohin ich komme und gehe, schaut man mich mit argwöhnischen Augen an, und es ist, als ob jeder auf meiner Stirne nach dem Mal der Schande suche. Und jedesmal zerreißt es mir das Herz, wenn ich unter Menschen gehen muß, und meine Seele ist bis in ihre Tiefen verbittert. Wo soll ich die Freudenklänge hernehmen, wenn ich nur Trauerlieder singen und Fluchpsalmen beten möchte?"

„I freu mi halt! Ach, wenn doch mal wieder eine Stunde käme, wo ich so sagen dürfte! Richtig, so ganz aus dem Herzen heraus. Aber auf meinem Herzen liegt es wie Bergeslast, es ist mir, als müßte es zermalmt werden unter der Wucht. Ich kann nicht froh werden. Denn überall sehe ich Sünden und Fehler. Und wenn ich einmal für kurze Zeit aufatmen möchte, sagt mir eine innere Stimme: „Denk an deine Sünde, das ist viel gescheiter als froh sein. Wer nichts als Sünde begeht, hat keinen Grund, sich zu freuen, das klänge ja wie ein Hohnlachen auf die beleidigte Majestät Gottes."

„I freu mi halt!" Aber ...

Es geht wie ein großer Trauergesang durch die Menschenherzen. Und so viele, so unsagbar viele meinen, sie könnten sich nicht mehr freuen. Und doch müssen wir Freude für unser Leben haben. Ich wüßte nicht,

wie man sonst seine Pflicht tun könnte. Aber man darf nicht an Giftquellen gehen, um daraus noch mehr Leid zu schöpfen, man muß lernen, sich mit dem zu freuen, was das Leben uns übrigließ, als es unser Glück zerbrach. Denn nicht leicht wird es alles zerstören, nicht ganz wird es dich von der Sonne abdrängen. Wenn du die Augen und dein Herz zu ihr aufheben willst, wirst du immer noch einige Strahlen erhaschen, die dich froh machen könnten.

Wir müssen besonders die kleinen Freuden mehr beachten. Oft greifen wir nach dem Großen, und dabei entschwindet uns das Kleine, das uns Freude bringen wollte. Du kannst noch so viel Schönes und Gutes hören und sehen, was anderen verschlossen ist; kannst dich an der Lesung eines Buches erfreuen; darfst frohen Herzens dem Besuche lieber Menschen entgegensehen; du hast brave Kinder und bei aller Armut ein glückliches Familienleben; du kannst beten und opfern, kannst dein Leid zur Sühne hingeben und dadurch dein Leben viel tiefer und reifer und wertvoller gestalten, als wenn du mitten in der Arbeit ständest.

Vielleicht gehörst du auch zu den Menschen, die den Blick nicht von ihrem Kreuze wegwenden können und wollen. Immer wieder schauen sie darauf, betrachten es von allen Seiten, messen es aus nach Länge, Breite und Höhe, vergleichen es mit anderen und reden sich ein, daß niemand ein solches Leid zu tragen hat wie sie. Dann glaube ich dir gern, daß du nicht sagen kannst: „I freu mi halt!“ Du darfst eben nicht immer auf dein Kreuz schauen, sondern mußt auch die Rosen sehen, die unter deinen Fußtritten erblühen, und vor allen Dingen mußt du hinauf auf den Herrgott, deinen Vater im

Himmel blicken. Vergiß nicht, daß er alles zum Guten lenken wird. Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten.

Überkommt dich darum Mutlosigkeit, so schaue rasch empor zu ihm. Sieh, wie die Sonne so hell und froh am Himmel steht. Vor kurzer Zeit noch haben schwarze Wolken sie verdeckt, aber nun ist alles vorbei. Der Herrgott sorgt schon dafür, daß die Wolken nicht immer seine liebe Sonne verdüstern. Er denkt auch an dich. Und seine starke Hand wird einmal die Wolken auch von deiner Seele verscheuchen. Darum sage aus gottfrohem Herzen: „I freu mi halt doch!"

Vorfreude

Um Weihnachten gibt es alljährlich ein eigentümliches Raunen und Heimlichtun in den meisten Familien. Es ist, als ob die ganze Welt nun auf einmal voll Heimlichkeiten wäre. Und zuweilen sitzen sonst sehr vernünftige Menschen da, ganz in Gedanken versunken, und ihr frohes Gesicht wird umhaucht von einem schelmischen Lächeln. Ganz gewiß, so sitzen nur Menschen da, die jemand liebhaben und nun schon im voraus davon träumen, wie man sich freuen wird, wenn die Weihnachtsüberraschungen kommen. Vielleicht denken sie daran, ob das Christkind auch ihnen etwas Schönes bringen wird; aber noch viel mehr beschäftigen sie sich damit, wie Vater sich freuen wird, wenn er die wundervollen Hausschuhe sieht, und was für einen Spaß die Mutter haben wird über die hübsche Tischdecke, von der sie trotz allen Scharfsinnes noch kein Sterbenswörtchen gehört hat. Man kann alsdann sitzen und sich Weihnachten so schön ausmalen, wie kein Maler mit all seiner Kunst es fertigbrächte, und wenn er auch zwanzig Jahre auf der Akademie in München studiert hätte. Denn die von der Liebe beseelte Phantasie ist doch die größte Künstlerin, die es gibt.

Und man ist glücklich dabei. Und jedesmal glücklich,

sooft man daran denkt. Das ist die sogenannte Vorfreude, die Freude auf die Freude. Und darum sind die Wochen vor Weihnachten für viele Menschen auch eine solch schöne Zeit, weil sie trotz des Winters verklärt, durchleuchtet und durchwärmt wird mit der Sonne der Vorfreude auf die eigentliche Weihnachtsfreude.

Es wäre wirklich jammerschade, wenn man den Menschen die Vorfreude überhaupt nehmen oder vergällen wollte. Denn die eigentliche Freude ist meistens so kurz oder so unvollkommen, daß man es dem glücksuchenden Herzen schon gönnen darf, wenn es sich mit Hilfe der Phantasie diese Freude verlängert oder verschönt. Man mag im Augenblick des Glückes noch so innig bitten: „Verweile doch, du bist so schön!" der glückliche Augenblick geht rasch wie der Blitz vorüber wie alle andern auch, ohne sich darum zu kümmern, ob wir ihm nachweinen oder nicht. „Ach, warum mußte das so rasch vorübergehen?" seufzen wir wohl alle im Gedanken an solche Stunden unseres Lebens. Darum ist es, als habe der gütige Herrgott uns ein Mittel gegeben, diese Zeit gleichsam zu verewigen in der Vorfreude und in der süßen Erinnerung.

Die Vorfreude ist oft viel schöner als die Freude selber, die leicht gemischt wird mit der Bitterkeit der Enttäuschung. In der Vorfreude ist kein Schatten, da ist nur heller Sonnenschein, da ist nur froher Jubel, da ist nur innige, verstehende Liebe und Hingabe. Da stehen die Menschen vor uns im Glorienschein der Vollkommenheit, wir denken nicht daran, daß ein hartes Wort uns verletzen, daß ein düsteres Mißverständnis unser Herz mit Bitterkeit erfüllen, daß Tränen die Augen verdunkeln können.

Es gibt Schwarzseher, die verächtlich lächeln über Menschen, die sich im voraus über etwas freuen, die behaupten, daß es lächerlich sei, sich im voraus zu freuen, da ja doch nur Enttäuschung das Ende wäre. Das mag ja wohl in einigen Fällen zutreffen. Es werden und können gewiß nicht alle Blütenträume reifen, ebenso wenig wie draußen an unseren reichbeladenen Frühlingsbäumen aus jeder Blüte sich eine Frucht entwickeln wird. Das wissen wir alle. Und ebenso wissen wir, daß nicht alles, was ein junges, hoffnungsfrohes Menschenkind sich zusammenträumt und erhofft, in Erfüllung gehen kann. Aber ein Kind müßte eine schlechte Erziehung gehabt haben, wüßte es nicht, daß Menschenpläne und Menschenwünsche nicht immer in Erfüllung gehen können. Und daß man wohl die meisten von ihnen begraben muß. Unser Leben ist ja leider nur zu sehr ein großer Kirchhof von begrabenen Hoffnungen und Wünschen. Aber deshalb wollen wir nicht aufhören zu hoffen und zu wünschen; denn ich wüßte nicht, wie man noch leben könnte ohne die Hoffnung, ohne die große, heilige Hoffnung nach dem Himmel, ohne die kleine liebenswürdige nach irdischen Zielen. Auch das Hoffen ist schön, und auch die Vorfreude auf eine Scheinfreude ist schön. Mag sie sich auch nicht erfüllen, wir waren wenigstens eine Zeitlang glücklich im Gedanken daran.

Es ist wahr, das Erwachen aus dem Traum ist bitter. Aber nur für jene, die unvernünftig hoffen. Ihnen ergeht es ähnlich wie dem Mädchen, das blind war und von einem Arzt behandelt wurde, den es mit jeder Faser seiner Seele liebte. Es war glücklich, wenn es seine Stimme hörte, seinen leisen Tritt vernahm. Seine Pulse

wogten heißer und rascher, sobald es ihn in der Nähe wußte, und es berauschte sich in Gedanken an seiner Schönheit, seinem stattlichen Wuchs und dem Leuchten seiner hellen Augen. Und es sehnte den Tag herbei, da der letzte entscheidende Schnitt von seiner kundigen Hand ihm das Augenlicht wiederschenken sollte. Der Tag kam. Mit bebender Hand nahm der Arzt ihm die Binde weg, mit fiebernder Erwartung begehrte das Mädchen den Geliebten zu schauen. Die Binde fiel. Zwei Männer standen am Krankenlager, der Arzt und sein Gehilfe. Der Arzt, ein unscheinbarer Mann, der andere ein Bild von Schönheit und Kraft. Die Blicke der bisher Blinden gingen suchend in die für sie neue Welt, sie blieben an dem Gehilfen haften, und verlangend streckte sie ihm die Arme entgegen. Erst das warnende „Fräulein, bleiben Sie ruhig sitzen!“ von seiten des Arztes brachte sie zur Besinnung. Das war ja die Stimme, die sie immer vernommen und liebte, und diese Stimme gehörte dem Manne, den sie nicht lieben konnte.

So tragisch wird natürlich die Vorfreude nicht oft enden; denn wir werden nicht vergessen, daß unsere Hoffnungen auch unerfüllt bleiben können, und uns demgemäß auch einstellen. Dann wird die Enttäuschung nicht zu hart treffen. Übrigens können unsere Hoffnungen auch noch übertroffen werden. Haben wir es denn nicht schon oft genug erlebt, daß eingetroffen ist, was wir selbst in unseren kühnsten Wünschen nicht zu umfassen wagten, daß also die Vorfreude in der eigentlichen Freude erst ihre höchste Vollendung fand?

Und selbst bei Enttäuschungen findet guter Wille und und vernünftiges Denken immer noch etwas Gutes und Schönes, woran man sich freuen kann. Denn nichts ist

so schlecht, daß man ihm nicht auch eine gute Seite abgewinnen könnte. Nur der Teufel ist ganz schlecht. Es gibt Menschen, die am schwersten Kreuze noch die Diamanten leuchten sehen, die auch bei den herbsten Enttäuschungen lächeln können über das Gute, das sie darin entdecken. Schwarzseher würden gewiß auch im Himmel noch allerhand auszusetzen haben. Ihnen wäre der Herrgott ganz bestimmt zu gütig und nachsichtig, und die Muttergottes zu mild und barmherzig, die Engel zu fröhlich und ausgelassen, der heilige Petrus zu väterlich großmütig, und beim Anblick der Heiligenscharen würden sie wohl die Stirne in düstere Runzeln ziehen und sagen: „Nein, so habe ich mir die Heiligen nicht gedacht." Gingen sie mit uns über ein Blumenfeld, dann blieben sie sicher bei einer einzelnen Distel stehen und brummten, weil der Acker lauter Unkraut trage. Die frohen Menschen aber würden sich selbst auf einem Trümmerhaufen noch freuen können über ein bescheidenes Blümlein oder ein Grashälmchen, die sich mühsam zwischen dem Schutt einen Weg zum Sonnenlichte bahnen.

Wir wollen uns von Schwarzsehern das Leben nicht schwer machen und uns die Vorfreude nicht nehmen lassen. Freue dich darum über alles, worüber du dich freuen kannst; über einen Spaziergang in die sonnige Welt, über den Besuch eines lieben Menschen, über ein schönes Buch oder ein sinniges Geschenk, vor allem aber freue dich, weil du andere Menschen glücklich machen kannst.

Kleine Größe

Unsere Zeit ist sehr auf den äußeren Schein eingestellt. Ob es daher kommt, daß es heutzutage so sehr bequem ist, mit ein bißchen Mache seine Heldentaten in der nötigen Verbrämung durch Zeitungen und Zeitschriften in die Welt hinauszuschreien, oder daß in den Menschen eben ein unwiderstehlicher Hang zum Äußerlichen liegt. Ich weiß es nicht. Vielleicht kommt beides zusammen. Und weil die Vorbedingungen so günstig sind, deshalb hat das Übel einen solchen Umfang annehmen können. Und das Unangenehmste ist, daß viele Leute meinen, alles, was nicht vom hellen Glorienschein der Öffentlichkeit umstrahlt wurde, habe wenig zu bedeuten.

Man muß die Zeitkrankheit bedauern. Denn sie kommt aus seelischer Verflachung und erzeugt wieder Verflachung. Ungeheuer viele Werte gehen dadurch verloren und werden weggeworfen für das Scheingold oberflächlicher, vielleicht auch unwahrer Anerkennung. Und viele werden dazu gedrängt, mit ruheloser, oft allzufrüher Hast, um jeden Preis etwas scheinen und gelten zu wollen. Sie bedenken nicht, daß alles wirklich Schöne und Wertvolle zuerst in stiller Zurückgezogenheit heranreifen, und die Kraft zu großem Vollbringen in Sammelbecken sich stauen mußte. Mag ein Brunnen

noch so tief sein, er wird sich bald entleeren, wenn er nicht immer wieder aus verborgenen Tiefen neue Kräfte schöpfen kann. In den stillen Tiefen liegt das Geheimnis dauernder, edler Erfolge.

Es gibt doch auch unsagbar viel Großes und Schönes in solchen Menschen, von denen niemand spricht, deren Name nie in einer Zeitung gestanden, die aber unermüdlich in die Tiefe streben und in die Höhe bauen. Nur der allwissende Gott und vielleicht einige Vertraute wissen um die goldenen Schätze, die hinter verschlossenen Türen in reichen Schatzkammern liegen. Wer trägt denn auch seinen Reichtum auf die offenen Straßen, wo ihn alle sehen können? Warum sollte man denn das Beste, was einem in der Seele schlummert, was man in stiller, zäher Kleinarbeit mit Gottes Gnade sich erworben, sich entwerten lassen durch die Blicke Unberufener? Unsere Seele ist heiliges Land, das nur von ganz wenigen betreten werden darf. Von Menschen höchstens, die nichts mit rohen, schuldbefleckten Händen antasten, die mit keinem unheiligen Gedanken es entweihen, die mit ehrfurchtsvollem Schweigen hindurchwandeln.

Gewiß, es muß auch Menschen geben, die im tobenden Sturmgebraus der Öffentlichkeit stehen und wagemutig in die Speichen des Weltgetriebes greifen, die durch die mächtige Glut ihrer Begeisterung und ihrer unermüdlichen Schaffenskraft die Massen mitreißen und zur Tat entflammen, die sich nie glücklicher fühlen, als wenn der Sturm des Kampfes sie umtost. Aber auch sie müssen sich von Zeit zu Zeit wieder auf die stillen, einsamen Höhen der Selbstbesinnung und des Gebetes flüchten, wenn das rauschende Leben sie nicht unter seinen Rädern zerstampfen soll. Das helle Blendlicht der

Öffentlichkeit hat schon manchem die Flügel der Seele versengt, wenn er sich zuviel und zu oft daran gewagt hat. Und das laute Rühmen war wie ein Vampyr, der ihnen das Blut aussaugte.

Es können nicht alle Führernaturen sein. Und die Hochachtung vor ihnen darf uns nicht verleiten, die stille Kärrnerarbeit geringzuschätzen, die von den meisten geleistet werden muß. Auch im Kleinen kann sich echte Größe offenbaren, und oft genug findet man sie nur in der einsamen Werkstätte der Stillen im Lande. Der Heldenmut eines Charakters offenbart sich am reinsten in der selbstlosen, hingebenden Pflichterfüllung bei den zermürbenden Kleinigkeiten des Alltags.

In diesem täglichen Kleinkampf erstarkt die Seele, und man spricht nicht umsonst von den „stillen, großen Menschen". Denn es gibt tatsächlich nichts Kleines in unserem Leben, wenn wir es selbst nicht wollen. Schon deshalb nicht, weil es aus der übernatürlichen Wurzel der Gnade herauskommt und wieder in den Himmel wachsen muß. Jeder gute Gedanke, jedes liebe Wort und jede edle Tat hilft mit am Aufbau unserer Seele und schmückt sie mit dem Goldglanz göttlichen Wohlgefallens. Und was mit dem Stempel Gottes gezeichnet ist, das ist niemals klein. Es trägt den Widerschein göttlicher Größe an sich.

Darum kommt es auch gar nicht darauf an, wohin uns das Leben gestellt hat. Auch nicht darauf, ob unsere Stirn den Siegeskranz des Erfolges trägt, oder ob wir unbekannt stille Lebenswege gehen müssen, ob man von uns spricht oder nicht, ob man uns lobt und anerkennt, oder ob beschämende Mißerfolge unser Los sind. Es kommt allein an auf die Seele unserer Werke,

und die wird ihnen eingehaucht aus der übernatürlichen Glut unserer eigenen Seele. Wer es versteht, sein Tun und Lassen mit wahrer Gottes- und Nächstenliebe zu erfüllen, wer es zu beseelen weiß bis in die letzten Verästelungen hinein, bei dem gibt es nichts Kleines, der ist wahrhaft groß, auch wenn er in den Augen und in der Schätzung der Welt weiter nichts ist als eine Null. Menschenurteile sind trügerisch, weil sie nicht auf den Grund der Seele sehen; aber Gott erkennt alles so, wie es wirklich ist.

Darum sieh nicht neidisch oder verzagt nach jenen, die scheinbar eine schönere Rolle auf der Bühne des Lebens spielen als du. Habe nur deine kleine und unscheinbare Rolle lieb! Und suche sie als echter Künstler zu beleben mit deinem Geiste. Man kann ein großer Lebenskünstler sein, auch wenn man eine unscheinbare Stellung hat. Gott sieht von seinem Standpunkte vieles ganz anders an als wir von den Niederungen der Erde aus.

Aschenbrödel hat die denkbar verächtlichste Rolle gespielt, aber der Königssohn hat dennoch ihre Schönheit erkannt und sie zur Braut erkoren. Kannst du den tiefen Sinn dieses Märchens verstehen? Und wenn es dir dünkt, als müßtest du auch Aschenbrödelchen auf der Welt spielen, könntest du dir dann nicht vorstellen, daß der göttliche Königssohn an deiner Seele das alte Märchen zur Wahrheit machen will und sie einst als liebe Braut heimführt in den Himmel?

Ward dir Großes versagt,
so üb' die Kunst an bescheidenen
Stoffen, und strebe mit Ernst,
Meister im Kleinen zu sein. Geibel

Denn „nicht in dem Suchen nach dem Großen liegt das wahrste Glück, sondern in der Erwartung all jener kleinen reizvollen Heimlichkeiten, die der ewige Strom des Lebens heraufrauscht. (Schotte).

Sei im Kleinen groß! An dieser Aufgabe wird sich zeigen, ob du das Leben wirklich meisterst.

Das Bäuerlein im Himmel

Es starb einmal ein armes, schwergeplagtes Bäuerlein und kam an die Himmelspforte. Zu gleicher Zeit mit ihm war auch ein vornehmer, reicher Herr dort angekommen und verlangte, in den Himmel eingelassen zu werden. Der heilige Petrus war bald da mit seinem Schlüsselbund und ließ den vornehmen Herrn sogleich ein. Das Bäuerlein, das bescheiden zurückstand, mußte er wohl nicht gesehen haben; denn er schloß die Pforte gleich wieder zu. Da stand es nun und machte sich seine Gedanken darüber, daß auch hier oben an der Himmelspforte ein armes Bäuerlein geradeso zurückstehen müßte wie drunten auf der Erde. Er hatte gehofft, hier oben sei alles anders, wenn nicht sogar umgekehrt. Und nun hörte er noch, wie drinnen im Himmel ein großes Singen und Musizieren anfing, geradeso wie wenn daheim bei ihnen der Bischof zur Firmung abgeholt wurde. Er schüttelte den Kopf und meinte, es sei nicht recht, daß der feine Herr mit solchem Pomp in den Himmel eingeführt würde, während man ihn einfach vor der Tür stehen ließe.

Seine Stimmung war durchaus nicht rosig, als der heilige Petrus wiederkam. Dieser tat, als sähe er das verdrießliche Gesicht des Bäuerleins nicht, sondern

machte die Türe auf und ließ ihn ein. Das war doch wenigstens etwas, und langsam hellten sich die düstern Mienen wieder auf. Er blieb an der Pforte stehen; denn er dachte nicht anders, als daß jetzt die Abgesandten von allen neun Chören der Engel mit ihren Musikinstrumenten kämen, um ihn an seinen Platz im Himmel zu führen. Aber er wartete vergebens. Zwar kamen auch ihm Engel entgegen, um ihn abzuholen, sie waren alle sehr freundlich und lieb zu ihm, daß er sich fast schämte, weil die vornehmen Engel so viel Wesens um ihn machten. Von der Erde war er so etwas gar nicht gewohnt. Aber trotzdem blieb ein wenig Bitterkeit in ihm zurück. Denn gesungen und geblasen wie bei dem reichen Herrn wurde halt doch nicht, obwohl es auch bei ihm so schön gewesen wäre.

Das wurmte ihn sehr, und schließlich konnte er seinen Unwillen nicht mehr verbergen und platzte auf einmal mit seiner Meinung frank und frei heraus. Ob denn bei ihm nicht auch gesungen würde wie bei dem vornehmen Herrn eben. Es ginge wohl im Himmel ebenso parteiisch zu wie drunten auf der Erde, wo die Reichen und Vornehmen auch immer das Beste und Schönste bekämen?

Der heilige Petrus, der sein Bäuerlein schon längst durchschaut und auch bemerkt hatte, wie es in ihm kochte und gärte, lächelte freundlich und sagte:

„Sei ruhig, mein Freund, du bist uns geradeso lieb wie alle andern und wirst an allen Freuden des Himmels teilnehmen wie der reiche Herr auch. Aber sieh mal, so arme Bäuerlein, wie du einer bist, kommen alle Tage in den Himmel, da braucht man nicht so viel Aufwand zu machen. Aber wir sind froh, wenn von diesen reichen Leuten alle hundert Jahre einer zu uns kommt.“

Von den blauen Fernen

Es war in den Albanerbergen bei Rom. Die Sommertage waren drückend heiß, und man flüchtete sich mit seinen Büchern am liebsten in die Kastanienwälder, mit denen die Bergabhänge ringsum bestanden sind. Aber die Abende waren wundervoll. Und ich freute mich den ganzen Tag darauf. Wir saßen dann auf der Veranda des Hauses und schauten weit hinüber nach Westen, wo die scheidende Sonne den Himmel mit einem goldenen Gewande schmückte, bevor sie selber ins Meer hinabsank. Und dann darüber der tiefblaue, sternengekrönte Abendhimmel! Man hätte stundenlang sitzen können, um zu sinnen und zu träumen. Wortlos. Denn alles, was man angesichts der majestätischen Größe der Natur zu sagen gehabt hätte, wäre doch über öde Nichtigkeiten nicht hinausgekommen. In solchen Stunden kann man nur schweigen und bewundern. Und sinnen und träumen.

Ich weiß nicht, ob es dir schon einmal im Leben vergönnt war, von einem Gebirge oder vom Ufer des Meeres aus den Untergang der Sonne zu sehen. Wenn du es erfahren durftest, dann wirst du verstehen, wie es einem zumute ist in diesen Stunden, da der Geist auf den Flügeln der Phantasie den Blicken nacheilt in die

blauen Fernen, immer weiter und weiter bis in das Land des Glückes, wo es kein Leid und keine Sorgen und keine Sehnsucht mehr gibt, wo alles Erfüllung und Freude ist.

O, diese blauen Fernen! Diese schönen blauen Fernen! Wie die Phantasie sie liebt! Und man möchte ihnen nachgehen, weil man dort das langgesuchte Glück in lauter Licht und Schönheit zu finden hofft.

Aber ach, die blauen Fernen sind weiter nichts als eine schöne Täuschung. Und du dürftest wandern und wandern ohne Ende, du würdest sie niemals erreichen. Sie zerflössen vor deinen Augen in Luft, sobald du deine verlangenden Hände danach ausstrecktest, um sie zu erhaschen. Es erginge dir wie dem Kinde, das auszog, um den Himmel zu suchen dort, wo er mit der Erde zusammenstößt. Und dem das junge Herz brach vor Leid über die grausame Enttäuschung.

Die blauen Fernen haben noch immer gelogen.

Aber die blauen Fernen in der Natur sind harmlos, mögen sie auch nur aus Schein und Trug gewoben sein. Und man darf sich ungestraft an ihnen erfreuen. Doch es gibt auch blaue Fernen im Menschenleben, denen wir wie spielende Kinder nachrennen, um sie zu fangen. In toller Hast greifen wir danach, aber wir greifen ins Leere. Und bleiben am Ende mit gebrochenem Herzen und lahmen Flügeln am Boden liegen. Denn es macht nichts so mutlos wie die Enttäuschung, die wir erleben müssen, wenn sogenannte Ideale sich als Betrügerinnen entpuppen, nachdem man sich rastlos darum bemüht und große Hoffnungen darauf gesetzt hat. Denn es ist so schwer, ein bisher angebetetes Ding in Nichts zerflattern zu sehen. Aber man dürfte sich nicht beklagen;

denn vernünftige Menschen sollten doch wissen, daß man nicht ungestraft den blauen Fernen nachlaufen darf, auch wenn sie mit lockenden Händen uns winken.

Sind dir noch niemals Menschen begegnet, die verträumten Zielen nachrannten? Die von einem diesseitigen Leben faseln, das frei ist von Kummer und Not und Kreuz und Qual? Wollen sie nicht nach blauen Fernen haschen wie ein kleines Kind, das spielend nach dem Sonnenstrahl greift, der über seine Wiege hinweghuscht?

Und wenn es Menschen gibt, die von einer Zukunft träumen, in der es weder Reiche noch Arme gibt, in der die Menschen wie Engel zusammen leben und ihre Güter miteinander teilen, in der jeder dem andern sein Glück gönnt und sich darüber freut, in der alles mit Gerechtigkeit und Liebe geleitet wird: heißt das nicht blauen Fernen nachjagen, an die kein vernünftiger Mensch glauben kann? Muß man nicht staunen, daß es heute in unserem nüchtern denkenden Zeitalter noch Menschen gibt, die solche Phantasten sind? Und daß es sogar noch solche gibt, die ihnen glauben?

Die blauen Fernen. Sie sind so schön wie ein lieblicher Traum, der uns den Schlaf versüßt, beim Erwachen jedoch nichts als schmerzliche Enttäuschung zurückläßt. Sei darum nicht wie ein törichtes Kind, das mit Traumgestalten tändelt und zu weinen beginnt, wenn sie entfliehen. Sondern greife mit beherzten Händen nach der Wirklichkeit, mag sie auch nicht so schmeicheln und locken wie die blauen, duftigen Fernen. Denn sonst magst du auch zu jenen gehören, die von künftiger Glückseligkeit träumen und die gegenwärtige darüber verschlafen.

Wie schade doch, daß so viele ihrem Locken sich nicht entziehen mögen! Es gibt Menschen, die später fleißig und tüchtig sein, die einmal etwas ganz Großes und Bedeutendes leisten wollen, die sich berauschen können an diesen Zukunftsplänen, aber nicht so viel Kraft aufbringen, um die einfachsten Alltagspflichten zu erfüllen.

Es gibt Menschen, die später brav und treu sein, ihre Mitmenschen beglücken, Wohltäter der Menschheit werden wollen, die wunderbar von ihren künftigen Taten und Erfolgen träumen und reden können, aber leider nicht den Mut haben, das geringste Opfer zu bringen, um irgendeinem Menschen eine Guttat zu erweisen.

Es gibt Menschen, die gut sterben wollen, aber jetzt ständig als Feinde Gottes in Sünde und Schuld verharren.

Es gibt Menschen, die einmal Heilige des Himmels werden möchten, jetzt aber ein sehr unheiliges Leben führen und nicht daran denken, es gründlich zu ändern.

Sie alle träumen von blauen Fernen ... Und das Ende ....

Und nun noch eine Frage: Gehörst du nicht auch zu ihnen?

Stille muß es sein

Ein paar gute Freundesworte von der Stille und Einsamkeit möchte ich noch zu dir sprechen. Aber dünkt es dir nicht seltsam, heutzutage über Zurückgezogenheit und einsame Stille nachzudenken, wenn ringsum des Lebens heißblütige Wellen unruhig auf- und niederwogen, wenn wir mitten in der hochgehenden Flut des gesellschaftlichen und geschäftlichen Lebens stehen und kämpfen, wenn der Sturm der aufgepeitschten Leidenschaften uns keine Zeit zum Rasten gönnen will? Aber gerade deshalb, weil wir in Gefahr sind, das Beste und Tiefste unserer Seele an das Äußerliche zu verlieren, weil die Menschen von heute mit fast wahnsinniger Gier sich auf die Zerstreuungen und Vergnügen stürzen, wenn sie dabei auch ihr wahres Glück begraben müssen, ist es so notwendig, daß wir wieder Gesundung in der Stille und Einsamkeit suchen. Wir brauchen Frieden für unser ruheloses Herz, das laut aufschreit nach einem Glücke, in dem seine Sehnsucht wirklich gestillt wird. Aber wir werden es nur finden, wenn wir frohe Geselligkeit mit geruhiger Stille klug zu verbinden wissen.

Thomas von Kempen, einer der größten Kenner des menschlichen Herzens, hat gesagt, daß das Schweigen des Mundes ein großes Mittel zum Frieden des Her-

zens sei. Und Goethe meinte einmal: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ Und die bekannte Fürstin Gallitzin, eine der geistvollsten Frauen des vergangenen Jahrhunderts, preist die schlaflosen Nächte, die ihr Zeit zur Selbstbesinnung ließen inmitten der Zerstreuungen ihres reichbewegten Lebens. „Seid mir gesegnet . . . euch verdanke ich meine besten, hellsten Einsichten, meine Tiefblicke in mich selbst! Wie oft löstet ihr mir den verwickelten Knäuel eines Tages! Hier löste dein feierliches Schweigen die Falten der ringenden Seele, und es erscheinen im Lichtgewande verborgene Beweggründe, dort zerrann vor deiner wehmütigen Trauergestalt eine Nebelwolke, und ein Weg, der durch ihr Medium krumm schien, erscheint nun gerade.“

Stille muß es werden in uns und um uns, wenn wir gesunden wollen. Ich meine aber nicht die träge Stille, die tatenloser Träumerei gewidmet wird und nur zu leicht auf verbotenen Wegen giftige Früchte erhaschen will; ich meine auch nicht die fiebernde Stille, die von nutzlosem und selbstquälerischem Grübeln ausgefüllt ist. Denn sie spendet keinen Segen, sondern ist deine Todfeindin, die mit lauernden Armen dich zu umklammern sucht. Sie bringt dem Geiste nicht wahre Offenbarung, nicht Frieden und Glück; sie gleicht der drückenden Stille vor dem Gewitter, die deine Tatkraft zermürbt und dich zum öden Nichtstun verdammt.

Wir brauchen die stillen Stunden in unserem Leben, um tief in unser Inneres hineinzusehen und einen rechten Aus- und Überblick über unser Wollen und Können, über unser Tun und Lassen zu gewinnen.

Einsamkeit ist Seelennahrung;
in der Stille kommt dem Geiste
rechte Geistesoffenbarung.

Denke nicht, ich wollte dich weltfremd und menschenscheu machen. Das liegt mir himmelweit fern. Denn wir können den geselligen Verkehr mit den Menschen nicht fliehen, wenn wir nicht Käuze werden wollen. Wir verdanken den Mitmenschen und dem Verkehr mit ihnen ja auch so unsagbar viel, mögen wir auch niemals in dankbarem Gedenken uns daran erinnern. Wir brauchen andere Menschen, die uns anregen, wir brauchen den geselligen Verkehr, um uns aufzumuntern. Aber es gibt auch sehr vieles in unserem Innern, das wir niemals einem Fremden sagen können und wollen. Der murmelnde Bach hat gar bald seine Geheimnisse ausgeplaudert, aber den stillen See wirst du nicht so rasch um seine Geheimnisse befragt haben. Menschen, die immer plaudern und nie mit sich selbst sind, müssen notwendig oberflächlich und seicht werden. Alles wahrhaft Große und Fruchtbringende wird in den stillen Stunden des Nachdenkens geboren. Die großen, weittragenden Entschlüsse unseres Lebens haben wir nicht in der Zerstreuung eines flüchtigen Augenblicks gefaßt, sondern in den einsamen Stunden, da wir mit uns allein waren. Und da entstanden auch die ernsten Grundsätze, die unser Leben wie mit einem eisernen Panzer bewaffneten, daß kein Feind eine schwache Stelle finden konnte, wo er Eingang hätte erzwingen können.

Es wäre verkehrt, sich ganz ausschließlich den Freuden der Geselligkeit hinzugeben, die Stille besinnlicher Stunden aber zu fliehen. Die Tugend liegt wie überall

so auch hier in der Mitte. Sanfte Windwellen müssen sich abwechseln mit Windstille, wenn die Frucht auf den Feldern ansetzen und kornschwere Ähren tragen soll.

Hast du es noch nie versucht, mit deiner Seele allein zu sein, um mit ihr und deinem Herrgott vertraute Zwiesprache zu halten und über die großen Lebensfragen nachzudenken?

Nun kehr ich ein;
Herr, rede du allein
beim tiefsten Stillesein
zu mir im Dunkeln!

Viele Menschen haben die schöne Gewohnheit, am Abend vor dem Schlafengehen für einige Minuten ihr Tun und Lassen des Tages sich selbst zur Rechenschaft vorzulegen oder wenigstens aus einem ernsten oder religiösen Buche etwas zu lesen, damit sie ihr besseres Selbst nicht verlieren, sondern es für sich erhalten wie auf einer seligen Insel des Friedens inmitten der brandenden Wogen eines zerstreuenden Lebens.

Und wär's ein Stündlein nur am Tag,
wie Ambosruh nach Hammerschlag,
wie Räderstehn am Mühlenstein:
einmal muß Stille in dir sein!

Einmal muß Stille in dir sein!
Einmal kehr bei dir selber ein
aus Alltagshast und Werktagslast
zu einsam stiller Seelenrast.

Einmal sei bei dir selbst zu Gast,
der treusten Zuflucht, die du hast,
sonst macht die Knochenmühl dich taub,
erstickt dein Ich im Erdenstaub.

Kleinigkeiten

Kleinigkeiten! Aber was sind Kleinigkeiten? Wer vermöchte uns zu sagen, was wirklich eine Kleinigkeit ist! Das kann niemand außer dem, der alles weiß. Was für dich eine Kleinigkeit ist, mag für einen andern von weittragendster Bedeutung sein. Und was dir eine Kleinigkeit zu sein scheint, greift tatsächlich mit ehernen Händen in dein Lebensschicksal ein, ja selbst bis hinüber in die Ewigkeit. Um zu wissen, ob etwas eine Kleinigkeit ist oder nicht, müßte man all den geheimen Fäden und Kanälen nachgehen, die von jeder menschlichen Handlung nach allen Richtungen der Zukunft verlaufen.

Eine Kleinigkeit kann den Anstoß zu gewaltigen Umwälzungen bieten, sie kann die Triebfeder werden zu folgenschweren Ereignissen. Sie mag Glück und Segen bergen, vielleicht auch Leid und Kummer. Eine Kleinigkeit wirft oft helle Freude in unser Herz, aber nicht selten macht sie uns auch todunglücklich. Manche gehen leichten Sinnes über Kleinigkeiten hinweg, andere aber stolpern über einen Strohhalm und fallen sich halb zu Tode dabei. Jene lassen sich dadurch niemals von der rechten Bahn abdrängen, diese jedoch biegen schon ab oder kehren ganz um, wenn ihnen einer nur ein schiefes Gesicht macht oder ein spöttisches Wörtlein sagt.

Kleinigkeiten! Die Menschen sind so ganz verschieden in der Beurteilung der Größe oder Kleinheit einer Sache. Einer steht in lauter Bewunderung vor der gewaltigen Macht einer Alpenlandschaft, der massigen Felsriesen und himmelansteigenden Bergzacken, während sein Begleiter fast gleichgültig vorübergeht und seine ganze Aufmerksamkeit der untergehenden Sonne schenkt, wie sie zwischen goldumrandeten, glutdurchhauchten Wolkenbergen verschwindet. Du liebst vielleicht den machtvoll dahinfließenden Strom, dein Nachbar aber kann sich nicht satt sehen an dem Bächlein, das leise murmelnd seinen Weg durch tannenumrauschte Wiesen nimmt; du möchtest anfangen zu singen und zu dichten im geheimnisvollen Flüstern des Buchenwaldes oder im schweigenden Tannendunkel, deinen Freund jedoch läßt das alles kalt, und er freut sich still an der reinen Schönheit eines Heckenrösleins, das einsam am Berghange blüht.

Kleinigkeiten! Ist es dir noch nicht vorgekommen, daß du zu vielgepriesenen Dingen kamst und ganz enttäuscht weggingst? Du hattest deine Erwartungen zu hoch gespannt, und darum fandest du nicht, was du suchtest. Was andere zur Bewunderung nötigte, dünkte dir nur eine Kleinigkeit. Irgendein sehr besuchter Ausflugsort mit großartiger Fernsicht ließ dich kalt; aber dein Herz wurde ganz froh und heiter bei einem lauschigen Plätzchen, das der Zufall dich entdecken ließ. Seine Kleinheit gerade schien dir so groß und schön zu sein.

Oder man freute sich ungeheuer, irgendeinen berühmten Menschen kennenzulernen, man ging vielleicht weit, um ihn zu sehen und zu hören, man scheute keine Unkosten, um ihm näherzukommen, man schätzte sich

glücklich, mit ihm sprechen zu dürfen, und — man war bitter enttäuscht. Die berühmte Größe kam uns so unsäglich klein und unbedeutend vor. Aber dann trafen wir mit einem einfachen, schlichten Menschen zusammen, von dem keine Zeitung je Kunde gab, vor dem nie schmetternde Fanfaren Lobeshymnen tönten, der selber nichts aus sich machte, sondern bescheiden nur sein Bestes gab, der sich freute, irgendeinem Menschen etwas sein zu dürfen, und er hat tief in unser Denken und Handeln eingegriffen, er ist ein Wegbahner und Führer für uns geworden.

Man hielt oft etwas für eine Kleinigkeit, und es waren dennoch die weittragendsten Erlebnisse. Wie zufällig lernten wir jemand kennen, — wir kamen nicht mehr von ihm los. Ein harmloses Buch schien es, aber eine Kleinigkeit darin, ein Satz, ein Wort, packte uns in tiefster Seele so, daß wir ganz andere Menschen wurden. Ein kleines Wörtlein sagte man nur, aber es gab Anregungen zu den höchsten Leistungen, lenkte Menschen in vollständig neue Bahnen. Eine kurze Stichelei raubte jemand den Mut zu einer schönen Tat, und ein höhnisches Lächeln tötete oft genug einen tapferen Entschluß, den man sich nach langen Kämpfen abgerungen hatte.

Wenn wir über unser Leben nachdenken, werden wir überall die Beweise für das Gesagte finden. Die erste wirksame Anregung zur Schriftstellerei gab mir irgendwo an der Mosel ein ganz altes Weiblein, dem ich gelegentlich einer Aushilfe die Sterbesakramente spendete. Es waren nur sechs Worte, die sie mir sagte, eine Kleinigkeit scheinbar, und doch hat sie, ohne es zu ahnen und zu wollen, tief in mein Leben eingegriffen. Unser

Handeln setzt sich aus lauter Kleinigkeiten zusammen. So sagen wir. Und doch sind diese Dinge ebensowenig Kleinigkeiten wie das Körnlein, aus dem ein mächtiger Baum sich entwickelt.

Unsere Liebe oder Abneigung gegen unsere Mitmenschen beruht meistens auf Kleinigkeiten. Irgend etwas Unbedeutendes an ihnen: der Ausdruck ihrer Augen, der Klang ihrer Stimme, die Bewegung ihrer Hände, das Neigen ihres Kopfes, die Art ihres Lächelns zieht uns zu ihnen hin oder stößt uns ab.

Lauter Kleinigkeiten, nicht wahr? Aber die Kleinigkeiten geben unserem Leben die Richtung, geben ihm Wert und Inhalt. Und wir wissen nicht, ob nicht eine sogenannte Kleinigkeit noch einmal tief in unsere Seele eingreifen wird. Und vor Gott gibt es überhaupt keine Kleinigkeiten; denn alles ist groß und wertvoll, was wir aus Liebe zu ihm tun, mag es vor den Menschen auch noch so unbedeutend sein. Darum fahre unbeirrt mit liebender Treue fort, eine Kleinigkeit neben die andere zu setzen. Vergiß aber nicht, jede mit echter Gottesliebe zu erfüllen. Dann wirst du am Ende sagen dürfen: „Gesegnet seien die Kleinigkeiten, die mein ewiges Glück begründet haben!“

Nicht halb so wichtig

Er hieß Bruder Theodorus und war unser Klosterschuster. Treu und redlich flickte er die zerrissenen Schuhe der Patres und Brüder, machte dazwischen mal ein paar neue, richtete den tollen Studenten die schief getretenen Absätze zurecht und brachte ihre schadhaft gewordenen Hosenträger wieder hübsch in Ordnung, damit sie mal wieder vierzehn Tage standhielten. Länger ging es aber gewöhnlich nicht. Nicht etwa deshalb, weil Bruder Theodor sein Handwerk nicht vorzüglich verstanden hätte — ich möchte wahrhaftig seiner Handwerksehre nicht zu nahe treten — sondern weil die wilde Gesellschaft in der freien Zeit auf dem Spielplatze umhertollte, als könnten sie die neuen Schuhe nur so von den Bäumen pflücken und die Gummiband-Hosenträger am ersten eines jeden Monats aus dem Kasten nehmen.

Aber von den Studentchen wollte ich eigentlich nicht erzählen, sondern von Bruder Theodor. Ihr wollt natürlich auch wissen, wie er aussah. Einundsiebzig Jahre war er schon alt, als ich ihn kennenlernte. Er war trotz seiner vielen Jahre immer noch ein strammer, hochgewachsener Mann. Aber eine Schönheit keineswegs. Sein Gesicht hatte mehr Runzeln, als Tage im Jahre

sind. Allein es kam mir immer vor, als säße in jeder Falte ein neckischer Schelm, und das gab seinem Gesichte etwas ganz Liebes und Gutes. Auf dem Kopfe lag ihm das dichte, weiße Haar wie eine helle Winterkappe, und aus dem Gesichte ragte eine echte Adlernase, die Bewunderung erregte, und zuweilen auch der Gegenstand von unschuldigen Neckereien der buntwimmelnden Studentenschaft bildete. Aber Bruder Theodor machte sich nichts daraus, sondern tröstete sich mit dem Spruche, mit dem langnasige Menschen sich beruhigen: „Zu einem ordentlichen Kerl gehört auch eine ordentliche Nas." In seiner Jugend hatte er bei der Gardeartillerie gedient, und das war sein einziger Stolz. Kam er darauf zu sprechen, dann funkelten die schwarzen Augen in jugendlichem Feuer aus dem alten Gesicht.

Eine Eigenart aber muß noch besonders erwähnt werden, weil sie zu Bruder Theodor gehörte wie das Amen zum Vaterunser. Er hatte nämlich die Gewohnheit, immer zu sagen: „Das ist nicht halb so wichtig." Früher soll er es unzähligemal im Tage gesagt haben; aber seitdem ein Schelm von Student ihm durch den heiligen Nikolaus sagen ließ, wie oft er im Tage seinen Leibspruch wiederhole, hat er sich darauf beschränkt, ihn nur bei wichtigen Anlässen zu gebrauchen.

Für sein Leben gern hätte er mal wieder eine Kanone bedient. Und man sagte ihm nach, daß er sich zuweilen in die Rumpelkammer schliche, um mit den dort befindlichen Mörsern zu plaudern, und daß er dabei oft wie liebkosend mit seinen alten runzeligen Händen die eisernen Rohre streichele. Aber ob es wahr ist, das habe ich niemals feststellen können.

Eines Tages gab es im Hause eine große Aufregung.

Der neue Diözesanbischof sollte kommen. Fieberhaft wurde gearbeitet, um dem Oberhirten einen schönen Empfang zu bereiten.

„Mit Böllerschüssen muß doch der Bischof begrüßt werden," sagte auf einmal ein kleiner Knirps, der immer so dummgescheite Einfälle hatte.

Ja, das war das rechte Wort. „Daß man nicht eher daran dachte, wo wir doch die Mörser oben stehen haben," hieß es da, und im Galopp stürmte gleich ein halbes Dutzend in die Schusterei.

„Bruder Theodor, kommen Sie doch, kommen Sie doch, Sie dürfen die Mörser holen; denn mit Böllerschüssen soll der Bischof begrüßt werden."

Br. Theodor stand einen Augenblick wie versteinert.

„Junge, es ist nicht wahr," sagte er dann zu dem größten Schreier.

„Aber wie häßlich von Ihnen, Bruder Theodor. Habe ich denn schon einmal gelogen?" hielt der ihm entgegen.

Bruder Theodor wurde stutzig; es tat ihm leid, daß er den Jungen verdächtigt hatte.

„Nein, ganz gewiß nicht," suchte er wieder einzulenken, „du bist ja einer der brävsten von allen. Und morgen früh mache ich auch gleich deine Schuhe ganz fein. Hast du gehört?"

Dann sprang er wie ein Zwanzigjähriger hinaus, begleitet von der jugendlichen Schar, um die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Der große Tag brach an. Hell leuchtete die Sonne in die herrliche Frühlingslandschaft hinein. Pater Rektor war zum Bahnhof gefahren, um den hochwürdigsten Herrn abzuholen. Bruder Theodor stand stramm und würdevoll neben seinen Mörsern, wie ein Feldherr in-

mitten des Schlachtfeldes vor Beginn des Kampfes. Um ihn herum ein paar Dutzend schwatzender, lärmender Studenten. Aber alle, wie auch Bruder Theodor, in fiebernder Erwartung.

„Bruder Theodor, wenn das Ding nu gar nicht losginge," sagte ein vorlauter Berliner.

„Mach dir darüber keine Sorgen. Wenn einer bei der Gardeartillerie gedient hat, versteht er mehr von der Sache als ein grüner Junge aus dem Grunewald."

Bruder Theodor war heute unnahbar, das fühlten sie alle. Aber sieh da, das Hoftor öffnet sich, und herein fährt der Wagen mit dem hochwürdigsten Herrn. Jetzt gilt es, Bruder Theodor, deine Kunst zu zeigen. Mit zitternder Hand hielt er die brennende Lunte an das Pulver, und „Bum! Bum! Bum!" hallte es durch das Tal. Und gleich darauf ein Klirren, wie wenn ein Wagen in Fensterscheiben fährt. Und entsetzt sieht der Bischof, entsetzt sieht Pater Rektor, entsetzt sehen die jungen Studenten, entsetzt sieht auch Bruder Theodor, daß die Fenster an der langen Vorderseite des Hauses alle zersprungen sind.

Bruder Theodor war gänzlich geknickt. Das war also der Triumph, auf den er sich immer gefreut hatte.

„Nicht halb so wichtig, Bruder Theodor," rief ihm leise über die Schultern einer der Studenten. Aber es war gut, daß er sich rasch wie der Blitz aus dem Staube machte.

Dieser Streich lastete am allerschwersten auf dem guten Herzen Bruder Theodors. Zwar hatte er sich eine tüchtige Buße von Pater Rektor geholt; aber wie es schien, hatte sie ihm doch nicht die Unruhe vom Gewissen wegnehmen können. Es war auch die einzige wichtige Ge-

legenheit, wo er seinen Trostspruch: „Das ist nicht halb so wichtig!“ nicht anbringen wollte.

Sonst aber lag er ihm immer im Herzen und auf den Lippen. Und wenn einer der Brüder und Studenten mal sündhaft lange auf den Schuhen gelaufen war und er sich entschuldigen wollte, unterbrach ihn Bruder Theodor ganz väterlich: „O, das ist nicht halb so wichtig, das läßt sich alles wieder ganz famos einrichten.“ War die Arbeit drängend und mußte er abends über die Zeit hinaus arbeiten, und bedauerte ihn Pater Rektor deshalb, weil er doch schon so alt sei und der Ruhe bedürfe, dann tat er ganz zornig und erklärte frischweg: „Aber Hochwürden, was denken Sie nur von mir? Das ist nicht halb so wichtig. Und ich brauche gar nicht so viel Schlaf wie die jungen Brüder.“

Kam ein Mitbruder, um ihn zu einer andern Arbeit zu rufen, so war er sofort bereit, gerade als ob er sonst nichts auf der Welt zu tun und nur auf das Rufen gewartet hätte. „Nein, das ist nicht halb so wichtig,“ wehrte er jeden Dank mit beiden Händen ab. Als ihm Pater Rektor sagte, er möchte doch länger schlafen und sich an den Krankentisch setzen und sich überhaupt etwas schonen, wollte er um keinen Preis von einer Vergünstigung etwas wissen. „Aber, Hochwürden, wegen so einer Kleinigkeit! Ich müßte mich doch halt vor mir selber schämen. Denn das ist doch nicht halb so wichtig.“

Zuweilen kam es vor, daß er sich mal über ausgelassene Studenten oder auch über Mitbrüder beklagen wollte. Dann ging er gewöhnlich bis zur Türe des Rektors, und dann sagte er sich: „Schäm dich doch, Bruder Theodor, das ist doch nicht halb so wichtig.“ Und rannte flink wieder fort.

Einmal glaubte er, aus den Worten von Pater Rektor den leisen Vorwurf gehört zu haben, er nehme es nicht genau mit der heiligen Armut. Das wurmte ihn mächtig und wollte ihm keine Ruhe lassen. Um jeden Preis wollte er sich rechtfertigen; denn so etwas konnte er in seinen alten Tagen doch nicht auf sich sitzen lassen. Mit strammem Artilleristenschritt ging er zum Obern hin. Unterwegs sagte er sich wieder: „Aber, Bruder Theodor, bist du denn wirklich so dumm geworden bei deinen grauen Haaren? Die Sache ist doch nicht halb so wichtig." Und er kehrte auf der Stelle um. Aber der Wurm war doch nicht tot. Er fraß und bohrte noch. Eine Stunde später war er wieder auf dem Weg zu Pater Rektor. Diesmal kam er bis in das Zimmer desselben. Da packte ihn aber wieder mit Gewalt der Gedanke: „Bruder Theodor, wie kannst du dich nur so aufregen wegen einer solchen Sache, die doch nicht halb so wichtig ist?" Und er kniete auf den Boden und bat um eine strenge Buße für seine Fehler gegen die heilige Armut.

Bruder Theodor wurde schwer krank. Fieberschauer schüttelten ihn. Man sah, daß der Tod, dem er so oft getrotzt hatte, nun doch im Anzug war. Wollte man ihn bedauern oder ihm eine Erleichterung verschaffen, dann sagte er gewöhnlich: „O, mein Leiden ist doch nicht halb so wichtig. Es fehlt mir noch so viel zu einem Nachfolger Jesu Christi."

Eines Tages empfing er Pater Rektor mit den freudigen Worten: „Hochwürden, ich war im Himmel. Es war ja nur ein Traum, glaube ich, aber es war wirklich wunderschön."

„So, so. Wie denn?"

„Mein Schutzengel führte mich an der Hand bis ganz hinauf zum lieben Gott, der auf einem schönen Throne saß. Unterwegs kam ich an meinen verstorbenen Mitbrüdern vorbei, und heimlich beneidete ich sie wegen ihres Glückes; denn Gott weiß, wie es mir noch ergehen mußte. Die großen Lebensbücher wurden aufgeschlagen. Ein Engel las daraus vor.

„Bruder Theodor hat manchmal gegen die heilige Regel sich vergangen," fiel es wie Hammerschläge auf mich nieder. Ich wartete voll bebender Angst. Aber der Herrgott schaute ganz gütig drein und zeigte auf die andere Seite, wo die Anstrengungen verzeichnet standen, die ich gemacht hatte, um die Regel gut zu beobachten. Dann sagte er lächelnd:

„Nicht mehr halb so wichtig, Bruder Theodor."

Der Engel las weiter: „Und oft ist er unwillig gewesen."

„Nicht mehr halb so wichtig," winkte der Herrgott weiter.

„Und öfters hat er zur verbotenen Zeit gesprochen."

„Nicht mehr halb so wichtig," klang wieder das Urteil Gottes.

Und so ging es fort durch alle meine Fehler. Ganz erstaunt war ich, wie der gerechte Gott mich so entschuldigen konnte; denn ich hatte mich doch auf ein langes Fegfeuer gefaßt gemacht.

Dann las der Engel die andere Seite, wo das Gute verzeichnet stand.

„Bruder Theodor war arm, keusch und gehorsam," ertönte nun mein Lob aus Engelsmund. Ich schämte mich bis in die Seele, und in meiner Verwirrung rief ich ganz laut in den Himmel hinein:

„Nicht halb so wichtig, lieber Herrgott!“

„Und jedem Menschen hat er Freude zu machen gesucht, wo immer er konnte, und hat voll echten Bußgeistes seine täglichen Fehler bald wieder gutgemacht.“

„Nicht halb so wichtig, lieber Herrgott!“ versuchte ich wieder abzuwehren. Aber der Richter lächelte nur immer sein unendlich liebes und gütiges Lächeln. Ich war gar nicht zufrieden, denn ich mußte doch noch ins Fegfeuer.

„Und, lieber Gott,“ rief ich zuletzt in meiner Aufregung, „die vielen Fenster, die ich zerbrochen habe.“

„Nicht halb so wichtig, Bruder Theodor,“ lächelte er noch einmal ganz freundlich, und ich war wieder wach.

„Hochwürden, könnte es denn mit mir wirklich im Himmel so gehen, wie ich geträumt habe,“ wandte sich Bruder Theodor nun mit ängstlicher Spannung Pater Rektor zu. Der nickte. Da dankte er fröhlich und flüsterte: „Da habe ich mich doch nicht umsonst geplagt.“

Am nächsten Tage starb er. Und wenn ich später an seinem Grab vorüberging und mir eine lästige Sorge auf dem Herzen lag, war es mir immer, als ob der gute Bruder Theodor mir zuriefe: „O, das ist doch nicht halb so wichtig!“

Ja, Bruder Theodor, du warst ein weiser Mann, wenn du auch im Leben nur ein einfacher Klosterschuster gewesen bist.

Es geht nicht

So meinen wir oft und sagen es auch, bald mutlos und verzagt, bald barsch abweisend. Aber wer möchte behaupten, daß wir dabei immer aufrichtig und wahr sind? Denn nicht selten müßten wir hinzufügen: „. . . weil ich nicht mag.“ Nicht mit Unrecht hat man das Wort geprägt: „Man kann alles, was man will.“ Wenigstens so weit es im Bereiche unseres Könnens liegt. Sicher wissen wir nicht immer, wie weit unser Können geht; aber wir sind eher geneigt, die Grenzen unseres Könnens zu eng als zu weit zu stecken, weil natürliche Schwerfälligkeit und schlechte Gewohnheiten uns doch mehr beeinflussen, als wir uns eingestehen möchten.

„Es geht nicht,“ sagen wir, wenn irgendeine lästige Arbeit von uns verlangt wird. Die von Eigenliebe genährte Bequemlichkeit legt sofort diesen Pfeil an den Bogen, sobald eine Anstrengung, die über den Rahmen des Alltäglichen hinausgeht, in Sicht kommt.

„Es geht nicht,“ fertigen wir kurz angebunden unsere Mitmenschen ab, die uns zur ungelegenen Zeit kommen oder das Unglück haben, uns bei schlechter Laune zu treffen.

„Es geht nicht,“ erklären wir rasch und unüberlegt,

bevor wir auch nur einen Versuch gemacht haben, ob es wirklich nicht geht.

Wer will sagen, wie weit unser Können geht? Hat uns der Krieg in dieser Hinsicht nicht Überraschungen gebracht, die wir vorher nicht für möglich hielten? Niemals hätte man gedacht, daß Menschenkraft solche Leistungen hervorbringen könnte. Und wie viele Menschen gab es schon, die man für Einfaltspinsel und Trottel hielt, solange sie still und verborgen lebten, die aber, auf den rechten Platz gestellt, eine Kraft entfalteten, die alle Welt in Erstaunen setzte. Und wer weiß, wieviel schlummernde Kräfte mit einem Menschen zu Grabe getragen werden, weil keine schöpferische Stimme sie zum Leben rief?

Darum sage nicht leicht: „Es geht nicht." Denn es wird sicher gehen, wenn du wirklich willst. Du fürchtest, du könntest keine Stunde länger arbeiten; aber es ist nur die Angst um deine Gesundheit oder die Furcht vor der Anstrengung, die dir zuflüstern, es ginge nicht. Du hältst es für ganz unmöglich, schweigend ein verletzendes Wort hinzunehmen und still in deinem Herzen zu vergraben und das bittere Gegenwort zu unterdrücken, das aus zornbebendem Herzen steigt. Aber du wirst sehen, daß es gehen wird, wenn du nur einmal ernstlich willst. Du bist felsenfest überzeugt, du seiest vollkommen machtlos gegen irgendeinen Fehler, der dich vielleicht schon lange in sein Sklavenjoch spannt. Und doch bin ich ebenso fest überzeugt, daß du es abschütteln könntest, sobald du wirklich wolltest.

Man kann alles, wenn man will. Aber man muß ein großes Vertrauen auf sich selbst und auf seinen Herrgott mitbringen. Es gibt viele Menschen, die nichts

können, weil sie nicht an sich und ihr Können glauben. Wo andere mit Siegerschritt vorwärts stürmen, da stehen sie überlegend und jammernd: „Ich will noch einmal warten bis morgen ... Ich möchte es ja gerne tun, aber ... jedoch ... indessen ... ich bringe es ja doch nicht fertig.“ So kommen sie natürlich niemals zum Ziel. Leute, die etwas leisten wollen, müssen dem Jungen gleichen, der nur einen Augenblick überlegend vor dem breiten Bache steht, dann aber in stolzem Wagemut seine Mütze hinüberwirft und in kühnem Schwunge ihr nachspringt. Oft sind die Eltern und Lehrer schuld, daß die Menschen ihr ganzes Leben lang an dem Mißtrauen gegen sich und ihr Können leiden. Man hat ihnen immer gesagt, daß sie zu dumm und ungeschickt seien, daß sie nichts könnten, man hat sie nie an eine Aufgabe gestellt, wo sie ihre Kraft messen und entfalten konnten, und auf diese Weise ist das Selbstvertrauen einem niederdrückenden Minderwertigkeitsbewußtsein gewichen. Und sie kommen sich vor wie rechte Pechvögel, denen nichts mehr gelingen will.

> Das bißchen Glück, das mir begegnet,
> ist wahrlich kaum der Rede wert,
> und wenn es einmal Brei geregnet,
> war meine Schüssel umgekehrt.

Es ist so schade, daß auf diese Weise sehr viel Gutes ungeschehen bleibt. Darum „hab frischen Mut, du deutsches Blut, auf Gott vertraue und um dich haue!“

Und dann muß man freudig arbeiten. Wer etwas Großes und Gutes schaffen will, muß ein froher Mensch sein. Die Traurigkeit ist wie schweres Naß auf den Schwingen des Vogels. Wie soll die Seele sich frisch und tatfreudig erheben können, wenn sie durchkältet

und verdüstert wird von den Schauern der Niedergeschlagenheit? Wie ein flügellahmes Vögelein schleppt sie sich dahin, und man wird von ihr nichts anders erwarten als den Seufzer: „Es geht nicht." Erst laß die Sonne wieder hell in deine Seele scheinen, damit du dich wieder an der Arbeit erfreuen kannst und dich innerlich danach sehnst, deine Kräfte zu entfalten, dann wird es ganz sicher gehen.

Und dann harre mutig aus bei dem angefangenen Werk. Einmal sah ich einem Schlosser zu, der eine Maschine, die versagte, wieder in Gang bringen sollte. Er suchte nach dem Fehler, arbeitete an ihr herum, hämmerte und feilte und ließ dann die Maschine laufen. Aber sie ging nicht. Wieder bückte er sich nieder, feilte und hämmerte, legte Teile auseinander und setzte sie dann geduldig wieder zusammen. Doch die Maschine lief immer noch nicht. „Es geht nicht," sagte ich kleinlaut. Aber der Meister schaffte mit der gleichen Geduld weiter, legte die Teile wieder auseinander, paßte sie dann zusammen, suchte wieder nach dem Fehler und probierte von neuem. Und da ging es. Von diesem ruhigen, geduldigen Meister können wir alle lernen. Man soll nicht leicht denken: „Es geht nicht." Und am Ende bleibt immer wahr, was Wibbelt sagt: „Ein starker Wille und ein gut Gebet, es gibt nicht viel, was diesem widersteht."

Solange man nicht bis aufs Blut widerstanden hat, darf man nicht sagen, daß es nicht geht.

Hält dich der Alltag umklammert?
Sag', was engt dir den Sinn?
Nur nicht das Heute verjammert,
lächle darüber hin.

Freudig bescheide dich,
darbend sollst du gewinnen.
Zehrenden Brand tief innen
trotzig ein „dennoch“ sprich.

„Wolle nur wollen — das ist der Beginn rechtschaffender Arbeit; schwer ist zum Wollen der Weg, leichter vom Wollen zur Tat.“ Fr. W. Weber

Dein „Ja“ und „Nein“

Als du aus dem schönen Kinderlande kamst und zum erstenmal in die Welt hineinschautest, sahest du die Menschen nicht, wie sie in Wirklichkeit sind und waren, sondern wie deine reine, unverdorbene Phantasie dieselben geschaffen. Du besaßest noch den Glauben an das Gute in den Menschen voll und ganz. Denn bei denen, die deine Kindheit umgaben, waren Verstellung und Lüge unbekannte Dinge.

Vielleicht mußtest du jedoch gar zu bald Menschen kennenlernen, unter deren Zunge Natterngift lag. Du sahest in schauerliche Abgründe menschlicher Bosheit. Ein Grauen erfaßte dich. Man raunte dir zu, jeden als einen Schuft zu betrachten, solange du nicht den sicheren Beweis für das Gegenteil in den Händen hättest. Aber auch dagegen sträubtest du dich, und mit beiden Fäusten hämmertest du gegen die neue Weisheit, die man dir als Lebenserfahrung aufdrängen wollte. Denn noch lag der Jugendglaube an das Gute in den Menschen zu tief in deiner Seele verwurzelt. Aber es gehörte doch zu dem Bittersten in deinem Leben, zu erfahren, daß der Menschen „Ja“ allzuoft nur ein verstecktes „Nein“ und ihr „Nein“ nur ein heimliches „Ja“ ist. Und manches Mal schon littest du unter dem Heimweh nach

dem schönen Kinderland, wo man jedem glauben und vertrauen durfte.

Aber alle schlechten und trüben Erfahrungen dürfen uns nicht bitter machen. Vorsichtig müssen wir sein und klug wie die Schlangen, aber den Glauben an das Gute soll uns niemand rauben. Für uns selber jedoch wollen wir uns an die Mahnung des lebensklugen Apostels Jakobus halten: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein!"

Nun gibt es Menschen, die angeblich die Wahrheit sagen wollen; aber sie sind weiter nichts als Grobiane, die einem ihre Meinung in den unangenehmsten Formen an den Kopf werfen. Ihre Worte gleichen Schlägen mit dem Dreschflegel, sie hauen in Splitter, wo sie heilen und festigen sollten. Sie reißen Wunden auf, gehen dann lachend davon und tun groß, daß sie mal wieder einem die Wahrheit gesagt hätten. Menschen, die mit dem Dreschflegel in der Faust die Wahrheit sagen, brauchen wir nicht; denn sie erweisen der Menschheit einen schlechten Dienst und bringen alle aufrechten Leute in Verruf.

Gewiß, auch die grobkörnigen Wahrheitsfanatiker sind uns immerhin noch viel lieber als die süßlächelnden, schöntuerischen Schmeichler, die an einem Tage dutzendmal ihre Meinung wechseln, wenn es sein muß. Man kann allerdings bei ihnen von einer eigenen Meinung gar nicht reden, sie haben nur eine: zu loben und zu schmeicheln, wo ein Nutzen für sie herausspringt. Zum Henker aber mit diesen aalglatten Heuchlern! Denn ihre widerliche Schöntuerei und ihr faltiges Lächeln sind jedem anständigen Menschen ein Ekel.

Es ist wahr, Menschen, die so wahr und ehrlich

sind, daß jedes Wort und jeder Handschlag bei ihnen ist wie ein Eidschwur, haben nicht immer einen leichten Stand. Es ist ein altes Wort, das behauptet: „Wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt!“ Die meisten Menschen schlürfen lieber mit Wohlbehagen Schmeichelei und Lob, mögen sie auch noch so sehr erlogen sein. Gegen den aufrichtigen Menschen, der furchtlos und offen seine Meinung sagt, wird man verstimmt, man läßt ihn ein andres Mal links liegen. Die Welt will eben betrogen werden.

Kann man aber immer wahr sein? Wie soll man sich all die neugierigen Frager vom Halse schaffen, wie soll man die einfältigen Schwätzer und lästigen Besucher los werden, wie seine Waren an den Mann bringen, wenn man immer und überall die Wahrheit sagen muß? Es mag zuweilen sehr schwer sein, wahr zu bleiben, weil es Menschen gibt, die so aufdringlich sind, daß man sich anscheinend nur mit einer Lüge von ihnen befreien kann. Aber mir dünkt, daß man den Mut haben muß, in einem solchen Falle zu schweigen oder darauf aufmerksam zu machen, daß man nicht alles ausplaudern darf. Und schließlich wird von niemand verlangt, daß er alles sagt, was er weiß. Nur muß das, was er sagt, wahr sein.

Die Unwahrhaftigkeit zerstört das Vertrauen unter den Menschen. Wer wird jemand noch vertrauen, von dem er weiß, daß er nicht unbedingt immer und überall bei der Wahrheit bleibt? Oder bei dem man meistens nach den verborgenen Hintertüren oder dem geheimen Sinne forschen muß? Wer bürgt mir, daß nicht eine Lüge, ein Versteckenspielen das andere drängt, und ich nicht von einem Gewebe von Lüge umschlossen bin?

Die Lüge schlägt den Menschen in Ketten. Der Lügner und Heuchler darf sein Auge nicht frei erheben, weil er fürchten muß, daß andere seine Hinterlist im Blicke lesen. Der aufrichtige Mensch aber steht vor der ganzen Welt da, frei und frank, als ob er sagen wollte: „So, wie ich rede, so bin ich, so meine ich es."

Der Unwahrhaftige aber ist ein lebendiger Widerspruch. Jeder anständig denkende Mensch strebt danach, einen einheitlich in sich gefestigten Charakter voll reiner Harmonie zu bekommen. Er strebt nach einem klaren, geschlossenen Lebensstil. Stimmen aber die Worte nicht überein mit dem Reden, ist das Ja ein Nein, das Nein ein Ja, so wird damit ein tiefer Spalt durch das ganze Wesen gerissen. Und die aus diesem Widerspruch geborene seelische Not zwingt dazu, daß man sich selber betrügt, um die innere Spaltung zu beseitigen. Und am Ende kommt es so weit, daß einer selber seine unehrlichen Worte für wahr hält. Damit stehen wir vor Abgründen von Schwäche und dunklen Rätseln der menschlichen Seele.

Die Unwahrhaftigkeit verdirbt den Charakter. Sie vergiftet und durchseucht ihn und läßt überhaupt kein klares, bestimmtes Charakterbild aufkommen. Darum hat Dante, der seine Personen sonst so scharf zu zeichnen versteht, von den Lügnern gesagt, er könne ihr Wesen nicht fassen, weil sie sich immerfort änderten.

Das ist der Fluch der Unwahrhaftigkeit. Charakterlosigkeit und Feigheit sind ihre häßlichen Töchter.

Die Befreiung vom Überflüssigen

Man hat nicht umsonst behauptet, daß der heilige Franziskus trotz oder gerade wegen seiner Armut der glücklichste aller Menschen gewesen sei. Solange er ein lustiges Weltkind war, das von Vergnügen zu Vergnügen taumelte, sich in kostbare Gewänder kleidete und fröhliche Gelage mit gleichgesinnten Kameraden feierte, war sein Herz unzufrieden, wenn auch der Schein von Freude und Glück auf lachenden Lippen lag. Der scheinbar so muntere und frohgesinnte Minnesänger konnte selber das Glück nicht finden, das er andern schenken wollte. Erst als er, das verwöhnte Kind des reichen Kaufmanns Bernardone, das letzte seiner Habe den Armen gab und selber in das Gewand der Armut sich kleidete und die Bedürfnislosigkeit geradezu zum Lebensideal erhob, kam das Glück. Er wurde ein wahrhaft freier Mann. Und sein Herz war so froh, daß er oft die Freude gar nicht mehr darin verschließen konnte, sondern laut singend und jubelnd durch Wald und Feld zog. Er war bettelarm und doch so reich, daß er Hunderttausende von Menschen bereichern konnte.

Natürlich können nicht alle die Ordenskutte anziehen und der Welt den Rücken kehren. Aber es liegt im

Ordensideal ein tiefer Sinn und eine weise Lehre für uns alle. Die Loslösung von jedem Eigentum ist gewiß nicht notwendig; aber es wäre schon viel erreicht, wenn man sich vom Überflüssigen befreite, von all den vielen Bedürfnissen, die uns vielleicht Stunde für Stunde knechten. Es braucht sich dabei nicht um Millionen zu handeln; denn auch der kleine Mann hängt oft mit zäher Hartnäckigkeit an seinem Überfluß oder wenigstens an der Sehnsucht danach, die ihn innerlich nicht zur Ruhe kommen läßt.

Unser tägliches Brot gib uns heute! So lehrt Jesus uns beten. Nicht um Überfluß. Er wußte, daß jedes Zuviel irgendwie das Herz belastet und fesselt. Statt nach oben zu streben, werden sich die Gedanken und Sorgen wie häßliche Raupen an das Gute klammern und es verwüsten.

Mache dich frei von allem Überflüssigen! Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche auf ein Nichts zusammenschraubten. Die Einsiedler in der Wüste, die auf alles verzichteten, waren sicher glücklicher als ein Lebemensch unserer Tage, der glaubt, nicht bestehen zu können ohne Theater und Kinos, ohne Pferderennen und Automobile.

Mache dich frei vom Überflüssigen! Sind nicht viele Väter und Mütter tatsächlich Sklaven der sogenannten gesellschaftlichen Verpflichtungen? Hier müssen sie einen Besuch machen und dort einen erwidern; heute muß der Namenstag von einem Bekannten gefeiert werden, morgen ein Geburtstag; bald muß man sich unbedingt an einem Ausflug beteiligen, bald darf man bei einem Konzert oder sonst einer Wohltätigkeitsveranstaltung nicht fehlen; kaum ist der Bazar zu Ende und man

möchte für ein paar Wochen Ruhe haben von allem Getriebe, so heißt es schon wieder, Neues erfinden und anordnen für irgendeinen kirchlichen Zweck. Und dabei seufzt und stöhnt man vor lauter Arbeit und möchte am liebsten bei seiner Familie bleiben, wo doch das wahre Glück wohnt.

Mache dich frei vom Überflüssigen! Das Einfache, Schlichte ist immer das Beste. Jedes Übermaß ist ungesund und geschmacklos. Und unerträglich. Auch in religiöser Hinsicht ist das Zuviel vom Übel. Zu lange Predigten und zu ausgedehnte Andachten und zu viele Bruderschaften haben schon mehr als einen vom Glauben abgebracht, und schon manche Betschwester mit ihrem unnatürlichen Getue hat aufrechten Menschen das Beten und Kirchgehen verleidet.

Mache dich frei vom Überflüssigen! Je weniger Bedürfnisse du hast, je unabhängiger du bist von den vielen kleinen und großen Wünschen, die die Menschen gewöhnlich hegen, desto freier und froher wirst du leben. Wer nicht arbeiten kann außer mit seinem Instrument und in einer bestimmten Umgebung und Kleidung, wer nicht schlafen kann, wenn sein Bett nicht genau so weich und bequem ist wie immer und er vor dem Bett nicht seine Plüschpantoffeln stehen hat und seine geliebte Schlafmütze nicht über die Ohren ziehen kann, wem das Essen nicht schmeckt, wenn er nicht an seinem gewöhnlichen Platze sitzt und nicht sein Besteck bekommt, wer unglücklich wird, wenn die Zeitung nicht genau zur selben Stunde da ist oder einer seiner Pläne durchkreuzt wird, wer Krach schlägt und zu weinen beginnt, weil die Speise fehlt, die er haben zu müssen glaubt, oder weil jemand mal mit festem Tritt an seinem

Zimmer vorbeigeht: der ist ein Sklave, und mag er sein, was er will. Solche Menschen haben sich Bedürfnisse anerzogen, von denen sie durch und durch abhängig sind. Freie Menschen sind sie nicht mehr.

Als kleiner Junge hatte ich einmal bei einer alten, vornehmen Dame etwas auszurichten. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte und wie sie aussah. Nur ihr Zimmer ist mir in lebhaftem Andenken geblieben. Denn dort standen auf dem Klavier, auf allen Schränken und Schränkchen unendlich viele Nippsachen und Andenken an alle möglichen Menschen und Orte. Ich dachte, es müßte eine heillose Arbeit sein, alle diese Dinge staubfrei und ganz zu erhalten. Ich würde jeden Tag ein paar davon in Scherben werfen.

Viele Menschen meinen, diese und ähnliche Dinge seien nichts Überflüssiges. Aber ich glaube, daß sie es doch sind. Und ich lobe mir die Menschen, die alle Jahre wenigstens einmal bei sich Umschau halten, um sich vom Überflüssigen zu befreien.

Er hatte doch recht

Pater Evaristus war tatsächlich ein Fanatiker der Armut. Der hl. Franziskus selber hätte den Grundsatz der gänzlichen Entäußerung vom Besitz nicht stärker betonen können. Er liebte die hl. Armut von ganzem Herzen. Er schrak nicht zurück vor ihren bitteren Folgen und Früchten. Selbst auf die Reise nahm er kein Geld mit. Es wäre ihm vorgekommen, als müßte es ihm die Taschen und das Herz verbrennen. Er wollte ein würdiger Sohn des heiligen Franz und ein ganz freier Mensch sein und bleiben. Keine Sorge um irdisches Gut sollte seine Seele fesseln. Von Frau Welt wollte er völlig unabhängig sein und nicht das geringste Geschenk von ihr annehmen. Sein Gottvertrauen war unerschöpflich, und er pflegte zu behaupten, es habe ihm noch nie an etwas gefehlt, und Gott könne ihn nicht im Stiche lassen, auch wenn er keinen Pfennig Geld in der Tasche habe.

Einst machte er eine lange Reise nach dem Osten, nach Reichenbach in Schlesien. Seine Fahrkarte lautete nur bis Liegnitz. Frohgemut fuhr er in die Welt hinaus. Geld hatte er nicht mitgenommen; aber er machte sich keine Sorgen darüber, wie er von Liegnitz weiterkäme. Gott würde schon helfen, wenn es Zeit wäre. Er meinte,

Gott sei es seiner Ehre schuldig, daß er für ihn sorge, da er ihn doch zu seinem Schatzmeister gemacht habe, dem er vollkommen Vertrauen schenke.

Er machte es sich bequem auf einem Eckplatz, nahm sein Brevier heraus und begann zu beten. Zuerst wollte er seine Pflichtgebete erledigen; nachher hatte er noch Zeit genug, um sich die Welt anzusehen.

Nicht lange war er gefahren, da kam zu ihm ins Abteil ein Mann, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er aus Palästina stammte. Er zögerte ein paar Augenblicke, ob er sich hier wirklich häuslich niederlassen oder sich sonstwo einen Platz suchen sollte. Sorgfältig, argwöhnisch musterte er den sonderbaren Menschen, der anscheinend teilnahmslos in seiner Ecke saß, schüttelte den Kopf, wie wenn er nicht verstehen könnte, daß es überhaupt noch solche Menschen auf der Welt gäbe. Doch endlich gewöhnte er sich auch an den Anblick der braunen Kutte und ließ sich mutig ihr gegenüber auf dem andern Eckplatz nieder. Etwas breitspurig und umständlich zwar, wie selbstbewußte, anspruchsvolle Menschen es zu tun pflegen, aber schließlich saß er doch und begann nun von seinem sicheren Stand aus die Umgebung gründlich in Augenschein zu nehmen. Er konnte den Blick nicht von dem Kuttenträger abwenden. Immer wieder zog es ihn hin zu dem bebrillten Gesichte, dem geschorenen Kopf, dem weißen Strick und den nackten Füßen. Aber schließlich hatte er doch genug gesehen, nahm seine Illustrierte aus der Tasche und vertiefte sich in dieselbe, nicht ohne von Zeit zu Zeit immer wieder verstohlene Blicke nach seinem seltsamen Gegenüber zu werfen.

Pater Evaristus tat, als merke er von allem nichts.

Er saß da wie das verkörperte Unbekümmertsein. Als ginge ihn die ganze Welt nichts an. Hätte auch viel zu tun, wenn er nach jedem schauen wollte, der ihn anstarrt. Das kommt ja häufig vor. Die Leute glotzen ihn und seine Kutte so erstaunt an, als sei er eben erst vom Himmel gefallen. Das war er ja längst gewöhnt und lachte innerlich darüber. Deshalb kümmerte er sich auch weiter keinen Pfifferling um die Neugierde oder das Staunen der Mitreisenden, sondern betete ruhig weiter, als sei er mit seinem Herrgott allein im Abteil, bis er nach einiger Zeit sein Gebet beendete und das Brevier beiseite legte.

Der Jude rückte unruhig hin und her. Man sah ihm an, daß ihn etwas quälte. Und er etwas sagen wollte. Aber er fand den Dreh nicht und machte deshalb krampfhafte Versuche, die Aufmerksamkeit des Paters auf sich zu lenken. Bald schaute er auffällig zum Fenster hinaus, murmelte ein paar undeutliche Worte vor sich hin, spielte geräuschvoll mit seiner Uhrkette, griff wieder nach der Zeitung, um ein paar Worte zu lesen, legte sie weg und öffnete seine Tasche, aß ein Butterbrot und was er sonst noch dergleichen Dinge tat. Dazwischen prüfte er immer wieder den Pater von oben bis unten und wartete, bis er sich rührte, damit er ihn ansprechen könne.

Aber der Pater rührte sich nicht. Tat, als ob der Jude gar nicht da wäre. Als wollte er ihm absichtlich keine Angriffsfläche bieten. Aber schließlich erlag er doch dem Ansturm männlicher Neugierde. Als er eben längere Zeit aufmerksam einen wunderschön gelegenen Ort betrachtete, wurde er mitten aus seinen Betrachtungen herausgerissen durch die Frage:

„Schöne Gegend das, nicht?"

Das war nicht sehr geistvoll und nicht sehr eigenartig, und darum tat Pater Evaristus, als habe er nichts gehört, und fuhr fort, die Stadt und die schöne Umgebung sorgfältig zu studieren.

Der Jude aber ließ nicht locker. Er hatte einmal angebissen, nun wollte er sich auch festbeißen. Koste es, was es wolle. Er mußte um jeden Preis mit diesem seltsamen Menschen ins Gespräch kommen, um Näheres von ihm zu erfahren, ob er überhaupt denke wie andere Leute, ob er, wie an Kleid, so auch an Gesinnung von allen andern Menschen verschieden sei. Er mußte den Braunrock zum Reden bringen. Darum fuhr er in dem angeschlagenen geistvollen Tone fort:

„Sind Sie schon öfters durch diese Gegend gefahren?"

Eisiges Schweigen war die Antwort. Doch wer näher zugesehen hätte, konnte unter dem verwahrlosten Barte des Paters ein schelmisches Lächeln und in den umbuschten Augen einen raschen Blitz wahrnehmen. Aber in einem Augenblick war alles vorbei. Über dem Gesicht lag wieder Kälte und Gleichgültigkeit.

Der Jude war ratlos. Was sollte er nur machen, um diesen Holzblock von einem Menschen zum Reden zu zwingen? Bis jetzt hatte er noch nicht gezeigt, daß er überhaupt reden könnte, höchstens hatte er mit einem leichten Nicken des bärtigen Hauptes angedeutet, daß er die Frage gehört habe.

„Darf ich Ihnen vielleicht meine Illustrierte anbieten? Sie ist heute sehr interessant," machte der Jude mit der Zähigkeit seiner Rasse, die keine unübersteiglichen Hindernisse kennt, einen dritten, etwas zögernden Versuch.

Da blickte Pater Evaristus zum erstenmal zur Seite und blitzte sein Gegenüber an. Lang und scharf. Als sollte sein Blick ihn strafen, daß er gewagt hatte, ihn aus seiner Träumerei zu wecken. Sagte aber immer noch kein Wort.

Ein paar Sekunden hielt der Jude den Blick aus, obwohl es ihm nicht einerlei dabei war und er fürchten mußte, daß nach diesem Blitzen unbedingt auch ein Donnerwetter folgen würde. Heimlich war er aber doch froh, daß es ihm gelungen war, endlich ein Lebenszeichen aus dem Pater zu entlocken.

„Mein Name ist Moses Mendelsohn, und ich dachte, und ich dachte, Sie würden mal gern etwas anderes lesen als Ihr abgegriffenes Buch."

„Nein, das tue ich nicht," kam es wie ein dumpfes Grollen von den bartumwallten Lippen des Paters. „Mein Buch ist mir tausendmal lieber als das fade Alltagsgewäsch, das in Ihrer Illustrierten steht. Es wird auch dann noch gelesen und gepriesen werden, wenn man von Ihrer Illustrierten schon lange nichts mehr weiß auf Erden. Aber ich muß mich nun wohl auch vorstellen: Pater Evaristus."

Das Eis war gebrochen, und Moses freute sich innerlich, daß der Pater wenigstens nicht stumm war, wie er die ganze Zeit schon gefürchtet hatte.

Ein Wort brachte das andere. Pater Evaristus taute ganz auf, wurde sogar sehr gesprächig und erzählte dem aufmerksam horchenden Moses viel aus seinem Leben. Eine neue Welt tat sich vor dem Juden auf, eine Welt, von der er keine Ahnung hatte. Und wie er vom Leben sprach! Und von den Menschen in der Welt! Wie einer, der sie durch und durch kennt und doch kein

Menschenfeind geworden ist. Wie wenig er von der Welt wissen will, hört man fast aus jedem Worte heraus; aber deshalb ist er doch nicht weltfremd geworden. Moses mußte innerlich laut lachen beim Gedanken, daß er gemeint hatte, dieser Mann kenne die Welt und die Menschen nicht, weil er nicht einer von ihnen sei und nichts von ihnen und ihren Anschauungen, Grundsätzen und Vergnügen wissen wolle.

Sie sprachen von Politik und vom Krieg und von dem Sozialismus und dem Kommunismus innerhalb und außerhalb des Klosters. Und Moses kam endlich auch heraus mit seiner Weisheit, daß er nämlich gedacht habe, die Geistlichen seien immer für das Kapital.

„Wer hat Ihnen denn das weiß gemacht?" brach da Pater Evaristus in hellem Zorn los. „Das wäre doch die Höhe. Ich für das Kapital, da ich es verachte, wie man etwas nur verachten kann. Hätte ich der Welt zu gebieten, kein Kapital mehr dürfte es geben. Aber ich bitte Sie, wie kommen Sie zu diesen sonderbaren Behauptungen?"

„Nun ... ich ... ich ... dachte eben so ... man liest es zuweilen in den Zeitungen," suchte Moses sich zu entschuldigen.

Aber Pater Evaristus war damit nicht zufrieden.

„Es ist eines ernsten, gereiften Mannes unwürdig, sein Urteil über jemand aus solchen Zeitungen zu holen, die den Betreffenden gänzlich ferne stehen und absolut kein Verständnis für sie haben können. Überhaupt nicht für das Denken und Fühlen von braven Katholiken."

„Bitte, mir meine Freiheit nicht zu verübeln," bat Moses und sah ganz zerknirscht aus, als er merkte, daß der Pater immer mehr in Zorn geriet. „Ich habe es

nicht bös gemeint, und wenn Sie mir versichern, daß die Sache sich anders verhält, bin ich bereit, mein Urteil zu ändern."

„Das würde mich sehr freuen. Ich kann Ihnen wirklich die Versicherung geben, daß ich immer die Partei der Armen und Unterdrückten ergriffen habe. Ich gehöre ja selber zu den Armen."

„Was? Wie? Zu den Armen? Das wäre mir aber doch wahrhaftig neu. Ich habe immer noch gehört, daß die Klöster unermeßlich reich seien."

„Unsinn! Unsinn und nochmals Unsinn!" entgegnete Pater Evaristus bitter. „Das haben Sie wohl auch wieder in Ihren „zuverlässigen" Romanen und Witzblättern gelesen, die keinen blauen Dunst von der Sache haben. Und merken Sie sich nur das eine: die einzelnen Klosterleute sind immer arm, auch wenn das ganze Kloster zufällig mal bessere Einkünfte haben sollte. Sehen Sie, ich selber bin so arm, daß ich nicht einen Pfennig Geld in der Tasche habe."

Moses sprang auf, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. Starrte den Pater an wie einen Geist aus der anderen Welt. Ein Mann, der keinen Pfennig Geld in der Tasche hat und dabei eine weite Reise unternimmt, dünkte ihm im Zeitalter der Banknoten eine glatte Unmöglichkeit.

Lächelnd betrachtete Pater Evaristus sein Erstaunen.

„Keinen Pfennig Geld," wiederholte nach einer Zeitlang Moses und holte tief Atem, als müßte er sich von der ungeheuerlichen Überraschung erst erholen. „Was essen Sie denn unterwegs? Im Speisewagen bekommen Sie doch nichts ohne Geld."

Pater Evaristus zeigte lächelnd auf seine Reisetasche.

„Hier ist mein Speisewagen. Da ist alles drin, was ich brauche."

„Sie wollen nach Reichenbach in Schlesien? Aber ich sah doch vorhin, daß Ihre Karte nur bis Liegnitz geht. Wie wollen Sie denn von dort weiterkommen? Glauben Sie, die Bahnbeamten würden Ihnen eine Karte nach Reichenbach schenken?"

„Das gerade nicht. Aber ich hoffe, daß Gott für mich sorgen wird, auch wenn ich keinen Pfennig Geld bei mir habe."

Moses schüttelte ungläubig den Kopf. Er dachte bei sich, daß Pater Evaristus entweder plötzlich verrückt geworden sei oder ein unbegrenztes Gottvertrauen habe.

Sie kamen in Liegnitz an. Moses war ungeheuer neugierig, wie es dem geldlosen Pater nun ergehen würde. Anstatt nach Breslau weiterzufahren, stieg er auch aus, um zu sehen, ob Gott dem Pater aus der Patsche helfen könnte. Gespannt ging er mit Pater Evaristus in den Wartesaal. Vielleicht, daß er Zeuge eines wirklichen Wunders sein dürfte.

Langsam kroch die Zeit in das Meer der Ewigkeit, die Zeiger der Bahnhofsuhr rückten unentwegt weiter, aber Pater Evaristus machte keine Miene, aufzustehen, um eine Karte zu holen. Sorglos wie ein Kind saß er da und plauderte womöglich noch interessanter als vorher im Zug. Er sah die Aufregung des Moses und lächelte dazu. Wüßte er, daß zur bestimmten Zeit ein Engel vom Himmel ihm die Karte brächte, er könnte nicht ruhiger sein.

„Herr Pater, der Zug fährt bald ab," drängte Moses und lief zum Fenster, von wo er den Zug im Bahnhofsgeleise stehen sah.

„Lassen Sie den Herrgott nur sorgen," entgegnete der Pater mit aller Entschiedenheit, die jedes weitere Wort zum Verstummen brachte.

Eine Zeitlang saßen sie noch zusammen. Moses aufgeregt und unruhig, Pater Evaristus die Ruhe selber. Er war nicht zu begreifen. Der Zug stand schon längst draußen und wartete, und der Pater saß im Wartesaale, als habe er sonst nichts auf der Welt zu tun. Ob er nicht doch schon die Karte hatte und bloß bis zum letzten Augenblicke wartete, um hinauszustürmen?

Die Uhr zeigte fünf Minuten vor Abgang des Zuges. Moses drängte noch einmal:

„Herr Pater, Sie haben noch keine Karte."

„Gott wird schon sorgen. Machen Sie sich keine Gedanken. Wer auf ihn vertraut, wird nicht zuschanden werden."

Zum letzenmal machte Moses den Pater darauf aufmerksam, daß er keine Karte habe, als nur noch zwei Minuten bis zum Abgang des Zuges waren. Und zum letztenmal erwiderte der Pater sein „Gott wird sorgen."

Da wurde es dem armen Moses doch zu bunt. Mit seiner Fassung war es plötzlich zu Ende. Draußen pfiff der Zug, die Leute rannten schon über den Bahnhof, um noch rechtzeitig zu kommen, und dieser Mensch sitzt da seelenruhig und sagt immer nur sein „Gott wird schon sorgen". Es ist höchste Zeit, daß er jetzt sorgt, nachher wird es zu spät sein.

Pater Evarist lächelte überlegen. Das brachte Moses in hellen Zorn.

„Sie sehen doch, daß er nicht hilft," schrie er und zog den Pater an der Kutte durch die Bahnhofshalle. „Nun kommen Sie, bevor es zu spät ist. Sie werden doch er-

wartet und müssen unbedingt mit diesem Zug. Ich will schon mal laufen und Ihnen eine Karte lösen."

Schrie es und lief zur Fahrkartenausgabe, löste eine Karte nach Reichenbach und brachte sie im Laufschritt zu Pater Evarist, der schon an den Schranken bereit stand und dem Bahnhofsvorsteher winkte, daß er auch mitwolle. Mit einem herzlichen „Vergelt's Gott, Herr Moses Mendelsohn!" lief er durch die Sperre, drehte sich aber auf der anderen Seite um und sagte mit einem rechten Schelmengesichte:

„Sehen Sie, wie recht ich hatte, als ich sagte, daß Gott helfen wird. Hat er mir nicht rechtzeitig noch eine Fahrkarte verschafft?"

Moses stand da, als wisse er nicht, ob er dem Pater nachlaufen oder stehenbleiben, ob er lachen oder weinen sollte. Aber schließlich lachte er aus Leibeskräften und winkte grüßend dem Pater, der im letzen Augenblick den Zug erreichte und nun lustig seine Grüße herübersandte.

Ein kleines Nichts . . .

Ein kleines Nichts. Was liegt daran? Es kann nicht viel nützen und nicht viel schaden. Warum sollte ich mir deshalb Sorgen machen? Es ist nicht der Mühe wert, davon zu reden. Spurlos geht es an mir vorüber, so wie der Windhauch an mir vorübersaust, ohne mich zu beeinflussen. Und es wird meinem Leben keinen Stoß nach einer andern Richtung geben.

Ein kleines Nichts.

Ich bitte dich, unterschätze es nicht, das kleine Nichts. Ist denn unser Leben etwas anderes als ein Bündel von lauter Kleinigkeiten? Und du magst hinschauen, wohin du willst, überall wirst du es bestätigt finden, daß an den Anfängen ein kleines Nichts steht, das aber mit seinen unbegrenzten Kräften Riesenbewegungen in Gang bringt und erhält. Vielleicht bedeutet es aus sich blutwenig, aber kann es nicht gewaltige Kräfte entfalten, in Verbindung mit vielen andern?

Was ist ein feines Stäubchen, das vom leisen Windhauch durch die Lüfte gejagt wird? Ein Nichts. So mag es scheinen. Aber wirst du auch noch sagen, daß es ein Nichts sei, wenn es dir in den Augen brennt und du daran denkst, daß aus solchen Stäubchen der ganze Erdball besteht?

Was ist ein kleines Brünnlein irgendwo droben in den Alpen? Ein kleines Nichts. Und doch bildet ein solches die Quelle des schönsten deutschen Stromes.

Was ist ein Fünkchen, das ein Kind ahnungslos in den Zündstoff wirft? Ein kleines Nichts, sagen wir, aber dieses kleine Nichts hat schon Dörfer und Städte vernichtet.

Ein kleines Nichts.

Eine Minute ist gewiß nicht viel im Riesengefüge der Zeit. Nur ein kleines Nichts. Und welch großes Unheil kann eine Minute Verspätung, eine Minute freien Sichgehenlassens verursachen! Sie kann den Anstoß geben zu zeitlichem und ewigem Verderben. An dem einzigen Pünktlein Zeit hängt unsere Ewigkeit.

Ein kurzes Wörtlein, was will es bedeuten! Ist es nicht wie ein rascher Lufthauch, der flüchtig vorbeiweht, ohne Spuren zu hinterlassen? Gleicht es nicht der munteren Welle, die sorglos und unbekümmert weiterzieht im hastigen Bergabrennen? Ein kurzes Wörtlein, so schnell ist es gesprochen, und so eilig rast es dahin, und so tief kann es verwunden! Es gleicht dem dahinfliegenden Pfeile, der grausam ins Herz sich bohrt, es ist wie eine leise dahinschleichende Schlange, die tückisch ihr Gift verspritzt. So wenig ist es, ein Wörtlein, und wie manches Glück hat es schon untergraben, wie manch eines gänzlich zerstört. Arglos vielleicht wurde es gesagt, und im Weiterrennen schwoll es an zur Lawine, die Freude und Frieden von vielen Menschenherzen unter sich begrub. Vielleicht auch wurde es boshaft mit dem Gift der Verleumdung und der Ehrabschneidung gefüllt, jeder Buchstabe stand da wie ein scharfschneidender Dolch. Schlimmer wütet kein Schwert in

den Reihen der Feinde als ein Wörtlein im Herzen des getroffenen Gegners. Und nie mehr kann man es ungesprochen machen, und würde man mit blutigen Tränen seinen Leichtsinn beweinen. Das Wort ist gesagt und geht seinen Gang, unbekümmert um Reue und Schuld.

Ein Wörtlein nur war es, das den tiefen Groll im Herzen des Mitmenschen gesät hat, aus dem soviel Zwietracht und Feindschaft emporwuchs. Ein Wörtlein nur war es, das die Gluten des Hasses weckte, die wie eine wütende Feuersbrunst Liebe und Freundschaft, Glück und Wohlstand verzehrten. Ein Wörtlein nur war es, das sich mit seiner schwülen Sinnlichkeit im Herzen festsetzte, Gedanken und Vorstellungen und Begierden weckte, daß die Flammen wildesten Begehrens hoch aufschlugen und von Unschuld und Schönheit nur ein Häufchen schmutziger Asche übrigließen. Ein Wörtlein nur war es, das einer achtlos in die Welt hinaussäte und schuld daran ist, daß Menschen, die sich wie Brüder lieben sollten, nun in rohem Hassen einander gegenüberstehen und über die Rechte des Nächsten mit rücksichtslosem Fuß hinwegschreiten.

Ein Blick ist gewiß nur ein kleines Nichts. Und wie viele könnten mit der Jungfrau von Orleans sagen: „Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an." So rasch war es geschehen, aber wie zu offenen Fenstern ist dabei das Unheil eingestiegen und will nicht mehr weichen. Und könnte man so manchem Leid und Weh, so mancher Enttäuschung nachgehen bis zum ersten Entstehen, so würden wir dem Blicke begegnen, diesem kleinen Nichts, das wahrhaftig zu einer Großmacht für unser Leben geworden ist.

Ein kurzes Achselzucken, ein Nasenrümpfen, ein Augenzwinkern, was sind sie anders als ein kleines Nichts? Und dennoch haben sie schon so namenlos viel Liebe in der Welt getötet, so unendlich viel Vertrauen untergraben. Es ist ein unauffälliges Schweigen, aber dieses Schweigen ist beredter als der gewandteste Redner. Und was keine Rede zuwege brächte, gelingt oft dem stummen Achselzucken, der vielsagenden Miene eines gewissenlosen Menschen.

Ein kleines Nichts.

Nicht immer aber muß es sich in der Richtung zum Bösen auswirken, es kann auch das Samenkörnlein zum Guten werden. Ein lieber, freundlicher Gruß, ein heiteres Lächeln, ein herzliches Danken, ein gütiges Wort der Teilnahme, sie sind doch so wenig, ein wahres Nichts. Und wie viele Herzen haben sie schon froh gemacht, wie manche Freundschaft begründet, wieviel Liebe genährt, wieviel Trauer und Kummer verscheucht, wieviel Mißtrauen beseitigt, wieviel entfremdete Herzen einander genähert.

Und jeder von uns weiß, wie eine kleine Aufmerksamkeit, ein schlichtes Blümlein, von liebender Hand gespendet, uns erfreuen kann. Und wie ein herzliches Glückwünschen, ein frisches Wort der Aufmunterung und des Vertrauens, wo alle andern zweifeln und kränken, den sinkenden Lebensmut hebt und stärkt.

Ein kleines Stoßgebetlein, auf den raschen Flügeln der Andacht zu Gott gesandt zwischen zwei Arbeiten, zwischen zwei weltlichen Gedanken, ist scheinbar etwas ganz Winziges, ein kleines Nichts. Und doch zieht es die göttliche Gnade herab auf unsere Arbeiten, es macht sie selber zu einem großen Gebete, es erfüllt die Seele

mit dem Gefühl der Gottesgegenwart, umschwebt unser Tun und Lassen wie eine heilige Atmosphäre. So klein und unscheinbar sehen sie aus, die Stoßgebete, die leichte Reiterei im Ringen um den Himmel, und doch machen sie die Seele so gottfroh, hüllen sie ein in den Panzer der Unverwundbarkeit, daß jede Sünde sich weit von ihr fernhält. Auch das allerkleinste Stoßgebetlein ist etwas Gewaltiges und Großes, weil es die Verbindung unserer Seele mit ihrem Herrgott herstellt und dauernd unterhält.

Irgendeine Kleinigkeit, die ich einem Armen gebe, irgendein taktvolles, gutes Wort, das ich zur Gabe lege, irgendein Zeichen des Mitgefühls für fremdes Los, irgendeine zartfühlende Rücksichtnahme auf die Schwäche des Nächsten, irgendeine kleine Hilfeleistung, aus uneigennütziger Liebe geboten: lauter, lauter Kleinigkeiten! Und was sind sie doch für gewaltige Kräfte im Leben des Einzelnen und im Leben der Gemeinschaft, Kräfte, die wie heilige Segensquellen Frieden und Freude spenden.

Ein kleines Nichts.

Ach, manches sehen wir als solches an, und es war wie ein Grundstein am Bau unseres Glückes oder Unglückes. Es gibt nichts, das so klein und unbedeutend ist, daß es nicht irgendwie bedeutungsvoll in deine Entwickelung eingreifen könnte. Und schaust du prüfend über dein Leben zurück, so wirst du dir gestehen müssen, daß ein kleines Nichts es oft auf ein ganz anderes Gleise geschoben und tiefgreifend dein Schicksal bestimmt hat.

Habe darum Ehrfurcht vor dem Kleinen in deinem Leben. Besonders dann, wenn dir dein Dasein vor=

kommt wie eine Sammlung von lauter Nichtsen. Sei darob nicht mutlos. Denn wer kann sagen, was in unserm Leben groß oder klein ist, außer Gott, der alles Geschehen bis in seine letzten Wurzeln erkennt?

Weißt du, wieviel Samenkörner für den Himmel du ausstreust durch dein stilles Tun und Lassen?

Weißt du, wieviel Menschenherzen du froh gemacht hast durch deine kleinen Aufmerksamkeiten, deine herzliche Sorge um sie?

Weißt du, wieviel Verzweiflung und Verbitterung du verhindert hast durch ein kurzes, aufmunterndes Wort?

Weißt du, wie viele es dir innerlich danken, daß sie durch deine kleinen Mühen um sie ganz andere Menschen geworden sind?

Gewiß, auch Böses können die Kleinigkeiten schaffen. Aber daran mögen wir nicht denken; denn lieber wollen wir viel, viel Gutes und Schönes der armen Welt und den grambeladenen Menschen bringen.

Noli me tangere

Vor langen Jahren wohnte ich einmal irgendwo einer musikalischen Aufführung bei. Nach der Feier bedankten mein Begleiter und ich uns bei der Vorsteherin des Instituts für die Einladung und den gebotenen Kunstgenuß. Sie strahlte vor Vergnügen. Denn manches Schmeichelwort hatte sie schon in Empfang genommen; aber doch jedes ein bißchen abzuschwächen gesucht, damit es nicht so aussähe, als läge ihr etwas an dem Lob. Sie sah bezaubernd liebenswürdig aus. Es muß doch wahr sein, daß Freude und Anerkennung den Menschen schöner machen. Da keiner von uns Miene machte, das bei solchen Gelegenheiten übliche Lob zu spenden, brachte sie zuletzt die Rede auf die Leistungen der Schule und fragte, wie uns die Darbietungen gefallen hätten. Mein Begleiter sagte ein paar Worte, die wohl als artiges Kompliment gedacht waren und auch so klangen. Ich war damals noch ziemlich jung und hatte wirklich keine Ahnung davon, daß man zuweilen auch mal anders sprechen muß, als man denkt. Und brachte frisch und täppisch heraus, was ich dachte: Lob und Tadel durcheinander. Das war wohl ehrlich, aber diplomatisch war es nicht. Die Institutsvorsteherin war jedoch von meiner dummen

Ehrlichkeit wenig erbaut. Ich sah einen tiefen Schatten über ihr Gesicht huschen. Das Lächeln darin war ganz verschwunden, wie ein Blitz traf es mich aus ihren Augen, als wollte sie sagen: „Tölpel!" Dann wandte sie sich lächelnd meinem Begleiter zu, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen. Nur zum Abschied bekam ich eine ganz förmliche Verbeugung, nachdem sie sich vorher bemüht hatte, das Lächeln, das soeben noch auf ihren Lippen lag, rasch hinter die schützende Stellung ihrer Gesichtsfalten zurückzuziehen. Sie kam mir auf einmal ganz häßlich vor; es war, als sei alle Schönheit von ihr gewichen.

Aus dieser Begebenheit kannst du die Lehre ziehen ... doch ich will lieber die Lehre bleibenlassen und mir vornehmen, ein anderes Mal in anderer Weise an den Klippen vorbeizukommen suchen, ohne Gefahr zu laufen, ein unehrlicher Mensch zu werden.

Es muß wohl wahr sein, was so oft von erfahrenen Menschen gesagt wird: mit nichts ist schwerer umzugehen als mit Menschen, und selbst chinesisches Porzellan braucht man nicht so vorsichtig zu behandeln wie die Menschen. Ja, wenn diese nicht empfindlich wären! Aber wo sind die Menschen, die frei von Empfindlichkeit sind! Und es gehört schon rechte Lebenskunst dazu, um mit den Menschen so umzugehen, daß ihre Empfindlichkeit nicht gereizt wird.

Eine recht dumme Empfindlichkeit ist es, wenn man sich gereizt und verletzt zeigt, sobald andere unserem Stande, unserer Stellung, unserem Vermögen nicht die nach unserer Ansicht notwendige Hochachtung entgegenbringen. War der Bückling nicht genau so groß, wie er vorgeschrieben ist im Anstandsbuch, hat man ver-

gessen, die Handschuhe anzuziehen, wo sie angezogen werden sollen, oder auch an der Hand gelassen, wo sie entfernt werden müßten, hat man nicht persönlich eingeladen und den Hut nicht tief genug gezogen und nicht ganz genau so freundlich dreingesehen wie gewöhnlich, hat man vergessen, den Titel, und von mehreren Titeln gerade den zu gebrauchen, der am liebsten gehört wird, hat man seine Glückwünsche nicht dargebracht mit allem Drum und Dran, dann wehe den gewöhnlichen Sterblichen, die das alles nicht wissen oder nicht beachten! Und da ich in meinem beschaulichen Leben nicht sehr bewandert bin in den Bräuchen der sogenannten Welt, so nehme ich, wenn ich zuweilen doch mit ihr zusammenkommen muß, heimlich ein Anstandsbuch, um mir die Hauptregeln für den Umgang mit Menschen noch rasch anzusehen und zu probieren, ob meine Zunge, ohne zu stottern, die schönen Titel: Gnädige Frau, Frau Geheimrat usw. auch noch aussprechen kann. Aber ich fürchte, ich bin doch noch niemals ohne größere oder kleinere Niederlagen heimgekommen und war jedesmal heilfroh, daß ich mal wieder für eine Zeitlang mit derlei Dingen nichts mehr zu tun hatte. Es ist eben doch schwer, mit Menschen umzugehen.

Wenn du nicht anstoßen willst, rate ich dir folgendes: Bewundere jeden neuen Hut und jedes neue Kleid, auch wenn du innerlich denkst, sie sähen schrecklich aus; lobe die Frau oder die Tochter des Hauses immer, wenn sie am Klavier spielt oder singt, und hättest du sie in deinem Leben schon ein dutzendmal über alle Berge gewünscht; höre aufmerksam zu, wenn andere etwas erzählen, lache auch kräftig mit, wenn etwas witzig gemeint war, auch wenn du alles zum Sterben langweilig

findest; preise die Dame als gewandte Tänzerin, als erstklassigen Sportsmensch, vor allem vergiß nicht, ihre Kinder bis in den Himmel zu erheben, ihr Haus, die Anordnung der Möbel und den Geschmack bei der Auswahl der Bilder als klassisch hinzustellen, auch wenn du in allen Dingen vom Gegenteil überzeugt bist. Du brauchst keine Angst zu haben, daß du hinausgeworfen wirst wegen Schmeichelei; es wird alles geglaubt, und du wirst bestimmt ein anderes Mal mit offenen Armen aufgenommen.

Willst du aber ein ehrlicher Mensch bleiben und dich nicht selber verachten, dann mache dich darauf gefaßt, daß du oft die Empfindlichkeit deiner lieben Mitmenschen reizen wirst.

Es ist schwer, die Menschen richtig zu behandeln. Und am schwersten ist es, mit empfindlichen Menschen umzugehen. Man mag sie anpacken, wie man will, immer ist es nicht recht. Tut man fein und zart mit ihnen, so beschweren sie sich, daß man sie als Kinder behandle. Faßt man sie ernst und fest an, dann schreien sie, man hätte kein Verständnis für sie. Tun sie jemand auch nur einen winzigen Gefallen, so wollen sie ein dutzendmal dafür gedankt haben und werden es nach zehn Jahren noch nicht vergessen, daß sie uns einen Gefallen erwiesen.

Empfindliche Menschen sind kleinlich und engherzig. Wo sie sich einhaken, da hängen sie fest. Sie sehen nur immer das Ich. Und darüber hinaus geht ihr Blick nicht. Daß andere Leute auch Forderungen an sie zu stellen hätten, ahnen sie nicht. Sie sind richtige Kleinigkeitskrämer. Man muß sie vorsichtig behandeln wie ein rohes Ei, jeden Augenblick gewärtig, daß ein Un-

glück geschieht. In ihrer Nähe ginge man am besten immer auf Fußspitzen, um ihnen keinen Anlaß zur Klage zu geben. Und man behandelt sie wie eine Biene, deren Stachel man fürchtet. Man darf keinen Blick von ihnen wenden, um ja sofort zu sehen, wenn ihre Stirne sich umwölkt und ihr Auge sich verfinstert.

Empfindliche Menschen sind vor allen Dingen argwöhnisch. Überall wittern sie Gefahr für ihre Ehre, in jedem glauben sie einen Feind ihrer Stellung. Eine noch so unschuldig gesagte und harmlos gemeinte Bemerkung wird als Verbrechen gebrandmarkt, überall werden Absichten unterschoben, die nie und nimmer vorhanden waren. Die Phantasie spielt ihnen die tollsten Streiche. Und sie fallen leicht darauf herein. Was sie ihnen vorgaukelt, nehmen sie als bare Münze und fahren voll Ärger gegen den vermeintlichen Feind. In ruhigen Stunden lachen sie selber über ihre erhitzte Phantasie, die ihnen solche Streiche spielt.

Tadel können sie gar nicht vertragen. Wo nur ein Schatten von Tadel vorhanden ist, werden sie unglücklich und jenachdem auch unangenehm. Sie beklagen sich über ungerechte Behandlung, über Verständnislosigkeit und Quälerei. Und sind dabei todunglücklich.

Noli me tangere! — Rühr' mich nicht an!

Unterwegs

Es gibt wohl nicht sehr viele Menschen, die bei ehrlicher Einschätzung ihres Lebens sich nicht gestehen müßten, irgendwo und irgendwie einen dummen Streich gemacht zu haben. Es mag ja auch viele geben, die tatsächlich immer und überall tadellos gewesen sind. Sie waren schon musterhafte Kinder. Und aus den musterhaften Kindern sind musterhafte Mädchen und Frauen, musterhafte Jünglinge und Männer geworden. Aber ich fürchte, sie waren entweder Heilige oder Schlafmützen, wie Vater Kolping einmal sagte. Und keines von beiden ist der Weg der Durchschnittsmenschen.

Es bleibt also dabei: die meisten haben ihre dummen Streiche hinter sich. Ich denke da nicht an etwas Schlechtes, sondern mehr an Torheiten, unkluges, tolles Verhalten, das wir später als Fehler betrachteten und beklagten. Als wir noch mitten drin standen im fröhlichen, drängenden Erleben, haben wir natürlich nicht geglaubt, eine Unklugheit zu begehen, sondern wir dachten, so sei es am besten. Heute allerdings, da wir von der Hochwarte reifen Schauens auf die Vergangenheit zurückblicken, sehen wir ein, daß wir damals in die Irre gegangen sind. Bei gesunder geistiger Ent-

wicklung muß der Mensch ja reifer, klüger werden, er wird leichter den tieferen Sinn alles Geschehens erkennen, er steht nicht mehr so stark im Banne ungebändigter Leidenschaften, er hat sich durch beharrliche Selbsterziehung den sicheren Weitblick angeeignet, der ihm den rechten Weg weist.

Manchmal dachte ich schon, es sei schade, daß man das Leben nicht beginnen kann mit der Erfahrung der Alten. Aber dann wäre das Leben jedenfalls lange nicht so schön; denn junge, überschäumende, oft blindlings dahinströmende Kraft ist wie das Sprossen und Knospen im Frühling, ist wie das hastige Rennen des Waldbächleins, ist wie das überreiche Blühen des Lenzes. Ohne sie würden die Menschenherzen alt und starr, würden versanden in öder Tatenlosigkeit oder im ewigen, niederdrückenden Einerlei.

Das Beste wäre, wenn die Jugend die Erfahrung des Alters nähme, um sie auszuwerten, und das Alter sein langsam dahingleitendes, mit sicherer Hand geführtes Lebensschiff vom brausenden Strom jugendlichen Tatendranges treiben ließe. Aber vielfach stehen sich beide verständnislos gegenüber. Die Jugend setzt ihre ganze Seele an Dinge ein, die sie später als Jugendtorheiten belächeln wird. Aber sie beklagt sich über den Unverstand der Alten, über die Hemmungen und Fesseln, wodurch man gewaltsam ihr Aufsteigen hindert. Denn im Vollgefühl ihrer wachsenden Kraft, die von Erfahrung nicht belastet ist, glaubt sie, ganz allein ihren Weg gehen zu können, und weist gern und mit schroffer Gebärde die Hand des Führers zurück. Und schilt ihn einen unerträglichen Zauderer, der nur für kleine Dinge lebt und schafft.

Sehr bezeichnend ist das Geständnis eines Mannes, der seinen Werdegang unter diesem Gesichtspunkte schildert. „Mit zehn Jahren," sagte er, „war mein Vater mir alles. Ich tat nichts ohne seinen Rat. Als Fünfzehnjähriger fing ich schon langsam an, mich innerlich wider seine Herrschaft aufzulehnen und heimlich gegen seinen Willen zu handeln. Als Zwanzigjähriger wußte ich alles besser und fühlte nicht das mindeste Bedürfnis, ihn um seine Meinung zu fragen. Mit fünfundzwanzig Jahren fragte ich zuweilen doch schon mal, weil ich mich etwas unsicher fühlte. Mit dreißig Jahren war ich zur Ansicht gekommen, daß mein Vater auch etwas könnte, und daß Großes denken und erstreben noch lange nicht gleichbedeutend sei mit Großes leisten. Und als ich vierzig alt war, tat ich nichts Wichtiges mehr, ohne ihn vorher um seinen Rat gefragt zu haben."

Klug und weise zu sein ist eine große Kunst. Und könnte man sie irgendwo für ein paar Mark kaufen, so wären wohl viele Weise, die jetzt unter die Toren gezählt werden müssen. Aber nirgends kann man sie kaufen; man muß lange um sie dienen. Jakob mußte vierzehn Jahre um seine Rachel dienen, aber um weise zu werden, dazu reichen vierzehn Jahre nicht aus. Auch Studium und Gelehrsamkeit haben nicht immer die Weisheit im Gefolge. Mancher studiert ein ganzes Leben und ist dabei an Klugheit und Weisheit ärmer als ein geistig Unbemittelter, der zwar niemals die Geheimnisse des Einmaleins begriffen, dafür aber offenen Sinnes durch das Leben gegangen ist.

Nach dem alten Konfucius gibt es drei Wege, um zur Weisheit zu gelangen. Der erste ist eigenes Nachdenken, und das ist der edelste. Ihn finden nur Men-

schen, die sich bemühen, nach dem letzten Sinn der Dinge zu fragen, die abwägen, messen, prüfen, vergleichen, die vor allen Dingen sich selber kennenlernen. Denn es ist und bleibt doch wahr, daß man das Tun und Lassen anderer um so sicherer bewerten wird, je besser man sich selber kennenlernte.

Der zweite Weg ist der des Nachahmens, und das ist der leichteste. Und er wird von den meisten gegangen. Sie brauchen nicht selber zu suchen, sondern nehmen das, was andere ihnen geben und sagen, als etwas Fertiges an, besonders wenn sie Vertrauen zum Führer haben. Sie sind gewiß nur Alltagsmenschen, die am liebsten auf der ausgetretenen, bequemen Fahrstraße bleiben, aber sie gehen sicher und brauchen nicht viel zu sorgen. Es ist durchaus keine Schande, die Weisheit anderer für sich auszunutzen, ebensowenig wie es eine Schande ist, auf der vielbefahrenen Straße statt quer durch Wald und Feld zu gehen.

Der dritte Weg ist der Weg der Erfahrung, und das ist der bitterste. Was eigenes Nachdenken und fremde Führung nicht vermögen, das bringt oft bittere Erfahrung fertig, die mit harter Faust einen rüttelt und schüttelt, blutige Wunden schlägt und alles Hoffen und Sehnen zertrümmert. Und wenn man alsdann neben den Scherben seines vermeintlichen Glückes sitzt, wird einem vielleicht die Erkenntnis dämmern, daß man falsche Wege gegangen ist. Lernt einer aus den Fehlern der Vergangenheit rechte Weisheit für die Zukunft, dann darf man sich des Unglückes noch freuen, weil es uns höhere Güter beschert. Das Leid vergeht wieder, und ein gutes Stück Lebensweisheit bleibt zurück, mag es auch teuer erkauft worden sein.

Fällt ein Sternlein in den Bach,
oben zittern Kreise,
zittern wohl noch lange nach,
stärker erst, dann leise.

Fällt ein Leid in unser Herz
nieder bis zum Grunde,
droben zittert fort der Schmerz
wohl noch manche Stunde.

Schau im Bach die Kreise an,
wie sie sanft vergehen,
schaue auf dein Leiden dann,
wirst du mich verstehen?

Das Siegel der Mittelmäßigkeit

Mit diesen Worten hat ein Schriftsteller die Eitelkeit der Menschen gebrandmarkt. Und der Volksmund urteilt noch schärfer. Nach ihm wachsen Dummheit und Stolz auf einem Holz. „Wächst die Ehre spannenlang, so wächst die Torheit ellenlang.“ Das sind harte Worte wider die Eitelkeit, zumal wenn man bedenkt, daß die Menschen fast alle von der Eitelkeit leben. An vielen ist fast nur Oberfläche und Schein. Auch großes Können schützt vor Eitelkeit nicht, obgleich „wissende“ Menschen doch wissen müßten, daß sie alles von Gott haben, und daß der Esel kein Recht hat, die Ohren höher zu recken, weil ihm der Müller mehr Säcke auflegt als einem andern. Mensch bleibt Mensch, und Esel bleibt Esel; er behält seine Ohren, auch wenn er viele Bücher trägt und griechische Disteln frißt. Er läßt nicht von seinen Eselsmanieren. Und leider behalten auch die Menschen, mögen sie auf der Stufenleiter menschlichen Wissens und Könnens auch recht hoch hinaufklettern, immer den Hang zur Eitelkeit, und große Gelehrte und Künstler sind zuweilen von einer ganz kindischen Eitelkeit und schätzen sich glücklich, wenn die Mitmenschen ihnen eifrig Weihrauch streuen.

Sehr oft haben die Menschen wenigstens einen

Schein von Grund, um eitel zu sein, weil sie ein großes Können besitzen, viel gearbeitet und geleistet haben; aber noch häufiger handelt es sich dabei um solche Nichtigkeiten und Hohlheiten, daß man tatsächlich dem recht geben muß, der einmal sagte, es gehörte viel Dummheit dazu, um eitel zu sein. Jeder Mensch wird geboren mit der Neigung, sich sehen zu lassen und eine Rolle zu spielen. Und wer etwas will, findet auch immer einen Grund für sein Wollen, und mag dieser Grund noch so fadenscheinig sein. Und die Vernunft versteht es recht gut, bisweilen dieser Neigung sogar einen hübschen Tugendanstrich zu geben. Allerdings hat dieser glänzende Anstrich schon manchen um das bißchen Tugend gebracht, das er besaß.

Eitelkeit führt zu allen möglichen Torheiten. Cäsar trug einen Lorbeerkranz, um seine Glatze zu verdecken, Goethe bildete sich am meisten ein auf seine Schriften über naturwissenschaftliche Fragen, obwohl er von diesen Dingen nicht viel verstand. Man hält sich für schön und reizend, man schminkt und pudert sich, man behängt sich mit Tierfellen und Vogelfedern, man trägt glitzernde Steine und meterlange Perlenschnüre, man macht sich Ringe durch die Ohren und in Afrika auch durch Lippen und Nase, man schnürt sich in Panzer und Spangen, man läßt unbedeckt, was jeder anständige Mensch verhüllt: alles, um schön zu sein.

Die Menschen sind so gern eitel. Frage den stolzen Reiter, der hoch zu Roß an dir vorbeifliegt, oder den reichen Protz, der im Auto oder im Galawagen durch die Straßen jagt; frage das Mädchen am Klavier, frage die Studenten und Studentinnen, die hochnäsig nachreden, was eitle Professoren ihnen verkünden;

frage die eingebildeten Schriftsteller, die sich wie ein Wunder der Welt vorkommen. Doch nein, frage sie lieber nicht; denn keiner würde eingestehen, daß er eitel ist. Belausche lieber ihr heimliches Denken und Reden, forsche nach ihren verborgenen Träumen, dann wirst du der Menschen Eitelkeit entdecken.

Und wenn wir uns selber prüfen, dann werden wir gewiß auch bei uns offene oder versteckte Eitelkeiten entdecken. Jeder trägt seine Narrenkappe, nur ist sie bei dem einen buntfarbiger und aufdringlicher als bei dem anderen. Aber was sollen wir dagegen tun? Sollen wir wie der stürmische Feuerkopf Savonarola verlangen, daß die Menschen von heute wie damals die üppigen Florentiner und Florentinerinnen auf öffentlichem Markte alles verbrennen, was der Eitelkeit dient? Oder sollen wir herumlaufen wie der Bettelheilige Benedikt Labre, der vom Ungeziefer fast verzehrt wurde?

Gehen wir lieber den goldenen Mittelweg. Auch in Lumpen kann die Eitelkeit wohnen, und nicht umsonst hat Solon dem Diogenes gesagt, daß die Eitelkeit aus jedem Loche seines Mantels schaue.

Ob man die Eitelkeit in Bausch und Bogen verurteilen soll? Ich glaube nicht. Wenigstens nicht, wenn sie in Zucht und Ordnung gehalten wird. Ärzte haben nicht umsonst darauf aufmerksam gemacht, daß es mit den Kranken wieder rasch besser gehe, sobald sie anfangen, auf äußere Erscheinung wieder Wert zu legen. Es ist eigentümlich, daß der Spiegel, das Sinnbild der Eitelkeit, von altersher auch das Sinnbild der Selbstprüfung war. An der Art und Weise, sich zu kleiden, sich zu geben im Reden und Handeln, verrät der Mensch

seinen Charakter. Von einem unordentlichen Äußern schließt man gern auf ein unordentliches Wesen. Warum soll ein Mensch sich nicht schmücken, solange es innerhalb der Grenzen des Anstandes und des Geschmackes liegt? Warum keine Freude haben an schönen Äußerlichkeiten und reizenden Kleinigkeiten? Kann er sich nicht schmücken, um andern zu gefallen? Muß er es nicht oft tun aus Pflicht? Die Frau des reichen Jacopone trug unter prachtvollen Gewändern ein rauhes Bußkleid, weil sie sich für ihren Gatten schmücken wollte. Es wäre sehr seltsam, wollte sich die Jugend nicht mehr schön machen. Unser Herrgott hat dem Röslein am Bergeshang und den Lilien im Garten ein Festgewand geschenkt, er hat das Firmament mit leuchtenden Edelsteinen besät, er hat jedem Grashälmlein und jedem Tierlein sein farbenprächtiges Kleid gegeben. Kann er wünschen, daß der Mensch, dessen Körper doch das schönste aller Kunstwerke ist, ganz allein sich in ein aschfarbenes Bußkleid hülle? Sollen wir uns verwahrlosen lassen wie alte Junggesellen, die nichts mehr zu hoffen und zu verlieren haben? Das wäre das Ende aller Kultur. Die rücksichtsloseste Entsagung in dieser Hinsicht bedeutete auch das Ende jeden Fortschrittes.

Man kann die Eitelkeit von zwei Seiten betrachten. Sie muß nicht unbedingt etwas Schlechtes sein. Nur darf man nicht sein Herz an sie verlieren. Die kleinen Dinge dieser Erde dürfen unsere Seele nicht festhalten. Man muß sie nach ihrem wahren Werte abschätzen und sie als notwendige Selbstverständlichkeiten betrachten.

Eine alte und doch ewig neue Geschichte

Schon lange hatte der Fuchs keinen Festbraten mehr genossen, und alle Versuche, einen solchen zu erlangen, waren bisher vergebens gewesen. Die Tiere waren auf ihrer Hut; denn sie wußten, daß der schlaue Rotkopf ihnen nichts Gutes brachte. Darum ergriffen sie frühzeitig vor ihm die Flucht, sobald sie ihn in der Nähe auftauchen sahen. Sie fürchteten, von seinen süßen Schmeichelreden betört zu werden, wenn sie sich mit ihm in ein Gespräch einließen.

Eines Tages fand er jedoch ein Wesen, das dumm genug war, auf seine heuchlerische Schöntuerei zu lauschen. Ein Huhn war es, das gackernd auf seinem Misthaufen stand, als der Fuchs mit süßem Lächeln sich heranschlich. Er hatte eine solche Freude, weil das dumme Ding stehenblieb, daß er ihm vor Freude am liebsten den schmutzigen Schnabel geküßt hätte.

Ruhig, als sei er der harmloseste Bursche von der Welt, blieb der Fuchs stehen und machte eine tiefe Verbeugung, wie wenn er eine vornehme Dame vor sich hätte. Das gefiel dem eitlen Huhn natürlich über alle Maßen. Es hob daher den Kopf noch viel höher, als

es ihn sonst trug, und bewegte ihn stolz gackernd hin und her, um zu sehen, ob man auch beobachtet hätte, wie fein es von Herrn Fuchs behandelt wurde. Gar zu gern hätte es sich an dem Neid der anderen Hühner ergötzt. Denn die müßten sich doch grün und gelb ärgern, wenn sie sähen, wie es von einem solch hohen Herrn ausgezeichnet würde.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein," begann der Schmeichler seine Rede. „Dürfte ich mich erkundigen, wie es Ihnen geht?"

„Aha, gnädiges Fräulein sagt er sogar," lachte das Huhn in sich hinein, und seine schönen Augen glänzten noch verführerischer als gewöhnlich. Die Freude über das große Lob machte es ganz glücklich.

Der schlaue Rotpelz zwinkerte verdächtig mit dem linken Auge. Er hatte schon längst gemerkt, wie er zu seinem Ziele kommen konnte.

„Schönes, gnädiges Fräulein," wurde nun seine Schmeichelrede noch saftiger, „Sie leben hier auf Ihrem Mist so einsam und verlassen. Sie gehörten hinaus in die große Welt. Ihre Kleider sind glänzend weich wie Seide, und die Harmonie Ihrer Farben ist einfach hinreißend. Wie haben Sie das nur fertiggebracht, die Farben so fein auszuwählen und Ihrer hübschen Gestalt anzupassen? Von Ihnen würden die vornehmsten Damen noch lernen und vor Neid sich halbtot ärgern. Sie müssen weg von hier, unbedingt."

Das Gesicht des Huhnes war ein einziges glückliches Lächeln. Es fand keine Worte, um zu antworten. Was hätte es auch antworten sollen auf ein solch schönes Lob? Es hatte immer gehört, daß vornehme Damen in solchen Fällen zu schweigen pflegen, höchstens ganz verschämt

sagen, solches Lob verdienten sie nicht, obwohl sie felsenfest überzeugt sind, daß sie noch viel mehr verdienten.

Der Fuchs wagte immer mehr.

„Nein, es ist wirklich eine Schande, daß man das gnädige Fräulein hier in dieser Umgebung läßt. Sie gehörten hinaus in die Welt, wo Sie wie ein Stern erster Größe leuchten würden. Es ist ein großes Unrecht, daß Sie hier in diesem schmutzigen Bauernhofe herumlaufen müssen, während Sie draußen die Welt in Erstaunen setzen würden."

Der Heuchler mußte innerlich selber lachen über seine unerhörte Schmeichelei; aber er wußte viel zu gut, daß man immer Glauben findet, wenn man schmeichelt, und mag man die Farben noch so dick auftragen. Und er sah zu seinem großen Vergnügen, daß das Huhn immer stolzer und hochtrabender wurde, daß es die Federn sträubte und spreizte vor lauter Eitelkeit, um seine Schönheit so recht hervorzuheben. Denn es sehnte sich noch nach mehr Lob.

Der Fuchs hielt nun die Zeit für gekommen, ohne Umschweife auf sein Ziel loszugehen. Denn er durfte nicht allzulange verweilen, weil er fürchten mußte, daß jemand käme und ihm das Handwerk legte. Dann wäre es mit dem Erfolg seiner süßen, verlogenen Schmeichelreden zu Ende gewesen. Darum rückte er nun mit seinem Plane heraus.

„Kommen Sie doch mit in den schönen Wald, gnädiges Fräulein," flötete er so süß, als er nur konnte, und warf dem Huhn verliebte Blicke zu, um sich unwiderstehlich zu machen. „Lassen Sie doch dieses Nest hier im Stich, und wandern Sie mit mir in die Welt hinaus. Was werden Sie dort eine Freude haben! Und spielen

können Sie den ganzen Tag, und die großen Herren des Waldes werden stolz darauf sein, mit Ihnen tanzen zu dürfen. Kommen Sie doch, ich werde Sie führen."

Mit gierigem Herzen hatte das Huhn dieser Rede gelauscht. Schon sah es den herrlichen Wald vor sich, wo es sich so wunderschön leben ließ, wo es nicht mehr mühsam ein paar Körnlein aus dem Mist zu scharren brauchte, weil kein Mensch sich um einen kümmerte, höchstens die Kleinmagd. Was würde das ein Leben werden mit dem Fuchs! Nichts als Lust und Freude würde es haben, und die hohen Herren würden sich um seine Gunst bewerben. Da durfte es doch kein Zaudern mehr geben. Nein, da mußte es mitgehen. Die Gelegenheit war günstig. Jetzt oder nie! Wenn es jetzt nicht zupackte, würde es all sein Lebtag auf dem Misthaufen bleiben müssen. Das aber wollte es nicht.

Ohne auch nur an die Gefahren zu denken, ohne zu überlegen, ob der Fuchs mit seinen süßen Reden nicht gelogen haben könnte, flog es ihm an die Brust und rief frohlockend aus:

„Ja, mein lieber Herr Fuchs, das ist es, was ich liebe. Der schöne Wald war schon immer meine Sehnsucht. Nun komm, lasset uns weggehen von diesem häßlichen Misthaufen, hinaus in die Welt. Ich kann die Zeit gar nicht mehr erwarten, da wir in den Wald kommen."

Der Fuchs freute sich ganz spitzbübisch. Er hätte selber nicht gedacht, daß er so leichte Arbeit haben würde. Ein boshaftes Lächeln blinzelte aus seinen Augen, das Wasser lief ihm im Munde zusammen, als er den federweichen Körper des Huhnes so dicht vor seiner Schnauze fühlte. Fast hätte er sich vergessen und

auf der Stelle seine langunterdrückte Lust nach einem Festtagsbraten befriedigt. Aber er fürchtete, entdeckt zu werden, und lief daher, so schnell er konnte, fort zum Walde. Das dumme Huhn war überglücklich, als es den Wald sah, und jubelte innerlich den wunderbaren Überraschungen entgegen.

Die Überraschungen kamen, aber ganz anders, als es erwartet hatte.

Und das traurige Ende von dieser Geschichte bleibt ewig alt und ewig jung.

Kennst du die Lehre aus dieser Geschichte?

Ich hoffe es.

Und wenn du sie nicht weißt, manches enttäuschte Mädchen und manche enttäuschte Frau könnte sie dir wohl sagen.

Und hoffentlich brauchst du sie nicht am eigenen Leibe zu erfahren.

Was du bist, sei ganz

Es gibt Menschen, die ihre Ziele hochgemut in die Sterne pflanzen. Und sie reden davon mit einer Wärme und Begeisterung, daß man glauben möchte, sie könnten ganze Welten mit ihrer Glut in Brand setzen.

Und es gibt Menschen, die weder ihre Ziele hochstecken noch viel Worte darüber machen, die aber mit der ganzen kleinen Größe ihres Herzens sich ihrer Aufgabe widmen, wahrhaft groß im Kleinen sind.

Sie sind mir die liebsten. Groß im Kleinen sein ist eine Kunst, die nicht allzuviele Menschen verstehen. Von großen Taten bloß träumen und in schwungvollen Worten davon reden, ist noch bitter wenig. Bei der Durchführung zeigt sich der Mensch in seiner Größe oder Kleinheit. Wer im Kleinen groß gewesen ist, wird sich auch groß im Großen erweisen, sobald die Pflicht ihn vor schwere Aufgaben stellt. Die im Kleinkampf ihre Muskeln gestählt und ihre Augen geschärft haben, werden tauglich sein, in den großen Schlachten mitzukämpfen zur Ehre Gottes.

Was du bist, das sei ganz! Zunächst in deinem Berufe. Dort hat dich der Herrgott hingestellt, und dort wird er einst dich suchen. Und über dein Ackerfeld wird sein Blick prüfend gehen, um abzumessen, wie du

deine Aufgabe gelöst hast. Schaue nicht immer gierig hinüber nach den Feldern deiner Mitmenschen, träume nicht davon, daß du mehr Werte schaffen würdest, sobald man dich vor andere Aufgaben stellte. Dein Beruf ist dein Arbeitsfeld. Wahre Lebenskünstler wissen allen Dingen etwas von der Größe ihres eigenen Herzens mitzugeben, während kleine Menschen alles in die Alltäglichkeit ihres Denkens und Empfindens herabziehen. Wer mit seinem ganzen Wesen im Übernatürlichen wurzelt, wird seine Arbeit mit Ewigkeitswerten erfüllen. Und auch das gewöhnliche Tun und Lassen mit Himmelsglanz verklären.

Du lächelst ungläubig und denkst dabei an deine Arbeit, die dir unerträglich eintönig und geistlos vorkommt. Mag sein, daß sie es auch ist. Aber schließlich wird jede Arbeit das, was man daraus macht. Auch der Priester kann sein heiliges Tun zum Handwerk herabwürdigen, und der Arbeiter, der jahraus, jahrein nur ödestes Stückwerk macht, kann dabeistehen wie ein Priester, der dem Herrgott frohen Herzens sein Tun aufopfert.

Die ersten Christen, die in trostlosen Marmorbrüchen und dumpfen unterirdischen Räumen ein halbes Leben lang in der Tretmühle gingen, oft genug noch geblendet und verstümmelt, und dabei ihrem Herrgott heilige Lob- und Danklieder sangen, waren sie nicht Helden, die unsere höchste Bewunderung verdienten? Eine ödere, geistlosere Arbeit als die ihrige kann man sich gar nicht denken. Und doch haben sie daraus einen prachtvollen Gottesdienst gemacht.

Vielleicht hat Gott dir einen Beruf gegeben, der dir täglich neue Anregungen bietet, und bei dem es dir

zumute ist, als würde deine Seele auf heiligen Flügeln getragen und müßtest du jede Stunde deinem Herrgott ein Dankgebet stammeln. Dann halte dich immer auf den Höhen dieses Berufes! Mache ihn nicht zu einem Handwerk! Man muß ihm sein Bestes geben. Hat Gott dir fünf Talente anvertraut, dann wird er auch viel von dir zurückfordern. Du darfst dich nicht mit einem Mittelmaß begnügen, wenn du Kräfte zum Höchstmaß in dir fühlst.

Sei ganz in allem! Wir brauchen Menschen, die das, was sie sein sollen, mit jeder Faser ihres Herzens sind. Einerlei, ob sie nun in Geduld und selbstloser Hingabe die Lasten ihres Berufes tragen müssen, oder ob sie mit frischer Angriffslust den Höhen ihres Ideals zustreben dürfen. Es ist bedauerlich, daß Menschen, denen das Blut in den Adern kocht vor lauter Tatendrang, an einen Beruf gefesselt sind, der mehr Dulden als Tun von ihnen verlangt; und daß Menschen, in deren Adern das Blut nur träge fließt, einen Beruf haben, der Menschen fordert, die kämpfen und ringen können. Aber am Ende steht hinter allem die Weisheit der göttlichen Vorsehung, und jeder muß in seinem Berufe sein Bestes tun.

Sei ganz in allem! Man kann in seiner Berufsarbeit aber auch zuviel aufgehen und darüber der wichtigsten Aufgabe vergessen. Die Sorge für die Seele ist doch das Eine Notwendige. Und wer vor lauter Arbeit seine arme Seele übersieht, die bettelnd und frierend neben ihm steht, ist nur eine traurige Halbheit. Denn es fehlt seinem Wesen das Große und Heilige. Und je mehr einer mit äußeren Arbeiten überlastet ist, desto eifriger müßte er darauf sehen, daß er die seelische Seite seines Wesens nicht vernachlässigt.

Wahrhaft große Männer haben daher das Beten ungeheuer hochgeschätzt. Der gelehrte Theologe Suarez wollte für ein andächtiges „Ave Maria“ seine ganze Wissenschaft hingeben. Der Philosoph Balmes setzte sich jeden Abend eine Zeitlang hin, um über den Sinn seines Tagewerkes nachzudenken und sich mit seiner Seele und seinem Herrgott zu beschäftigen.

Sei ganz in allem! Man darf darum seine Seele nicht im Wuste des Alltags untergehen lassen, sondern muß mit ihr hinaufsteigen auf die heiligen Berge zu Gott, besonders durch kleine Stoßgebete, die man wie kostbare Edelsteine zwischen seine Arbeit legt. Und man sollte sich abends niemals zur Ruhe legen, ohne vorher für ein paar Minuten aus einem religiösen Buche gelesen zu haben. Wenn die Gedanken den ganzen Tag an den Karren der Diesseitigkeit gespannt waren, wird es ihnen wohl tun, wenn sie am Abend himmelwärts steigen dürfen. Was ein erfrischendes Bad nach heißem Tagewerk für den Körper, das ist eine geistliche Lesung am Abend für die in hartem Frondienst stehende Seele.

Sei ganz in allem! Dulde keine Halbheiten in dir. Und Gott erwartet von dir, daß du große Aufgaben nicht mit schwachen Kinderhänden anpackst.

Du hast noch Großes auf der Welt zu tun. Den Menschen macht sein Wille groß und klein. Verliere dich nicht in der Ferne! Den Augenblick ergreife, er ist dein. Was er heute dir bietet, beut er dir morgen nicht mehr. Was du einmal ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Und darum sage ich dir noch einmal: „Was du bist, sei ganz!“

Ich will

Kannst du wollen? Hast du dir die königliche Kunst des Wollens angeeignet? Jedermann glaubt, er verstände sie; aber in Wirklichkeit sind gar viele rechte Willensstümper, die den Mund nur zu großen Worten aufreißen können. Sollen sie sich jedoch zu einer mannhaften Tat aufraffen, dann wollen sie „mal zuerst sehen, was sich tun läßt“, sie wollen „mal versuchen, ob sie es fertigbringen“. Ihr Wollen reicht eben nur aus zu einem kläglichen Versuch, nicht aber zur frischen, fröhlichen Tat. Sie bleiben in der unfruchtbaren Einöde der Wünsche schmählich liegen.

Und das ist schade. Denn dem richtig Wollenden ist nichts unmöglich, er überfliegt Berge von Hindernissen und reckt schon wieder die Arme nach neuen Taten. Ein Wille, der hart wie Stahl gehämmert und dabei geschmeidig wie Stahl geblieben ist, trotzt jeder Schwierigkeit. Willensschwäche aber ist das größte Unglück für einen Menschen. Sie ist vielfach die Quelle geistiger Mittelmäßigkeit, weil die heilige Gewalt fehlt, die schlummernden Kräfte aufzupeitschen. Auch sittliche Minderwertigkeit ist ein Kind der Willensschwäche, und sehr viele Krankheiten, besonders solche der Nerven, sind weiter nichts als Willensschwäche. Ein starker

Wille wappnet den Körper zum Widerstand, er durchdringt ihn mit einer Kraft, die sofort jeden schädlichen Giftstoff siegreich abschlägt. „Wer Willen hat, hat keine fixen Ideen," sagt deshalb ein Seelenforscher mit Recht. Und so viele Menschen, die jetzt sich abquälen mit irgendeiner Zwangsvorstellung und sich deshalb unglücklich fühlen, hätten dieselbe längst beseitigt, wären sie ihr von Anfang an mit entschiedenem Willen entgegengetreten. Die Quälgeister versuchen bei jedem Menschen, ob sie Einlaß finden können; aber sie werden beschämt ihres Weges ziehen, wo sie jemand finden, der sie auslacht und ihnen die Zähne zeigt. Das können sie nicht vertragen.

Willst du einen starken Willen bekommen, dann härte ihn. Die alten Griechen hatten ein seltsames Wort, das lautete: „Nur der Mensch, der geschunden wird, kann erzogen werden." Dieses Wort enthält tiefe Lebenskunst. Und es ist so wahr, daß man sich selber „schinden" müßte, täten es andere nicht. Jede körperliche Abhärtung, jedes Ertragen von Hunger und Durst, jedes geduldige Warten und Schweigen, wo alles in einem zum Reden drängt, jede Unterdrückung unangebrachter Hast und der Sucht, ständig an irgend etwas zu zerren und zu zupfen, das sind alles Dinge, die unsere Willenskraft stärken. Jede Überwindung bedeutet eine Steigerung derselben. Und dann lerne, deine Gefühle richtig zu behandeln. Betrachte sie nicht wie einer, der ihnen untertan ist, sondern wie einer, der über ihnen stehen muß. So wirst du bald finden, daß alles, was uns aus dem Gleise werfen wollte, nur Kleinigkeiten sind im Vergleiche zu unserer Persönlichkeit und zu unseren großen Lebensaufgaben. Du wirst dir abge-

wöhnen, nach Unerreichbarem zu streben und todunglücklich zu werden, wenn du auf halbem Wege liegenbleiben mußt mit einer großen, unerfüllten Sehnsucht im Herzen. Nicht um Vergangenes, das nicht mehr zu ändern ist, wirst du dich sorgen, sondern lieber kraftvoll der Zukunft entgegensehen, die noch in unserer Gewalt steht. Du lernst allmählich begreifen, daß wir nicht die einzigen sind, die mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, weil jeder ein gerütteltes Maß davon erhält, und wirst deinen Stolz darein setzen, innerlich davon so unberührt zu bleiben, wie von den kleinen Dorfhunden, die dich auf deinem Wege ankläffen. Nicht mehr auflehnen wirst du dich alsdann gegen das Schicksal, das im letzten Grunde ja doch nur der Wille Gottes ist, sondern dich rückhaltlos deiner Aufgabe hingeben, und was an unerfüllten Wünschen liegenblieb, mag aufgesaugt und umgewandelt werden in Arbeitskraft.

Ich will! Wer diese Worte sagen kann, daß es klingt, als wäre es aus Stahl und Eisen in der Werkstätte des Willens geschmiedet, darf stolz das Haupt erheben. Denn es ist ein königliches Wort. Er gehört zu den Beherrschern dieser Erde, auch wenn er niemals eine Krone getragen. Er steht turmhoch über den Feiglingen, die sich scheu an der Tat vorbeidrücken, so daß man sie ob ihrer Schwäche fast bemitleiden möchte.

Ich will! Ein Entschluß, aus dem nur Gutes geboren wird. Wie ein frohes Jauchzen klingt er in unser Herz, wogt er durch unsere Seele. Wie ein frisches Zupacken und sieghaftes Abweisen steht er mitten in unseren Kämpfen. Mutlosigkeit und Sünde, Leichtsinn und Hinfallen, die im tiefsten Grunde nur ein feiges Nichtwollen sind, müssen die Flucht ergreifen.

Sie können mit einem entschiedenen Wollen nicht zusammengehen.

Ich will! Ist das nicht ein freudiges Jasagen zu Gottes Wünschen? Kommt es uns nicht vor, als müßten wir unter der lodernden Begeisterung dieses Entschlusses mit freudebebenden und doch so siegessicheren Händen Besitz ergreifen von den großen Gütern, die Gottes Güte uns beschert?

Ich will! Wer so sagen kann aus tiefstem Erleben, dem leuchtet die Zukunft heller, und das Herz wird ihm froh, er fühlt seine Kräfte wachsen, daß er hinaufsteigen möchte gegen die Sonne. Wärmendes, belebendes Feuer will er vom Himmel holen für die armen Menschen, die trüben Sinnes am kalten Herde ihrer Tatlosigkeit sitzen.

Ich will! Ein Mensch, dem dieser Entschluß in der Seele brennt, ist wie ein Führer und Erlöser, wie einer, der die Tore des Lebens weit vor uns öffnet, der mit starken Armen die Wege bahnt und Brücken über Abgründe schlägt, damit wir ruhig darüber hinweggehen können.

Ich will! O, dieses stolze, prächtige Wort! Trage es doch stets in deinem Innern, sprich es mit blitzenden Augen und mit geballter Faust, damit es dich durch die Nebel des Zögerns und müden Überlegens sicher hindurchtrage zur lebenerweckenden Tat.

Ja, sage es oft und oft: Ich will! . . .

Entwurzelt

Ruhig und friedlich steht der Tann. Die Sonnenstrahlen glitzern auf den dunkelgrünen Nadeln und gleiten in fröhlichem Spiel hinab gleich neugierigen Kindern, die von schwindelnder Höhe in dunkle Abgründe lugen. Wie selbstbewußte Sicherheit rauscht es durch Äste und Zweige. In strotzender Kraft und Gesundheit steht Baum an Baum, als wären sie für eine Ewigkeit geschaffen.

Aber schon steigt am östlichen Himmel das Unheil herauf. Schwere Wolken ballen sich zusammen, und „heulend kommt der Sturm gezogen". Braust ungestüm wie eine Herde losgelassener Tiere durch den eben noch so ruhigen Tann, reißt und zerrt an den Bäumen, wühlt voll tollen Übermutes in den dichten Gewändern, bauscht sie auf und singt dabei seine schaurigen Melodien, die der Tanne durch Mark und Bein gehen. Ein ängstliches Zittern bebt durch ihren Körper, sie ächzt und stöhnt und biegt sich unter der Wucht des Angriffs, strafft sich wieder empor. Aber immer ungestümer, zorniger wirft der Sturm seine Kraft wider den Feind. Langsam lockern sich dessen Wurzeln in der Erde. Noch ein letzter Angriff, und die Tanne liegt gefällt am Boden.

Entwurzelt!

Es tut einem leid, den stolzen Baum so daliegen zu sehen. Die Wurzeln vertrocknet, ausgedörrt, die verkörperte Hilflosigkeit. Man konnte dieses traurige Ende wohl ahnen, weil sie ihre Wurzeln nicht in die Tiefe grub, sondern in dem weichen Erdboden mühelos an die Oberfläche heftete. Ganz anders als die Eiche, die nicht weit von ihr am Abhang stand. Sie hatte sich frühzeitig festgewurzelt und tiefer und tiefer hinabgebohrt in den harten Felsgrund. Je mehr die Stürme über sie hereinbrachen, desto trotziger und entschiedener klammerte sie sich an die harten Felsen an. Und wo immer nur ein Spältlein sich öffnete, senkte sie ihre Würzelchen hinein. Und als der wilde Sturm kam und durch ihr Geäste fuhr, da hat sie nur in grimmem Trotze über ihn gelacht, und sich noch enger an den Felsen angeschmiegt.

Entwurzelt!

Wollte man das Leben mancher Menschen in eine kurze Formel bringen, so könnte man es tun mit dem Worte: „Entwurzelt!“ Sie schienen etwas zu sein, solange sie unter der treuen Sorge anderer Menschen, im Rahmen des Hergebrachten sich bewegen durften. Die sittliche Kraft der anderen hielt sie, schützte sie vor dem Sturm. Aber es war vielleicht nicht gut für sie, daß sie sich immer nur an fremde Kraft anlehnen konnten; denn sie verließen sich darauf und glaubten, es sei ihre eigene Kraft, die sie aufrecht hielt. Und vergaßen, ihre Wurzeln in die Tiefe zu schlagen. Und so mußte das Verhängnis kommen. Als sie allein standen und der Sturm des Lebens sie schüttelte, brachen sie zusammen, weil eben alles an ihnen nur Schein und

Leere war. Ihr Leben hatte keinen Halt; was sie bisher geglaubt und getan, hatten sie den andern nur nachgeredet und nachgetan, ohne daß es ihnen innerlich zum Erlebnis geworden war. Und doch wird nur das, was man im tiefsten Herzen verspürt und erlebt, was man im täglichen Kleinkampf sich mühevoll errungen, was man mit Blut und Tränen befestigt hat, im großen Kampf des Lebens standhalten. Alles andere bricht im Sturme schmählich zusammen.

Zwei Dinge gibt es, wodurch Menschenseelen leicht entwurzelt werden: das eine heißt Leid, und das andere heißt Glück.

Es ist zwar recht beschämend, aber deshalb doch nicht weniger wahr, daß viele Menschen ihre Religion fast wie eine Art Versicherung gegen Kreuz und Leid ansehen. Sie glauben, weil sie ihre Pflichten schlecht und recht erfüllten, müßte der Herrgott nun auch alles Unangenehme von ihnen fernhalten. Nirgends hat Gott versprochen, das zu tun. Seltsamerweise klammern wir uns dennoch so gern an diesen Oberflächenglauben und werden bitter enttäuscht, sobald die Stunde des Leidens kommt. Und meinen am Ende, wir brauchten überhaupt keine Religion mehr, wenn sie uns doch nicht schützen könne vor Leid und Weh. Bis zur völligen Entwurzelung ist dann nur noch ein Schritt. Und leider gibt es viele Menschen, die diesen Weg gegangen sind und nun, entwurzelt, voll Erbitterung und Verdruß ihr Herz der Gnade Gottes verschließen, den Mitmenschen gegenüber so hart und kalt sind, daß man glauben möchte, es könnte niemals mehr ein grünes Reislein von Menschenliebe und Güte aus ihrem Herzen wachsen. Menschen jedoch, denen ihr Glaube eine Gnade und eine

Aufgabe ist, werden durch das Leid erst recht stark und groß, gütig und milde.

Viele jedoch werden entwurzelt durch das Glück. Nicht durch die reine Freude; denn die ist wie ein tiefer Brunnen, aus dem man heilige Lebenskräfte trinken kann. Richtig frohe Menschen werden niemals vollständig entwurzeln, denn sie bleiben stark und kampfesfreudig.

Jene aber, die aus den schmutzigen Bächen sinnlicher Gemeinheit trinken, werden ihre Seele mit Gift füllen, daß sie schwach und kraftlos wird und dem ersten besten Sturm zum Opfer fällt. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine lange Reihe von schönen Tagen. Und am allerschwersten trägt der Mensch an den Tagen, die voll sind von schwüler, sündiger Lust. Denn sie machen ihn oberflächlich und schal, verdrossen und mürrisch, sie nehmen ihm die beste Kraft weg und zwingen endlich den Willen, sich unter das drückende Joch von Sklavengewohnheiten zu beugen.

Und das Ende?

Entwurzelt!

Darum bitte ich dich, verwurzele dich immer tiefer in den Felsboden deines Glaubens und guter Grundsätze; denn es wäre ewig schade, wenn man einmal auch über dein Leben schreiben müßte: „Entwurzelt!"

Vom Lachen

Nur der Mensch kann lachen. Und es ist nicht sein geringster Vorzug vor anderen Wesen. Es müßte wirklich traurig in der Welt aussehen, wenn man nicht mehr lachen dürfte. Und ich habe Mitleid mit jedem Menschen, der aus irgendeinem Grunde meint, er könne nicht mehr lachen. Er trägt viel schwerer am Leben als andere, die sich von dem auf ihnen lastenden Drucke durch ein frohes Lachen befreien können.

Ganz rein ist das Lachen gewöhnlich nur bei Kindern und frohen Sonntagsmenschen, die noch wenig von den Sorgen und den Enttäuschungen des Lebens erfahren haben. Bei den meisten Erwachsenen klingen zu viele Untertöne mit, zu viel Berechnung, zu viel Erfahrung, zu viele trübe Gedanken, zu viel Sünde und Schuldbewußtsein. Ein helles Kinderlachen steckt unwillkürlich an, reißt einen mit. Man wird selber froh davon. Der Glanz von leuchtenden Kinderaugen und unschuldigen Kinderstirnen teilt sich jedem mit, der nicht verdorben ist.

Menschen, die noch herzlich lachen können, kommen über alles leichter weg. Wer den Mut besitzt, über irgendeine unangenehme, niederdrückende Erfahrung, über die Dummheit und Ränkesucht seiner lieben Mitmenschen zu lachen, hat das Spiel schon halb gewonnen.

Und wer für die Schwächen und Eigenarten ein nachsichtiges Lächeln als Antwort hat, wird sich niemals verbittern lassen. Er behält immer etwas von dem sorglosen Unbekümmertsein der unschuldigen Jugend, während die andern vor der Zeit alt und vergrämt werden. Wer nicht mehr aus tiefster Seele sich über die grauen Gespenster des Lebens hinweglachen und sie verscheuchen kann, für den muß das Erdenleben wahrhaftig wenig Reiz haben.

Ein Gesicht, auf dem niemals ein sonniges Lächeln ruht, ist wie ein düster bewölkter Himmel. Man grübelt vergebens, ob Unwetter oder Charakterlosigkeit zwischen den Falten brütet. Und kommt zu ihnen und geht von ihnen weg mit einem ängstlichen Fragen. Aber immer kehrt man gerne zu denen zurück, die uns mit einem lächelnden Segensgruß verabschiedet haben.

Ich weiß, daß du schon lange zweifelnd den Kopf schüttelst über mein Gerede, weil du damit nicht einverstanden bist. Denn du hast schon Leute gekannt, die ewig lachten und lächelten, aber unter dem süßen Lächeln nur ihre innere Schlechtigkeit verbergen wollten. Das ist richtig. Auch mir sind diese Menschen bis in die Seele verhaßt; aber man kennt sie doch alle. Vergebens lachen sie, um zu verbergen, daß in ihrem Innern ein Schurke wohnt. Ein Schuft kann nicht so lachen wie ein Kind, und ein aufrechter, ehrlicher Mann lacht anders als ein nichtsnutziger Heuchler und Schöntuer. Man muß aber ein feines Ohr haben, um die echten Klänge der Wahrheit von den unechten zu unterscheiden.

Es gibt ein offenes, freies Lachen, das aus dem Herzen quillt wie der Quell aus verborgenen Tiefen. Rein und klar bricht es hervor und macht alle froh, die

es hören. So kann kein Bösewicht und kein trübseliger Kopfhänger lachen; so lachen nur Menschen, die eine lautere Gesinnung haben.

Und es gibt ein feines, gütiges Lächeln, das man aber nur findet auf den Lippen ganz erfahrener, reifer Menschen. Sie haben gelernt, sich über nichts mehr zu wundern, sie haben versucht, alles zu verstehen und darum auch alles zu verzeihen. Ihr Lachen ist nicht laut und aufdringlich, nicht vergiftet mit stolzem Spott. So etwa mag der göttliche Heiland über die Torheiten der Menschen gelächelt haben; so lächelt eine Mutter über den Unverstand ihres Kindes.

Und dann gibt es ein Lachen, das aus einem stolzen Herzen geboren wurde und mit dem Griffel der Selbstüberhebung sich in die Züge eingräbt. Es verwundet die Seele des Mitmenschen, daß sie laut aufschreit und sich bäumt gegen die Schmach, die man ihr antut. Es schafft wenig Holdes; Erbitterung und Rachegelüste bezeichnen die Spuren, auf denen es gegangen ist.

Und noch ein Lächeln gibt es voll häßlicher, widerlicher Schadenfreude, das nur aus niedriger Gesinnung entspringt beim Anblicke von Menschen, deren Unglück um Teilnahme fleht. Oft hält man jemand für einen edlen Charakter, weil man ihn nicht näher kennt und sein Schweigen als Weisheit deutete. Aber ein einziges schadenfrohes Lachen, das ihm bei irgendeiner Gelegenheit entschlüpfte, ließ uns in den Abgrund von Leere und Roheit schauen, der in seiner Seele wohnte.

Am meisten hassen wir das falsche, berechnende Lachen.

„Da lächelt der König mit arger List.“

Es ist das Lachen der Heuchelei, die mit einem

schönen Blumenstrauß uns begrüßt und darin die giftige Schlange verbirgt, die uns tödlich verwunden soll.

Bewahre dir dein fröhliches, herzliches Lachen. Aber lache nicht immer und überall, zur Zeit und zur Unzeit. Denn sonst müßte man auch von dir denken: „Am vielen Lachen erkennt man den Narren.“ Toren lachen und wissen nicht, weshalb sie lachen. Man muß sein Lachen auch beherrschen können. Und heftiger Unmut ist berechtigt, wenn jemand lacht, wo andere weinen möchten und jeder vernünftige Mensch dem Ernst der Lage gerecht zu werden sucht.

Man wirft dem heutigen Geschlecht vielleicht mit Unrecht vor, es habe das Lachen verlernt. Es kenne nur noch laute, wilde Vergnügen und rohes, schallendes Gelächter, das sich von Gemeinheit nährt. Menschen aber, die über eine Kleinigkeit sich freuen und lachen können, seien ganz selten geworden.

Mag sein, daß es von dieser Sorte nicht allzuviele Menschen gibt. Aber vielleicht doch mehr als schwarzseherische Propheten glauben. Es sind alle, die ehrliche und aufrechte Menschen bleiben trotz aller Kämpfe und Lockungen, die sich ihren reinen, unschuldigen Kindersinn bewahren inmitten von Verlogenheit und Schmutz; die bei bitteren Erfahrungen selber nicht bitter geworden sind.

Stillhalten

Schon durch das Altertum klang die Klage, das beste Los sei, nicht geboren zu sein. Das zweitbeste aber, möglichst bald nach der Geburt zu sterben. Es ist wahr, das Leben ist hart, ganz gleich, ob wir Hammer oder Amboß sein müssen. Die meisten Menschen aber können sich so schwer darein finden, daß sie auch einmal als Amboß stillhalten müssen. Geduldiges Stillhalten dünkt ihnen unmöglich. Besonders die Jugend sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, und es dauert oft sehr lange, bis sie verstanden hat, daß auch das Leid eine Wohltat für uns sein kann.

Ohne Geduld werden wir nicht fertig mit uns selber und nicht mit unseren Mitmenschen. Mit der bekannten Politik: entweder biegen oder brechen, kommt man nicht weit. Ein Sonnenblick bringt mehr Gras hervor als zehn Hagelwetter. Und ein Sprichwort meint sogar, daß Geduld den Teufel fresse. Sie ist stärker als Diamant. Wer gerne leidet, ist selber gerne gelitten. Zwar ist das Geduldigsein ein recht bitteres Kraut, aber seine Früchte sind süß und angenehm. Man muß jedoch seiner gut warten; darum wächst es auch nicht in jedermanns Garten.

Geduld für heute
und Hoffnung für morgen,
dann sind wir für heute
und morgen geborgen. Emmy Giehrl

Es kommen bei allen Menschen Tage und Zeiten, da sie sich vorkommen wie ein Amboß, auf den der Hammer mit harten Schlägen unbarmherzig niedersaust. Wohl ihnen dann, wenn sie wenigstens die Hoffnung haben, daß die Schläge bald aufhören! Aber vielleicht wird es ihnen schnell zur Gewißheit, daß dieses geduldige Stillhalten eine Lebensaufgabe für sie sein wird. Und es ist nicht leicht, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen und mit Ergebung zu sprechen: „Herr, dein Wille geschehe!"

Es gibt viel, viel Ungeduld in der Welt. Aber vielleicht findet sich die meiste Ungeduld nicht einmal bei denen, die eigentlich Grund hätten zur Klage, sondern noch viel mehr bei jenen, die nur die kleinen Unannehmlichkeiten des Alltags als etwas Lästiges empfinden. Belausche doch nur einmal die Menschen, wenn sie von und zu ihrer Arbeit kommen und gehen, horche auf ihre Klagen, wenn sie zusammensitzen und plaudern, blicke in ihr Herz hinein, um die tiefe Verbitterung und die ganze Unzufriedenheit wahrzunehmen, die sich dort seit langem angesammelt hat. Wenige Menschen nur wirst du finden, die ganz zufrieden sind. Und ich glaube, daß du die wenigen noch finden wirst bei den prächtigen Leidträgern, die zum leidenden Heiland in die Schule gehen.

Man muß vor allem Geduld mit sich selber haben.

Komme, was kommen mag.
Die Zeit und Stund' rinnt
durch den rauhsten Tag. Shakespeare

Im allgemeinen sind wir ja arme Menschen, besonders wenn man noch glaubt, daß man ein armer Mensch ist. Würde man sich immer sagen, daß einem nichts oder nicht viel fehlt, so würde man viel leichter über alles hinwegkommen. Aber das tun so wenige Menschen. Sie jammern viel lieber über alles Mögliche. Bald über den Kopf, bald über die Beine; bald über den Herrgott, bald über die Mitmenschen; bald über die Kälte, bald über die Hitze; bald über zu viel Arbeit, bald über zu wenig Arbeit; bald über Verleumdung, bald über Zurücksetzung; bald über sich selbst, bald über andere. Wenn man sie hört, könnte man wirklich meinen, sie seien die größten Martyrer, die je auf dieser Erde litten.

Laß deine Klagen und Seufzer ruh'n,
ein jeder hat mit sich selbst zu tun,
fremd wird dir jeder ins Auge seh'n,
und keiner wird dein Leid verstehn.

Sie werden barsch und höflich sagen:
„Wir haben selbst genug zu tragen."
Und werden schleunigst weitertrollen,
die Schweres mit dir tragen sollen.

Man muß Geduld mit sich selber haben. Und sich selbst ertragen. „Ertragen können ist die Hälfte aller Weisheit." Das größte Elend aber ist, kein Elend ertragen zu können. Sei also weise! Geht es dir übel, so nimm es für gut. Nimmst du es für übel, so geht es dir noch schlimmer.

Was man nicht ändern kann, soll man nicht ändern wollen;
Gott hat es so gefügt, wie wir's ertragen sollen.
Den starren Dingen nicht allein bequeme dich,
den Menschen auch, wenn sie sind unverbesserlich. Rückert

Man muß aber auch Geduld mit den Mitmenschen haben. Du lächelst und denkst: „Ja, wer das könnte! Wenn du meine lieben Mitmenschen hättest!" O die lieben Mitmenschen! Es ist wahrhaftig keine kleine Kunst, mit ihnen auszukommen. Der eine will süß, der andere will sauer; der eine ist flink, feurig, unternehmungslustig, der andere ein unausstehlicher Zauderer; der eine ein endloser Schwätzer, der mit seinem Kram an kein Ende kommt und ohne Gewissensbedenken den Mitmenschen die Zeit stiehlt, dem anderen fliegt das Wort rasch wie der Blitz von der Zunge, ihm geht alles zu langsam; der eine arbeitet lieber mit den Methoden der Diplomatie, mit Schlichen und Ränken, der andere aber ist frei und offen und ehrlich bis zur Dummheit; der eine ist fleißig, willig, gefällig, entgegenkommend, der andere ein Drückeberger, eigennützig, der von der ganzen Welt nur immer sein teures Ich liebt und pflegt; der eine ist ein Gemütsmensch und klagt und beklagt sich gern und muß von Zeit zu Zeit ein paar Trostpillen bekommen, der andere ist herb und stolz wie ein Holzapfel; der eine ist verbittert und mag nichts mehr tun, wenn er nicht gelobt wird, der andere lacht einem ins Gesicht, wenn man es wagte, ihn zu loben, weil er nicht dumm genug ist, an Menschenlob zu glauben.

Und dennoch muß man mit allen auskommen.

Zwei Dinge lern' geduldig tragen:
dein eigen Leid, der andern Klagen.

Das geht aber nur dann, wenn man in Geduld erträgt, was man nicht ändern kann. Unser Herrgott erträgt uns alle, obwohl wir an seine Geduld sicher oft große Anforderungen stellen. Und wir selber sind stündlich

auf die Nachsicht unserer Mitmenschen angewiesen. Darum haben wir auch kein Recht, über andere ungeduldig zu werden.

Soll tragen mit Geduld dein Lehrling Lernbeschwerden,
so mußt du, Lehrer, selber nicht ungeduldig werden;
denn Schweres hat zu tun der Lehrling wie der Lehrer,
das leichter durch Geduld, durch Ungeduld wird schwerer.

Ihr Läuterungsweg

Tagebuchgedanken einer Gelähmten

14. Mai.

Nun ist mein Schicksal entschieden, und, Gott sei es geklagt, es ist zum Sterben traurig. Gestern hat mir der Arzt gesagt, daß ich immer gelähmt bleiben werde, daß ich niemals mehr hinausgehen könne. Wie grausam das klingt! Niemals mehr hinaus in die frische Luft, niemals mehr durch die alten, lieben Gäßchen der Stadt, die ich immer so gern hatte, niemals mehr die Freunde aufsuchen dürfen, niemals mehr zur Kirche gehen . . . o, hätte er mir doch lieber gesagt, ich müsse morgen sterben! Das wäre leichter als ein solches Leben. Ich möchte laut aufschreien vor Weh und Leid. Stundenlang habe ich mein Gesicht in die Kissen vergraben, ohne Rücksicht auf die furchtbaren Schmerzen, die ich dabei litt. Ich wollte von niemand etwas wissen; nur sterben wollte ich, nur sterben, sonst nichts.

Ich muß es mir noch einmal sagen, ganz, ganz langsam, um erst die volle Schwere und Härte des ärztlichen Urteils zu verstehen. Denn immer noch meine ich, es könnte, es könnte nicht wahr sein. Niemals mehr gesund werden, niemals!

Und ich bin doch erst neunzehn Jahre alt. . . .

16. Mai.

Als ich heute früh aufwachte, war mein erster Gedanke: du bist zum ständigen Siechtum verurteilt. Das hat mich wieder sehr traurig gemacht. Und lange lag ich da und weinte, bis ich nicht mehr konnte, und ich glaubte, der Schmerz müßte mich umbringen. Die Welt ist so schön, jetzt im Mai, und ich hatte sie immer so gern. Schon oft war ich schwermütig, weil ich krank war; aber immer noch hatte ich Hoffnung, daß einmal der Tag kommen müßte, an dem ich wieder hinausdürfte, um mit den andern zu spielen und zu springen. Jetzt aber bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als jede Hoffnung zu begraben. Lieber Herrgott, wieviel Kämpfe wird das noch kosten, wenn ich es überhaupt fertigbringe und nicht verzweifle!

20. Mai.

Die Leute kommen und gehen. Sie wissen, wie es um mich steht. Die meisten sagen bedauernde Worte; aber ich fühle es heraus, daß den Worten nicht viel Mitgefühl zugrunde liegt. Und daß sie sich danach sehnen, bald wieder wegzugehen. Es ist ja auch kein Genuß, bei kranken, unfrohen Menschen lange zu sitzen und sich über die Zeit hinwegzulangweilen, wo draußen die Sonne so schön scheint und die Blumen blühen und die Bächlein rauschen und die Nachtigallen schlagen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich innerlich unabhängig zu machen von allen Menschen.

25. Mai.

Gestern war Anne hier. Sie sprach nicht viel Worte, sondern setzte sich neben mich, faßte meine Hand und

ließ sie nicht mehr los, solange sie bei mir saß. Tränen leuchteten in ihren Augen, die so treu und gut einen anschauen können. Diese einfache, schlichte Geste voll von Wahrheit und Liebe tat mir viel wohler als alle Reden der übrigen Besucher. Wir sprachen kein Wort über meine Krankheit, sie erzählte keine Silbe, was mich irgendwie an mein Leid erinnerte. Und das kam alles gar nicht gemacht und gekünstelt, sondern so ganz natürlich. Mir war es zumute, als fühlte ich ihre aufrichtige Liebe durch ihre Worte hindurch. Ich glaube, ich könnte ihr auch gut sein. Ihr Brüderchen war lange krank, und da hat sie gelernt, mit Kranken umzugehen. Sonderbar, früher, als wir noch zusammen in die Schule gingen, wollte ich nicht viel mit ihr zu tun haben. Sie schien mir zu rückständig, sie war mir zu gescheit, zu fleißig, zu ernst. Ich war damals ein verwöhntes Glückskind, alle haben mich umschwärmt; aber jetzt bleiben sie weg, mit der kranken Käte wollen sie nichts zu tun haben. Sie kommen wohl noch zuweilen, um eben der Anstandspflicht zu genügen, aber es ist zwischen ihnen und der Anne ein Unterschied wie zwischen Nacht und Tag. Waren sie hier, — und ich freute mich eigentlich gar nicht so sehr auf ihren Besuch — dann ist mir das Herz nachher immer schwerer; war aber Anne hier, und auf sie freue ich mich jedesmal, dann meine ich, ein ganz anderer Mensch zu sein. Das liebe Ding, es ist die ganze Woche schwer beschäftigt und kommt nie in die frische Luft, und von ihrem Sonntag will sie mir immer einen Teil widmen. Schade, daß man unglücklich werden muß, um die Menschen kennenzulernen! Es tut mir heute so leid, daß ich Annes Wert nicht eher erkannte.

28. Mai.

Mein gutes Mütterchen setzt mich immer ans Fenster, damit ich wenigstens hinausschauen kann. Wie lange ich das wohl noch werde tun können? Ich sehe meine Bekannten unten vorbeigehen, und zuweilen lächeln sie auch einen Gruß zu mir herauf. Wie gerne möchte ich mit ihnen gehen und arbeiten! Besonders an Sonntagen ist es immer schwer. Mein Herz verlangt nach draußen, aber ich kann nur sitzen und träumen von der schönen Welt, vom schwatzhaften Wiesenbächlein, das ich immer so sehr liebte, wo die Nachtigallen schlagen und die Amseln singen. Nie mehr werde ich es zu sehen bekommen . . . Mein Gott, wie bist du hart gegen mich! . . .

29. Mai.

Gestern war ich sehr erbittert gegen Gott. Heute tut es mir leid, und ich habe ihn auch um Verzeihung gebeten. Er kennt ja seine Käte, weiß, wie es mir zumute ist, er kennt die schreiende Sehnsucht meines Herzens nach dem Freien. Und daß ich es immer noch nicht fassen kann.

1. Juni.

Heute war meine ehemalige Klassenlehrerin Schw. Magdala hier. Ich freute mich sehr über ihren Besuch. Zwar sprach sie nicht aus, was sie bei meinem Anblick dachte; aber in ihren Augen las ich, was sie in taktvoller Weise nicht sagte. Wenn man so lange krank ist, lernt man die Menschen und ihr Denken aus Zeichen verstehen. Ihr gegenüber machte ich kein Hehl aus dem, was ich sonst allen gegenüber verschweige und sprudelte meine ganze tiefe Verbitterung gegen Gott nur so her-

aus. Ich erschrak selber vor meinen Worten und hätte kaum geahnt, daß sie so groß geworden sei. Schw. Magdala tröstete mich durch gütiges Zureden. Aber ich blieb trotzig und sagte nur, sie habe gut reden, sie sei gesund und habe eine langjährige Arbeitszeit hinter sich. Sie solle sich einmal in meine Jugend denken. Ich sehnte mich nach Berufstätigkeit, und deshalb nur hätte ich doch mein Examen gemacht und wäre nun zum ewigen Nichtstun verurteilt. Schw. Magdala gab sich alle Mühe, mir einzureden, daß mein Leben vielleicht jetzt gerade am wertvollsten sei. Mag sein, daß ich das eines Tages einsehe, heute sehe ich es noch nicht ein. Heute drängt noch alles in mir nach Betätigung. Das geduldige Stillhalten ist nicht meine Sache. Und doch wird gerade das meine Zukunft sein. Am Ende versprach ich der Schwester doch, daß ich mich bemühen wolle, zu verstehen, daß leiden Gott angenehmer sei als arbeiten. Schw. Magdala war das Herz schwer, als sie wegging, ich sah ihr das an, und es tat mir ganz leid um sie; denn sie hat es immer so gut mit mir gemeint. Aber ich kann am Ende auch nicht anders sagen, als ich denke, und es hat meinem Herzen doch wohl getan, daß es alle Bitterkeit einmal ausgeschüttet und dafür einen großen Gedanken aufgenommen hat.

5. Juni.

Heute großes Konzert einer fremden Künstlergruppe in der Tonhalle. O, das war wieder ein schwerer Tag für mich! Ich habe Musik so gerne! Selber kann ich mich nicht mehr ans Klavier setzen, um zu spielen und habe nun auch keine Gelegenheit mehr, gute Musik zu hören. So kommt eines nach dem andern. Jeder neue Tag legt mir ein neues Opfer auf. Wohl so lange, bis

ich unter der Last zusammenbreche. Else Diesen kommt zuweilen des Abends. Sie spielt ja wundervoll, und am liebsten höre ich ihr zu, wenn sie im Dunklen am Klavier sitzt und frei ohne Noten spielt. Sie ist ein gottbegnadetes Kind. Ihre Besuche sind wie Sonnenstrahlen in meinem düsteren Leben. Und ich lausche mit hungrigem Herzen auf jeden Ton, der unter ihren behenden Fingern aus den zitternden Saiten quillt, und ich meine manchmal, ich müßte aufstehen und mich neben sie setzen, um mit ihr zu spielen und mich an der Tonflut zu berauschen, die von unserem Spiel durch die Saiten wogen würde. Aber der brennende Schmerz im Rücken erinnert mich daran, daß ich eine lebendig Begrabene bin, die immer verzichten muß. Verzichten muß auf alles, was ihr lieb ist. Zuweilen werde ich des Nachts wach, und dann weine ich mich mal wieder satt, bis ich nicht mehr kann und ich aus Müdigkeit von neuem einschlafe. Dann bin ich auch am nächsten Tage immer traurig und ganz niedergeschlagen. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis ich gefaßt dem Leid ins Auge sehen kann und die Arme ausstrecke, um das Kreuz zu empfangen, das Gott mir gibt. Bis jetzt bin ich noch weit davon entfernt, und wenn ich mal froh sein möchte, dann bäumt sich in mir alles dagegen auf, und ich schreie ganz laut auf: Gelähmt! Gelähmt! Welches Recht hast du, dich zu freuen? Zuletzt fürchte ich mich vor dem Ton der eigenen Stimme und ziehe mich scheu in meine seelische Einsamkeit zurück.

10. Juni.

Gestern war es schön und traurig zugleich. Meine Klasse feierte den Jahrestag ihrer Entlassung aus der

Schule. Allerdings mit ein paar Monaten Verspätung; aber Else meinte in ihrer trockenen langsamen Weise: besser spät als gar nicht. Und damit hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Weil ich nicht in die Schule kommen konnte, kamen sie nachmittags alle zu mir. Mutter hatte Kaffee gekocht und mit Ännes Hilfe auch wunderschön gedeckt, wie ich es gerade gern habe. Änne, die liebe treue Änne half ihr, wie sie immer hilft und sie allein helfen kann, so ruhig und freundlich, so selbstverständlich. Man könnte tatsächlich denken, der liebe Gott habe sie nur geschaffen, um andern zu helfen und sie froh zu machen. So ähnlich muß Maria wohl bei ihrer Base Elisabeth gearbeitet haben. Als die Gesellschaft kam, ging es natürlich sehr bunt zu. Mir hatten sie den Ehrenplatz am Tisch eingeräumt, meinen Platz mit Blumen bekränzt, sie waren alle so lieb, so unbeschreiblich lieb zu mir. Mieze erzählte ihre trockenen und doch so urkomischen Witze, sie gab ihre Erlebnisse in einer Weise zum Besten, daß wir aus dem Lachen nicht mehr herauskamen. Man lachte und sang und spielte und tanzte um den Tisch herum und sie drückten mich halbtot, als sie weggingen und versprachen hoch und teuer, nächstes Jahr um diese Zeit ganz bestimmt wieder alle bei mir zusammenzukommen.

Ich hatte viel Freude, solange sie da waren. Als sie aber sich verabschiedeten, kam das Grübeln. Zum Glück war Änne bei mir geblieben, sie ganz allein. Sie hatte sich heute frei gemacht und opferte den Tag zum größten Teil meiner Persönlichkeit. Sie ahnte wohl, daß mir das Herz schwer werden müßte, nachdem ich alle andern so gesund und froh und stark gesehen hatte. Als sie fertig war mit dem Abräumen, setzte sie sich ans Klavier

und spielte und sang. Nicht ein Liebeslied oder einen der bekannten Schlager, wie die andern, sondern das schlichte Liedchen: „Einen goldenen Wanderstab.“ Seit meinen ersten Schuljahren habe ich das Lied nicht mehr gesungen und nicht mehr gehört, und es kam mir vor wie eine Offenbarung. Ob meine Stimmung daran schuld war oder die Art und Weise, wie Änne spielte und sang, weiß ich nicht. Jedenfalls war es beides. Zum erstenmal in meinem Leben dachte ich dem Sinn der Worte nach, und sie ergriffen meine Seele bis ins Innerste, und eine ungekannte Kraft strömte aus den Worten auf sie über. Änne sprach die Worte aber auch so voll Andacht und Empfinden, daß sie wie ein wundervoll Gebet klangen. Wie schön sie doch sang! So ähnlich würde ich mir die hl. Cäcilia am Klavier denken. Es war gewiß keine bewußte Kunst, was sie bot, abər es war tiefe, reine, klare Wahrheit. Sie legte ihre eigene lautere Seele vor einen hin.

Und dann saß sie noch lange bei mir und verscheuchte, ohne daß ich es merken sollte, die Wolken des Trübsinns. Es war, als ob die durch das gesungene Lied wachgerufene Stimmung nun noch weiterklänge in ihren Worten. Bei ihr war eben alles aus einem Guß. Sie konnte nicht in diesem Augenblicke ausgelassen froh und im nächsten todestraurig sein, sie war ein fertiger Mensch trotz ihrer jungen Jahre. Da klang kein Mißton hinein, alles war vollendete Harmonie. Solange das Leben mir noch keine Rätsel aufgab und ich es leicht meisterte, dachte ich, Änne sei eine langweilige Person; aber jetzt, da in mir alles Unruhe und Fragen und Suchen ist, empfinde ich erst, welch eine Wohltat solche Menschen einem sein können. Alle andern, die auf Be-

such kommen, lassen in mir die Sehnsucht nach der Welt und dem vollen Leben zurück. Wenn Anne weggeht, liegt immer ein Lächeln auf meinen Lippen, und ich sehe ihr nach, wie ich der untergehenden Sonne nachsehe mit der freudigen Hoffnung, daß ich die folgende Nacht leicht ertragen kann, weil die Sonne bald wieder aufgeht. Darum habe ich Anne auch so sehr lieb gewonnen. Wie sollte ich nur leben ohne sie! Ich habe mich an den Klang ihrer Stimme, an den Glanz ihrer Augen, an die Ruhe ihres Wesens, an das Mütterlich-Freundschaftliche ihres Benehmens so gewöhnt, daß ich sterben würde vor Heimweh, ginge sie weg. Hoffentlich nimmt sie keine Stelle auswärts an. Sie ist wohl fähig, jede Stelle auszuschlagen, um mir eine Freude zu machen. Es ist ja sehr eigennützig von mir, so zu denken, aber das Leben bietet mir sonst doch so wenig . . .

13. Juni.

Wenn doch die vielen einsamen Stunden nicht wären! Ich darf nicht an die Zukunft denken und an die unzähligen einsamen Stunden, die sie bringt, und die ich noch durchzukämpfen habe. Die meiste Zeit sitze ich dann da und grüble. Immer lesen wird einem zum Ekel. Und immer reden ebenso. Hie und da kommt mein gutes Mütterchen, lächelt mir freundlich zu, zupft das Kissen zurecht, rückt den Sessel ans Fenster und gibt mir einen lieben, langen Kuß, als wollte sie all meinen Kummer in ihrer Liebe ertränken. Sie ahnt wohl, wie es um mich steht, obwohl ich nie etwas sage, um ihr nicht Sorgen zu bereiten. Am schönsten ist es gewöhnlich abends, wenn alle von der Arbeit heimkommen. Dann setzt sich Väterchen zu mir, nennt mich

seine liebe dumme Käte und fragt nach allem, was ich während des Tages erlebt und gedacht habe. Und ob ich nicht gemerkt hätte, wie er mir einen Gruß nach dem andern zugeschickt habe von seinem Büro aus, weil er so pudelnärrisch in mich verliebt sei. Und erzählt dann eine Schnurre nach der andern, daß mir die Tränen über die Backen herunterkollern und ich ihn bitten muß aufzuhören, weil ich nicht mehr zu Atem käme. Und wenn dann noch Gretel und Alfons und Bernhard heimkommen, geht es toll zu bei uns. Jedes will mir helfen, mich bedienen, jedes bringt mir irgendeine Kleinigkeit, ein Blümchen mit und will es mir anstecken, jedes möchte am nächsten bei mir sitzen, mit einem Worte, ich werde ganz sündhaft verwöhnt. Ob es noch einen Kranken in der ganzen Stadt gibt, der es so gut hat wie ich? Aber all das macht mich nicht froh, denn in meiner Brust nagt stets der Gedanke, daß ich für immer gelähmt bin. Immer ... immer ...

16. Juni.

Nun habe ich schon so viel gebetet und beten lassen. Eine Novene habe ich nach der andern gehalten. Und alles war umsonst. Gibt es überhaupt noch einen Gott? Warum hört er nicht mein lautes Rufen, warum ist er taub gegen mein heißes Bitten? Sieht er meine Tränen nicht? Hat er kein Herz, das Mitleid empfindet mit der tiefen Not eines armen Kindes? Man sagte mir doch immer, er brauche nur zu wollen, so könnte ich gesund werden, man brauche nur zu bitten, so würde man erhört. Warum bleibt er kalt und hart? Warum? Warum? O, ich könnte ersticken an diesem „Warum!" Es liegt auf mir, drückt mich zu Boden,

es will mich erwürgen. Ich strecke die Arme zum Himmel aus und schreie: „Wann kommst du, mir zu helfen? Oder kannst du nicht helfen?“ Nach den Sternen schaue ich auf. Aber kalt und herzlos schauen sie herab auf mein Elend und gehen ihres Weges weiter. Nirgends Hilfe, überall trostloses Schweigen. Mein Herz ist kalt und leer ...

20. Juni.

Ich fühle mit Entsetzen, wie mein Herz mit jedem Tage gleichgültiger und verschlossener wird. Ich werde meinem Herrgott ganz fremd. Schw. Magdala hob drohend den Finger, als ich sie einen Blick in mein Inneres tun ließ. Aber sie ahnt doch nicht, wie schlimm es ist. Ich kann es fast nicht mehr ertragen, wenn die Sonne draußen scheint, wenn mir jemand ein Blümlein bringt. Warum darf ich nicht hinausgehen, um sie mir selber zu pflücken? Zuweilen versuche ich noch zu beten; aber es gelingt nicht. Ich fürchte, es fehlt der Glaube und das Vertrauen. Warum muß ich auch so krank sein? Ich stehe vor lauter Rätseln und raufe mir das Haar, weil ich über das schreckliche „Warum“ nicht hinwegkommen kann.

25. Juni.

Mein Gott, waren das schreckliche Tage! Wie es in mir tobte, gegen Gott, gegen die Menschen, gegen alles! Selbst Vater und Mutter standen ratlos. Sie weinten nur still und ertrugen geduldig meine Fehler und Launen. Ich lag den ganzen Tag und vergrub den Kopf in die Kissen. Am liebsten hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht.

In dieser Verfassung traf mich Änne. Sie sah gleich, daß mit mir etwas nicht in Ordnung war, obgleich ich mir Mühe gab, meine Launen zu verbergen. Sie erkundigte sich nach meinem Kummer. Das war das Signal für mich. Meine ganze Erbitterung stieß ich aus dem Herzen heraus, wie ich es bis jetzt noch niemals getan hatte. Das arme Ding! Sie saß vor mir wie ein steinern Bild. Nur ihre Hände krampften sich fester und fester ineinander. Jedes rote Äderchen war aus ihrem Gesichte gewichen. Mit großen, starren Augen sah sie mich an, schlug dann plötzlich die Hände vors Gesicht und weinte ganz herzbrechend. Meine liebe, tapfere Änne, die sonst immer so ruhig und gefaßt einherging, daß man hätte glauben können, sie habe überhaupt kein Herz, weinte um mich. Es mußte also sehr schlimm um mich stehen. Aber ich wollte meinem Herzen unbedingt Luft machen und tobte weiter. Wie der Mensch nur so rücksichtslos in seinem Schmerze werden kann! Er schaut nur immer auf sich selbst und vergißt, daß andere auch leiden müssen. Änne weinte nun still vor sich hin, ohne mich zu unterbrechen, obwohl ich an dem leisen Beben ihres Körpers merkte, wie entsetzlich sie unter meinen heftigen gotteslästerlichen Reden litt. Auf einmal glitt sie leise an meinem Stuhle nieder auf die Erde, kniend legte sie ihren Kopf in meinen Schoß, und laut aufweinend bat sie: „O Käte, meine liebe, gute Käte, laß es genug sein jetzt!“ Mit tränenumflortem Blick sah sie dann ein paar Augenblicke durchs Fenster und sprach fast wie geistesabwesend, als ob ich gar nicht da sei: „Lieber Gott, nimm meine Gesundheit hin, wenn du um diesen Preis Käte gesund werden lassen willst . . .!“

Das letzte Fluchwort erstarb mir auf den Lippen, als ich diese Bitte vernahm und Ännes seltsam verklärtes Gesicht sah. Ich folgte ihren Augen und erkannte, daß sie hinüber nach der Kirche schaute, die nicht allzu fern aus dem Häusermeer emporragte. Ich empfand eine grenzenlose Beschämung und schwieg. Änne aber stand auf, schlang ihren Arm um meinen Hals und flüsterte mir zu: „O Käte, laß dir das Beste doch nicht rauben! Ich werde jeden Tag dem lieben Gott meine Gesundheit anbieten für dich. Nur darfst du nicht mehr so böse Dinge sagen."

Ich ließ sie ruhig reden. Es tat mir unendlich wohl, nach dem Kampfe ein solch treues Freundesherz neben dem meinigen schlagen zu hören. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch für einen andern ein solches Opfer bringen könnte. Denn daß es Änne Ernst war mit ihrer Bitte, darüber bestand bei mir kein Zweifel. Natürlich würde ich niemals ein solches Opfer annehmen; denn ich habe für die Menschen noch so wenig getan, und jedenfalls wäre mein Leben auch ziemlich wertlos geblieben; aber Änne kann und wird sicher als Engel der Nächstenliebe den armen Mitmenschen noch viel Gutes und Liebes tun.

„Was soll ich nun aber machen, um innerlich ruhig zu werden," fragte ich fast mit heiliger Ehrfurcht und legte meine zitternde Hand in die ihrige.

Sie zögerte eine Weile, dann sagte sie:

„Sieh, Käte, dort drüben in der Kirche wohnt der Heiland. Er ist so viel allein, noch mehr als du. Aber er denkt an dich, er sieht dich und möchte so gerne mit dir reden in einsamen Stunden, möchte dich trösten und aufrichten. Und viel besser ist es, wenn du mit ihm

redest, statt über deine Krankheit zu grübeln. Ich weiß natürlich nicht, welchen Grund er hatte, als er dir die Krankheit schickte, aber sicher meinte er es gut. Vielleicht will er dich zu einer Heiligen machen."

Lange saßen wir schweigend da und sahen hinüber nach der Kirche. Unsere Gedanken weilten bei dem eucharistischen Heiland. Nach dem schrecklichen Sturm in meinem Innern tat es mir so wohl, meine Gedanken bei ihm ausruhen zu lassen. Ich fühlte den Atem der heißen Gebete meiner Freundin neben mir. Ich wußte, daß sie für mich betete, und ich kam mir vor, als müßte ich wie Maria Magdalena vor den Füßen des Heilandes niederfallen und um Verzeihung bitten. Nach einigen Minuten sagte ich: „Änne, nun ist es gut. Ich glaube, es war der letzte Sturm. Nun bin ich fest entschlossen, tapfer mein Leid zu tragen. Aber gelt, du bleibst mir auch immer eine liebe, treue Freundin. Dann geht es leichter."

Sie drückte mir dankbar die Hand und meinte: „Es ist etwas Großes um Menschen, die sich freuen können, daß sie dem Heiland ähnlich werden dürfen."

Lange saßen wir schweigend. Jedes hing seinen Gedanken nach. Nun wußte ich, weshalb sie ein solch reifer, selbstsicherer, stolzer, fertiger Mensch war. Im Tabernakel wohnte die Quelle ihrer Kraft.

29. Juli.

Ich fühle mich wie neugeboren. Oft während des Tages plaudere ich nun mit dem Heiland. Und will Schwermut über mich kommen, dann flüchte ich mich rasch zu ihm. Ich habe ihm gesagt, daß ich sein wollte wie die ewige Lampe, die vor seinem Tabernakel brennt.

Brennen möchte ich vor ihm in Liebe und Eifer, leuchten möchte ich im Dunkel der Leiden, und muß ich mich dabei auch selber verzehren in Liebe zu ihm.

Niemals mehr bin ich allein. Und ich hoffe, daß auch noch der Tag kommen wird, da ich beten kann:

„Lieber Heiland, ich freue mich, daß ich mit dir leiden darf.“

Anne kommt noch immer. Wir sind Freundinnen. Es tut mir nur leid, daß ich ihr so wenig geben kann. Aber wenn ich diesen Gedanken ausspreche, dann wehrt sie mit beiden Händen ab und sagt: „Sei ruhig, du weißt gar nicht, was du mir bist. Kranke haben uns immer viel zu geben, wenn man nur die Hände und das Herz offen hält, die Gaben zu empfangen.“

Sonntagskinder

Man erzählt sich, Sonntagskinder seien ganz anders als die übrigen Menschen. Sie sähen Dinge, die von andern nicht gesehen werden könnten. Das käme daher, daß sie an einem Sonntag geboren seien. Vom Feierglanz und der stillen, beglückenden Schönheit des Sonntags sei etwas in ihr Wesen gekommen, und sie sähen die Welt und ihre Dinge deshalb immer so, als ob sie in Sonntagsstimmung dastände.

Wir wissen alle, daß in Wirklichkeit das Wesen eines Menschen völlig unabhängig ist vom Tage seiner Geburt. Aber Sonntagskinder gibt es doch, Menschen, unter deren Blicken alles mit Festesglanz umwoben wird. Das kommt von der Liebe, die sie in ihrem Innern tragen. Nicht von der glutheißen, sinnlichen Liebe. Denn die täuscht nur eine schöne Welt vor, sie blendet. Sie bewirkt, daß wir schwarz für weiß nehmen, Winterkälte wie Frühlingswärme empfinden. Aber sie zerflattert bald im Kampf ums Dasein, und mit ihr zerflattert die schöne Täuschung.

Kein Zweifel, auch die Sonntagskinder sehen das Häßliche und Gemeine in der Welt. Aber sie wollen sich mit ihrem Denken und Empfinden nicht hinein verbeißen und verbohren, nicht sich zermürben und

niedertreten lassen. Sie sorgen für starke Gegenkräfte, die einen Ausgleich schaffen können. Wer immer und überall nur Häßliches und Gemeines sieht und hört und einseitig sein Denken darauf einstellt, wird langsam unter der seelischen Last zusammenbrechen. Sonntagskinder tun das nicht. Sie öffnen weit die Fenster des Herzens, damit die Freude durch alle Tore einziehen kann. Sie handeln nicht so töricht wie die Schwarzseher, die alle Fenster fest verschließen, zum Überfluß auch die Ritzen noch gegen jeden hellen Sonnenstrahl verstopfen, damit sie ganz ungestört über ihren schwarzen Einbildungen und Erlebnissen brüten können. Bei den Sonntagskindern wird das Häßliche erdrückt unter der Fülle der Freude, das Schwarze geht unter in der leuchtenden Flut von Licht.

Gehen Sonntagskinder durch die Natur, so ist es, als ob ihre hellen Augen all die verborgenen Schönheiten rundum wachküssen wollten. Wo andere nur Alltägliches sehen, da entdecken sie immer noch ein hübsches Blümlein, an dem sie sich erfreuen können. Erblicken andere nur hie und da ein unscheinbares Pflänzchen, so zaubert ihr Auge einen ganzen Frühling hin. Und wo andere nur einen einsamen, alltäglichen Glockenton vernehmen, der sie vollständig kalt läßt, klingt ihnen ein ganzes Meer von Musik und hellem Jubel entgegen. Aus dem frohen Kinderlachen und dem Singen der kleinen Vögel, aus dem Brausen des Sturmes und dem Heulen der Winde, aus dem Rauschen der Wälder und dem Flüstern der reifenden Saaten, aus dem dumpfen Gesumm der Käfer und dem hauchleisen Odem wehender Lüfte vernehmen sie das jauchzende Loblied der Natur zu Ehren ihres Schöpfers.

Alltagsmenschen finden überall nichts als Elend und Plage, sie gehen zur Arbeit, als ständen sie unter harter Fron und Knechtschaft. Sonntagskinder fühlen natürlich auch die Last der Arbeit, auch sie werden müde; aber bei ihnen ist es ein liebes Müdewerden, sie schütten aus ihrem gott- und menschenliebenden Herzen so viel Freude darüber, daß sie alles Harte dabei vergessen. Sie sagen nicht: „Leider muß ich arbeiten!" Aus ihrem Herzen steigt es vielmehr auf wie ein Dankgebet, wenn sie sagen: „Wie freue ich mich, daß ich arbeiten darf!"

Alltagsmenschen sehen von der Welt nur die graue Erdscholle, langweilige Bäume, Gras und Unkraut, lästige Berge und Täler, die einen doppelt müde machen. Für sie hat alles nur soviel Wert, als sie geldlichen Nutzen daraus ziehen können. Sie schätzen nur, was sie kaufen und verkaufen, essen und trinken dürfen. Sonntagskinder sind zwar nicht so weltfremd, daß sie all das übersehen. Aber ihr Auge und ihr Herz bleibt nicht daran hängen, sie schauen viel mehr. Sie sehen den reizenden Schmelz und harmonischen Zusammenklang der Farben, sie stehen bewundernd still vor dem einzigschönen Bau der Pflanzen und Tiere, sie freuen sich an den prachtvollen Formen und Gestaltungen, die ringsum ihr freudetrunkenes Auge beglücken, sie nehmen überall den allmächtigen Finger Gottes wahr, der sein gewaltiges Können in die Welt hineingeschrieben hat.

Alltagskinder können mit den Mitmenschen nicht zurechtkommen. In ihren Augen sind alle böse, verkehrt, falsch. Man muß stets auf der Hut sein. Muß mit Lüge und List sich gegen ihre Lügen und Listen schützen. Sonntagskinder kennen die Menschen auch und wissen

sehr gut, daß man sie entweder aus tiefstem Herzen verachten oder mit heiliger, opferfroher Liebe ertragen muß. Aber sie wählen nicht Haß und Verachtung, sondern Entsagen und Liebe. Und lächeln über die Schwächen der Menschen, bei denen im allgemeinen doch so viel guter Wille und so wenig Bosheit vorhanden sind. Wenn auch unendlich viel Selbstsucht und Eigennutz. Sie wollen daher viel Liebe mitbringen für den Umgang mit den Menschen, wollen auf die Suche gehen, um noch ein paar Blümlein zu finden, damit sie leichter lieben können, wo sie hassen möchten, daß sie Wunden heilen, wo sie mit Ekel sich abwenden wollten, daß sie ein gütiges Wort der Aufmunterung sagen, wo sie vorher mit der Peitsche zu schlagen gedachten.

Alltagsmenschen sind selbst mit dem Herrgott nicht zufrieden. Denn sie erwarten von ihm, daß er ihnen nur Glück und Sonne schenke. Oder wenigstens, was sie als Glück ansehen. Alles Schöne und Gute, das seine Vaterhand ihnen bisher schenkte, vergessen sie in dem Augenblick, da das Leid heischend vor ihrer Seele steht. Den Sonntagskindern wird das Kreuztragen auch nicht erlassen. Doch sie tragen die Last mit stillem Dank und heimlicher Freude, weil sie dabei den Himmel offen sehen. Sie denken an die schönen Tage der Vergangenheit, welche ihnen von der gleichen Hand beschert wurden, die ihnen jetzt das Kreuz auf die Schultern legt.

Sonntagskinder sind glückliche Menschen und sie tragen das Glück zu allen, die mit ihnen zusammenkommen. Mit Jubel begrüßt man ihr Kommen, und trauernd sieht man sie scheiden. Es ist, als ob sie die Sonne mitnähmen. Wie ein leises Abendrot nur bleibt die Erinnerung an sie im Herzen zurück.

Der Held eines nordischen Schauspiels sagt einmal das schöne Wort: „Ich wünsche mir viel Arbeit mit einem Märchen drin." Der das gesagt hat, war sicher ein Sonntagskind. Er will arbeiten, weil er weiß, daß die Arbeit ihn segnen wird; aber er will darin nicht untergehen, nicht verzweifeln, sondern sich seine hellen, klaren Kinderaugen bewahren, damit er auch das Schöne und Gute noch wahrnehmen kann. Viel Arbeit, dazwischen aber auch Augenblicke, die er seinem Gott und dem Märchenglücke seiner Kinderseele widmen darf.

Trübe Stunden

Es wird wohl nicht sehr viele Menschen geben, die sich so in der Gewalt haben, daß sie von den sogenannten „trüben Stunden" nicht irgendwie abhängig sind und sich in ihrem Handeln von ihnen bestimmen lassen. Aber man braucht darin nichts Außerordentliches und nichts Außergewöhnliches zu sehen. Denn es ist ganz natürlich, daß das Thermometer der Stimmung in unserem Herzen nicht immer auf gleicher Sonnenhöhe bleibt. Überall in der Welt sehen wir Rückschläge kommen, und es ist daher ganz natürlich, daß auch bei uns auf Stunden hochgehender Begeisterung und Arbeitsfreude andere folgen, in denen wir uns am liebsten hinsetzen möchten, um zu weinen und zu grübeln. Sonderbar genug ist es, daß wir alsdann ganz verschieden sind von unserem gewöhnlichen Ich. Schwierigkeiten, die wir bei freudiger Stimmung spielend überwunden hätten, dünken uns jetzt unübersteigbar. Kränkungen von seiten unserer Mitmenschen wachsen zu Ungeheuern heran, die uns fast umbringen, und kommt uns dazu noch jemand in die Quere, auf den wir ohnehin nicht gut zu sprechen sind, so verlieren wir vollständig die Fassung und sagen und tun Dinge, die bei ruhiger Seelenstimmung ganz un-

möglich gewesen wären. Die Welt scheint in düstere Wolken gehüllt zu sein, wir sehen alles grau in grau. Harmlos gemeinte Worte legen wir schlecht aus und stempeln sie zu Verbrechen, und Menschen, die wir sonst gut leiden mochten, kommen uns ganz unausstehlich vor. Und sehen wir andere gar lachen oder sich munterer Freude hingeben, so schütteln wir den Kopf und fragen uns, wie es Menschen geben könne, die bei der heutigen verrückten Welt sich so benehmen. Daß in uns selbst die Giftquelle liegt, die uns sogar das verleidet, was wir sonst liebten, will uns nicht einleuchten, und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit versteifen wir uns auf die Behauptung, daß andere ungenießbar sind und kein Verständnis für uns haben. Auch von religiösen Gedanken wollen wir nichts wissen, alles dünkt uns schal und hohl. Oder sie geben uns Anlaß zu unfruchtbaren oder gar gefährlichen Grübeleien.

Die trüben Stunden sind sehr oft nur die Folge von Krankheit oder Überarbeitung und verschwinden von selbst, sobald die Ursache behoben ist. Es wäre verkehrt, wollte man in diesem Falle sich selber schwerer Schuld zeihen; denn es liegt nicht in unserer Gewalt, die Quellen dieser Unordnungen zu verstopfen. Ein kranker, übermüdeter Körper ist empfindlich gegen jeden Luftdruck; jede Veränderung des Wetters peitscht die Nerven auf. Und die Überempfindlichkeit, die uns und andern so viel zu schaffen macht, wird verschwinden, wenn der Krankheitsherd beseitigt wird; die Tränen werden versiegen, wenn der Körper sich wieder gekräftigt hat. Wie oft sucht man den Grund seelischer Überreiztheit in allen möglichen Dingen, wie oft tut

man Menschen unrecht, weil man sie für empfindlich hält, obwohl sie es eigentlich gar nicht sind, sondern nur das arme Opfer körperlicher und seelischer Übermüdung.

Trotzdem darf man sich nicht gehen lassen, sondern muß in gesunden Tagen vorbauen. „Der kluge Mann baut vor." Und hat man bei ganz ruhiger, vernünftiger Überlegung gefunden, daß wir keinen Grund zu Angst und Sorge haben, dann sollte man auch in trüben Stunden unter gar keinen Umständen von diesem Urteil abgehen. Was wir nämlich in trüben Stunden sehen und feststellen, ist doch kein klares, sondern ein getrübtes Urteil. Und das taugt nichts.

Überhaupt sollte man zu solchen Zeiten nicht grübeln und nachsinnen. Das müßte einfach Grundsatz bei uns werden. Nichts entscheiden, nichts klarlegen wollen, wenn die Voraussetzungen zu einem richtigen Urteil durchaus fehlen. Es ist eine große Torheit, in Zeiten, da die Seele umwölkt ist und man nicht deutlich sehen kann, Entschlüsse zu fassen und wichtige Entscheidungen zu treffen. Man soll vielmehr die Gedanken von diesen Dingen abzuwenden suchen, für entsprechende Erholung sorgen, sich seinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben, mit lieben Menschen plaudern oder in die schöne Natur hinausgehen, damit man abgelenkt wird von dem Gegenstand seines geheimen Kummers und vergißt, was einem stets quälen will. Wer immer wieder mit einer gewissen Wollust seine Gedanken zusammenruft und sie auf seine Sorgen hetzt, kommt mir vor wie jemand, der gefährliche Wunden stets von neuem aufreißt und sich dann beklagt, sie täten ihm weh und würden niemals heilen. Was heilen soll,

muß Ruhe haben. Und wer von einer seelischen Wunde, die ihn aufregt, befreit werden will, darf nicht eigenmächtig darin wühlen, sondern muß sie dem Seelenarzt zeigen und sich an dessen Weisungen halten.

Ein sehr gutes Mittel gegen trübe Stunden ist der Gedanke an die Gegenwart Gottes. Wenn wir uns bewußt bleiben, daß wir ganz und gar eingebettet sind in seine Liebe und treue Sorge, daß er uns mehr liebt, als der beste Vater uns lieben kann, daß seine Hand uns leitet und führt, daß unser Schicksal bei ihm in guten Händen liegt, daß nichts geschieht ohne seinen Willen, mit einem Worte, wenn wir uns so ganz und gar als seine Kinder fühlen, die einmal im Himmel seine Seligkeit teilen dürfen, dann kommt man am leichtesten über die trüben Stunden hinweg. Jeden Tag sagen wir zu Gott, daß er unser Vater ist; kommt es aber darauf an, dann tun wir, als seien wir die verlassensten Waisenkinder auf der ganzen Welt.

In der Westminsterabtei zu London befindet sich unter vielen Denkmälern ein ganz kleines Relief mit den prächtigen Köpfen der Gebrüder Wesley. Und daneben steht als Lebensgrundsatz der beiden: „The best of all is, God is with us, — das Beste von allem ist, daß Gott mit uns ist."

So ist es. Und wer davon tief, tief durchdrungen ist, kommt über alle trüben Stunden leicht hinweg.

Verkapselung

Heute habe ich etwas sehr Schönes erlebt. Es war allerdings nur eine Kleinigkeit, und du schüttelst vielleicht den Kopf, weil ich so viel Aufhebens mache wegen eines Nichts. Aber Kleinigkeiten sind doch nicht immer so sehr Kleinigkeiten, wie man es bei oberflächlicher Betrachtung meinen könnte. Aus einer einzigen Bewegung, aus dem leisen Lächeln der Lippen, dem vieldeutigen Blick der Augen spricht eine ganze Seele.

Auf der Landstraße begegnete mir ein etwa zehnjähriges Mädchen. Langsam ging es vor einem einfachen Kinderwagen, in dem sein Brüderchen sich großherrlich fahren ließ, als ob es ein Fürstensöhnlein wäre. Und doch waren die beiden ganz schlichter Leute Kind; das sah man an den Gesichtern, an den Kleidern und nicht zuletzt an dem rohgezimmerten Holzwagen. Ruhig zogen sie ihres Weges daher. Da fuhr plötzlich ein starker Windstoß in den Straßenstaub und jagte ihn als dichte Wolke schnurstracks den Kindern entgegen. Es kam mir gerade der Gedanke, was das Mädchen nun tun werde. Aber ich hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da lag auch schon die Deichsel des Wagens an der Erde, und das Mädchen stand mit seinem Körper schützend vor dem Kleinen. Und damit

ja kein Stäubchen ihn treffe, legte es auch noch beide Arme um ihn und zog ihn ganz dicht an sich heran, bis die Wolke vorüber war. Vorsichtig wandte es sich dann um, ob keine Gefahr mehr drohe, sagte ihm ein paar liebe Worte, gab ihm zum guten Ende ein herzhaftes Küßchen und spannte sich wieder an die Deichsel. Stolz sah der kleine Bursche auf seine Beschützerin, als ob er fühlte, daß kein anderer Junge ein solch gutes Schwesterchen habe.

Es war ein rührend schönes Bild. Sichtbar gewordene selbstvergessende Liebe. Das Mädchen dachte gar nicht daran, sich hinter einen der dicken Bäume zu stellen, um sich selbst in Sicherheit zu bringen, sein ganzes Wesen war offenbar darauf eingestellt, sich für das Brüderchen zu opfern. An ihm selbst lag nichts, seine Sorge drehte sich nur um den Kleinen, damit ihm kein Leid widerfahre.

Mir kam der Gedanke, daß sich hier das alte Wort von der anima naturaliter christiana offenbare. Die Seele ist von Natur aus christlich. Denn christlich sein heißt denken, reden und handeln wie Christus. Und Christus war gekommen, um anderen die Last abzunehmen und sich selber zu opfern. Er fordert die Apostel auf, sich auszuruhen, während er selber weiterpredigt; er läßt sie schlafen, während er in bitterer Todesnot ringt; er läßt sich ans Kreuz schlagen, damit die sündigen Menschen von der Strafe befreit würden.

Es gab Zeiten, da die Christen unter sich ein Herz und eine Seele waren, da einer für den andern einstand, da sich alle als Brüder und Schwestern fühlten. Aber schon der heilige Basilius klagt, daß zu seiner Zeit der Abfall von den früheren Idealen schon weite Wellen

geschlagen habe. „Ich sah viele, die fasteten und beteten, die über ihre früheren Sünden seufzten und auf alle mögliche Weise ihre Frömmigkeit betätigten, aber sich weigerten, ein paar Pfennige zu opfern."

Christlich sein heißt, den Nächsten lieben wie sich selbst. Von diesem Ideale aber sind jene weit entfernt, die immer nur an sich denken. Als ob es ihnen schwindelte, wenn einmal ein kräftiger Hauch sie hinaufführen möchte auf die Höhen der Menschheit. Kleine Menschen sind sie. Menschlein, aber keine Menschen. Sie sehen überall nur das Ich. Und sind so sehr in dieses Ich verliebt und vernarrt und verkapselt, daß sie alles andere übersehen. Ihr großes, dickes, geliebtes Ich steht ihnen ständig im Wege. Darum hören und sehen sie auch nichts von der leiblichen und seelischen Not des Mitmenschen. Und nimmt er sich dennoch den Mut, mit seinem Leid zu ihnen zu gehen, um Hilfe oder wenigstens ein liebes Wort der Teilnahme zu finden, dann reißen sie sich widerwillig für einige Augenblicke von ihrem Ich los, reden ein paar nichtssagende Worte und lenken dann das Gespräch sofort wieder auf ihr liebes Ich, das in ihren Augen natürlich unendlich wichtiger und wertvoller ist als das leidgefolterte Ich des Nächsten.

Man könnte die Menschen mit Rücksicht auf ihre Stellung zum Mitmenschen in drei Klassen einteilen.

Die einen haben das Herz voll Haß und Erbitterung. Wo sie dem Nächsten schaden können, tun sie es und freuen sich, wenn sie hören, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Alles, was er sagt und tut, deuten sie im üblen Sinne; von seinen Fehlern zu reden, ist ihnen eine Wonne.

Die anderen hassen und fluchen zwar nicht; aber sie gehen gleichgültig am Nächsten vorbei. Was geht er sie an? Sie haben ja mit sich selbst genug zu tun und für die eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Sobald die Bitte des Nächsten an ihr Herz klopft, finden sie auf einmal, daß sie neue Kleider und Hüte, neue Möbel und Bücher anschaffen müssen, und daß ihnen eine längere Erholungsreise ganz gut täte. Mit heimlichem Vergnügen stellen sie fest, daß man nicht allen helfen könne, und helfen darum keinem. Lieben heißt bei ihnen nur, die sogenannten diplomatischen Beziehungen nicht abbrechen. Und das will wahrhaftig sehr wenig heißen. Ihnen gilt Schillers Wort: „Wie arm bist du, bettelarm geworden, seitdem du niemand liebst als dich!"

Und dann gibt es noch Menschen, die nicht bloß an sich selber denken, sondern auch am Schicksal des Mitmenschen innigen Anteil nehmen. Sie freuen sich mit ihm, sie trauern mit ihm, sie hoffen und bangen mit ihm, sie weinen mit ihm, sie helfen ihm nach besten Kräften aus echter, wohlwollender Güte.

Man braucht nicht allen zu glauben, die sich für unverstanden halten. Aber sicher gibt es viele Menschen, die wirklich zu den Unverstandenen gehören, die vielleicht schon an einem unliebenswürdigen Gedanken ihrer Umgebung leiden. Darum darf man auch annehmen, daß es viele Unverstehende gibt. Menschen, deren Denken und Handeln nur in Schablonen sich bewegt, die jeden, ganz gleich, wie er denkt und ist, mit Gewalt in ihre Schablone zwingen und pressen, wenn ihm dabei auch das Blut aus den Adern spritzt.

Die Liebe aber ist gütig und verständig . . .

Und überwindet alles . . .

Augen, meine lieben Fensterlein . . .

gebt mir schon so lange holden Schein,
lasset freundlich Bild um Bild herein.“

Der gütige Herrgott hat diese „lieben Fensterlein“ bei unserer Geburt geöffnet, daß unsere Seele hinausschauen könnte in die schöne Welt. Anfangs war es nur ein gedankenloses Schauen und ein frohes Trinken aus der Lichtfülle, die uns umgab. Aber es machte das Kindesherz glücklich, und die weichen Kinderlippen lächelten selig, wenn die Äuglein sich baden durften in den hellen Strahlen, die auf der Wiege spielten. Und weiche Fäustchen griffen eifrig in die Lichtfülle, als wäre mit der Schönheit auch schon die erste Begierde ins Herz geschlichen.

Es begann ein wundersam heimliches Wachsen. Immer heller und neugieriger wurden diese kleinen Fensterlein, jede Stunde entdeckten sie neue Schönheiten, und jauchzend brach die Freude aus der jungen Seele. Weiter und weiter zogen sich die Kreise, die sie durch diese Fensterlein umfaßte, die Wißbegierde wuchs, der Wandertrieb machte sich geltend, der Wunsch, aus dem bisherigen engen Kreise herauszutreten, um Neues zu sehen. Eine ganze Welt von Wissen und Schönheit trat durch diese Fensterlein in

unsere Seele ein. Wie ein fleißiges Bienlein zog sie am Morgen durch das Fensterlein hinaus und kehrte am Abend mit süßen Früchten schwerbeladen zurück. Aber auch manches Böse trat mit in die Seele und setzte sich dort fest, wollte nicht mehr weichen und brachte Zwiespalt in unser Wesen. Da erkannten wir, daß wir eine Wache an die Fenster stellen müßten, damit sie nicht alles sähen, was in ihr Blickfeld trat.

Wir freuten uns an allem Schönen und Guten, das wir in der Welt sahen. Am Farbenglanz der Blumen und dem frohen Grün der Wiesen; am hellen Blau des Himmels und dem jubelnden Leuchten der nächtlichen Sterne; an den wundervollen Linien der Berge, Täler und Höhen, an der wuchtigen Kraft steiler Felsen; an dem raschen Dahineilen des Bergbächleins und den gewaltigen Wogen des Meeres; an dem raschen Flug des Vogels und dem harmonischen Wellengang sommerlicher Erntefelder. Alles, alles machte uns froh. Es war ja auch wirklich so schön, so schön, daß man sich daran nicht sattsehen mochte. Und wir konnten die Menschen nicht begreifen, die durch die Welt gingen, ohne das alles zu sehen.

Aber das Schönste in der Welt war doch der Mensch. Und die Menschenseele, die in seinen Augen sich widerspiegelt. Anfangs sahen wir nur die Menschen. Sie schienen uns alle gleich zu sein. Aber bald lernten wir sie unterscheiden; wir merkten, daß ihre Blicke ganz verschieden waren. Wir sahen, wie die Mutter uns so lieb und gütig ansah, wie Vaters Augen leuchteten, wenn wir auf seinen Knien nach Herzenslust hüpfen durften. Und daß fremde Menschen mit ganz anderen Augen vor uns standen. Wir lernten nach

und nach unterscheiden, wie eine zornige, eine gehässige, eine neidische Seele aus den Augen schaut, wie falsche Menschen dreinsehen, wenn sie anders denken, als sie sprechen, wie die Augen reden, wenn sie Menschenseelen zur Sünde verlocken, wenn sie überzeugen, überreden, gewinnen, verführen wollen. Tiefer und tiefer blickten wir andern Menschen in die Augen, so daß wir die Wahrheit darin lesen konnten, obwohl der Mund heuchlerisch log. Wir fingen die versteckten Blicke auf und lernten sie deuten, sannen ihnen nach, um zur fremden Seele selbst zu gelangen. Wir stießen dabei nicht immer auf Gutes; aber unsere Forschungsgänge in fremden Augen machten uns doch selber reifer und tiefer. Wir gelangten näher zum Verständnis der Menschenseele.

An der Farbe der Augen ist wenig gelegen. Die gab die Natur, daran können wir nichts ändern. Aber den Ausdruck in den Augen vermögen wir selber zu bilden; denn er quillt aus den Tiefen unserer Seele. Sie bildet sich mehr oder weniger den ganzen Körper, am unmittelbarsten aber die Augen. Jeder innere Fortschritt der Seele wird sich im Auge aussprechen. Man muß lachen über Menschen, die mit allen möglichen Mitteln ihre Augen schön und glänzend machen wollen. Sie sollten lieber ihre Seele schön und rein halten, dann würde das Auge von selber schön.

Ein unschuldiges, unerfahrenes Kind schaut ganz anders drein als ein erfahrener, vielgeprüfter Mann; ein oberflächlicher, gedankenloser Mensch sucht seine Schwäche vergebens zu verbergen; das Auge wird ihm zum Verräter. Milde, gütige Menschen wird auch der ungeübte Blick sogleich von hartherzigen und rauhen

am Auge unterscheiden können. Ängstlichen, grüblerischen Naturen steht die Unrast im Auge geschrieben; aber Menschen, die innerlich ruhig und gelassen sind, tragen die innere Harmonie der Seele offen im ruhigen, abgeklärten Blick. Die Augen von offenen, ehrlichen und aufrichtigen Menschen sind frei und klar wie ein tiefer Bergsee im Sonnenglanz; aber bei falschen, heimtückischen Menschen suchst du vergebens nach einem Tor, durch das du eindringen könntest zu ihrer Seele und wahren Gesinnung. Und zuweilen findet man Augen, die man nicht zu deuten weiß, die einen verfolgen, die noch lange wie dunkle Rätsel vor einem stehen, obwohl man sich die Frage vorgelegt hat: „Was lag eigentlich alles in diesen Augen?"

Mancherlei Augen schon bin ich begegnet im Leben. Augen, die so lieb und gut waren, daß man immer hineinsehen und den Blick gar nicht mehr wegwenden mochte; aber auch Augen, die kalt und hart und herzlos waren, daß man erschrocken sich abwandte, als hätte man das Antlitz einer Meduse gesehen. Bescheidenen, ruhigen Augen, voll Selbstbeherrschung, die gemessen und wohlerzogen ihre Wege gingen; aber auch frechen, zudringlichen Augen, die einen anstarrten, als sei man ein Weltwunder; die durch jede Türspalte und durch jedes Fenster gafften, vor denen kein Brief auf dem Tische und kein Geldstück in der Tasche sicher waren, die unsere Kleider ungescheut von oben bis unten prüften, als würden sie dafür bezahlt; die mit stechenden Blicken auf jede Unregelmäßigkeit in unserem Gesichte zeigten, wie unverschämte Schmarotzer sich darauf setzen. Wo sie irgendeinen körperlichen Fehler entdeckten, den die Menschen gerne verborgen hätten, auf

den sie sicher nicht aufmerksam gemacht werden mochten, da richteten sie mit grausamer Wollust ihre hellen Waffen hin, damit die Fehler ja nicht verborgen blieben. Sie sahen jeden Pickel im Gesichte und jede Warze auf der Wange, sahen jede rote oder irgendwie ungestaltete Nase, sahen die falschen Zähne und die falschen Haare, sahen den kahlen Kopf und sahen das feine Bemühen, die Gesichtsform durch die Frisur zu verschönern, sahen den unechten Schmuck und den billigen Stoff der Kleidung. Sie sahen alles, nein, sie sahen es nicht bloß, sie blieben daran hängen, sie starrten darauf, als könnten sie nicht mehr loskommen. Guterzogene Menschen sehen das alles nicht oder wollen es nicht sehen. Jedenfalls starren sie niemals darauf, weil sie viel zu gut wissen, daß solche Blicke wie Nadelstiche sind, die das Herz des Mitmenschen verwunden.

Wie können Blicke oft so weh tun! Blicke der Verachtung und Geringschätzung, Blicke voll Spott und Hohn, Blicke voll Haß und Begierde, Blicke voll Unverschämtheit und Dreistigkeit, Blicke von unerzogenen, rohen Menschen, die nicht verstehen, zartfühlend an dem Fehler des Nächsten vorbeizugehen. Das hat schon der alte Noe erfahren müssen, als er trunken in seiner Hütte lag. Cham schaute mit frechen Blicken auf den entkleideten Vater und lachte über seine Schwäche. Aber Sem und Japhet wandten ihre Augen taktvoll weg, gingen mit abgewandtem Gesicht hinzu und bedeckten den Vater mit einem Mantel.

Freche, aufdringliche Augen sind widerlich. Harmloser, wenn auch manchmal recht unangenehm, sind meist unbeholfene Augen, die vor lauter Verlegenheit nicht wissen, wo sie mit ihren Blicken bleiben sollen, die

es nicht fertigbringen, während der Unterhaltung mit einem vollen, unbefangenen Blick uns anzusehen. Sie schweifen nach allen möglichen und unmöglichen Richtungen, bohren sich in irgendeine Zeichnung des Teppichs, laufen einer Linie des Schrankes oder der Wand entlang, verfangen sich hilflos und unrettbar in dem Gewebe unseres Kleides, bleiben an unserer Nasenspitze oder einem Ohrläppchen hängen, betrachten aufs eingehendste die Knöpfe an unseren Kleidern, unsere Hände oder sonst irgendeine Einzelheit, daß man am Ende selber verlegen wird und sich fragt: „Was mag ich denn eigentlich nur da haben, daß er immer bloß darauf schaut?"

Unsere Augen sind ein herrliches Geschenk Gottes, wofür wir ihm herzlich danken sollten. Wir genießen die Gaben des Gesichtes, ohne zu bedenken, wie es uns zumute sein müßte, könnten wir die schöne Welt nicht mehr sehen. Und nicht mehr die Bäume und Blumen, nicht mehr die Blüten und Sträucher, nicht mehr die Wiesen und Felder, nicht mehr den blauen Himmel, und vor allem nicht mehr das Auge von lieben Menschen. Denn das bleibt doch das Schönste von allem.

Ich bin nutzlos

Zu zweien schritten wir durch die Frühlingsnatur. Es lag wie ein glückliches Lächeln über den Blumen und Büschen. Als ob sie die Hand des Allmächtigen verspürten, die segnend über ihnen schwebte. Aber im Herzen meines Begleiters war kein Frühling. Zu langem Siechtum sah er sich verurteilt, zu trostlosem Nichtstun. Er war ganz niedergeschlagen. „Was tue ich noch auf der Welt?" fragte er traurig. „Ich bin vollständig nutzlos. Am besten wäre es, wenn ich sterben könnte. Lieber tot sein, als ein unnütz Leben führen!"

Es ist wirklich keine Kleinigkeit für einen jungen Menschen, geduldig zu bleiben, wenn er nichts schaffen kann, obwohl sein Herz nach großen Taten sich sehnt. Und durch seine ganze Jugend der Traum von künftiger Größe und glänzenden Erfolgen ging. Geduldiges Stillhalten erfordert mehr Heldenmut als kühnes, wagemutiges Draufgängertum.

Und es gibt so viele, ach so viele, die glauben, daß ihr Leben unnütz sei. Das ist das große Kreuz ihres Lebens, zu sehen, wie andere von Erfolg zu Erfolg eilen, Lob und Anerkennung ernten, wie ihre Tätigkeit überall segensreiche Spuren hinterläßt. In ihren Wünschen steigen sie zwar auch zu diesen Höhen empor; allein die

rauhe Wirklichkeit bannt sie immer wieder an ihr armes Nichts.

Aber nutzlos ist kein Mensch auf der Welt. Jeder hat seine Aufgabe zu erfüllen. Nur fällt die Tätigkeit des einen nicht so sehr in die Augen wie die des andern. Zu Großem aber sind wir alle berufen. Das Moos-hälmchen auf einsamer Bergeshöhe erfüllt geradeso gut seine Aufgabe wie der prachtvolle Rosenstock in unserem Garten. Und wer wollte behaupten, das Stäublein, das auf den Flügeln der Winde durch die Welt fährt, löse seine Aufgabe schlechter als der Marmorblock, aus dem Michelangelos weltberühmter Moses gehauen ist? Oder die Nachtigall täte ihre Pflicht etwa besser als die Krähe?

Gott dienen aus allen Kräften: das ist unsere große Lebensaufgabe. Wie das nun im einzelnen geschieht, ist ziemlich Nebensache. Ob du es tust als Gesunder oder Kranker, ob als Reicher oder als Armer, ob in einer hohen, einflußreichen Stellung oder in irgend-einem verborgenen Winkelchen der Erde, wo kein Mensch dich kennt, ob in einem Berufe, der dein Herz glücklich macht oder bei einer Arbeit, die dir zuwider ist bis in die Seele. Ob du Erfolg erntest oder Mißerfolg, ob man dich lobt oder tadelt, ob du selber die Frucht pflücken darfst oder mit leeren Händen von deinem Arbeitsfeld weggehen mußt, ob dein Herz dabei singen und jubeln möchte, oder ob du deine Opfer mit bitteren Tränen betauen mußt.

Du möchtest aber etwas Großes und Schönes tun. Das wollen wir alle. Aber was ist groß und schön? Meinst du, der Mann, der Amerika entdeckte, habe etwas Größeres getan als das arme Weiblein, das sein Stück

trockenes Brot irgendwo auf einer Bettlerbank verzehrt und dabei spricht: „Alles meinem Gott zu Ehren!“

Meinst du, der gefeierte Erfinder, von dem die ganze Welt spricht und dessen Bild in allen Tagesblättern zu sehen ist, hätte vor Gott mehr geleistet als ein schlichter Arbeiter, der in treuer Liebe zu seiner Familie und zu seinem Herrgott Tag für Tag in der Fabrik steht und immer dasselbe Stückchen von einer Maschine macht?

Meinst du, ein gescheiter Professor, den man über die Maßen lobt, würde mehr Werte schaffen als eine einsame Dorflehrerin, die sich täglich stundenlang in der Schule abplagt und dafür am Ende nur Undank und Verständnislosigkeit erntet?

Meinst du, eine gefeierte Tagesgröße würde mehr für die Menschheit tun als ein armes Tippfräulein, das bei seiner ermüdenden Arbeit noch für seine Unschuld hart kämpfen muß?

Meinst du, ein rüstiger Schaffer, der mit strahlenden Augen den Erfolg sieht und reiche Garben heimzutragen hofft, gelte vor Gott mehr als ein kranker Mensch, der nichts tun kann, sondern stets fremde Hilfe braucht?

Meinst du?

Das wird ganz allein darauf ankommen, wieviel Liebe zu Gott und den Menschen einer für seine Aufgabe mitbringt. Es gibt nichts Kleines auf der Welt für den, der für Gott arbeitet. Und für Gott leidet. Wie kannst du sagen, du führest ein unnütz Leben, solange du das tun kannst? Und könntest du auch keine Hand rühren und kein Wörtlein flüstern, solange dein Herz noch sagen kann: „Für Gott!“ braucht dein Leben nicht nutzlos zu sein. Es wird nur dann nutzlos werden, wenn du es selber nutzlos machst.

Denke nicht, du seiest zu klein und unbedeutend, man sähe dich nicht. Du brächtest nichts fertig. Ein einsames Blümchen draußen auf der großen Wiese ist sicher nicht viel; und doch trägt es mit einem glücklichen Lächeln seinen Teil zur großen Aufgabe bei, die Gotteswelt zu schmücken. Das einzelne Steinchen bei einem Mosaikgemälde ist gewiß eine Kleinigkeit. Aber sein Antlitz strahlt vor Freude, daß es ein bißchen helfen darf zum Schmucke der Kirche Gottes.

Du darfst nicht denken, du seiest nutzlos und hättest nichts zu bedeuten. Niemand ist nutzlos, niemand ist klein, wenn er es nicht sein will. In unserer Gesinnung liegt die tiefste Quelle unserer Größe, und wenn sie Kraft genug besitzt, sich zu den höchsten Lebensidealen aufzurecken, zu Gott und zum Göttlichen, dann wird auch alles groß werden, was aus dieser Gesinnung geboren wird.

Auch für deine Mitmenschen kannst du Gutes tun. Niemand braucht von dir wegzugehen, ohne daß er irgendeine Wohltat von dir empfangen hat. Einen frohen Blick, ein gütiges Wort, einen wohlmeinenden Rat, eine wertvolle Hilfe. Und könntest du ihm auch sonst nichts tun, so schenke ihm wenigstens ein Stoßgebetlein oder ein Opfer, damit Gott ihn segne.

Niemandes Leben braucht nutzlos zu sein. Aber man darf nicht für den sichtbaren Erfolg arbeiten. Der größte Erfolg ist oft der größte Mißerfolg, und manch einen hat der sogenannte Erfolg um Glück und Seligkeit gebracht. Der Erfolg hat vielen Menschen das Beste an ihrem Leben weggenommen, während der Mißerfolg ihnen den wahren Erfolg brachte.

Etwas vom Müdewerden

Es gibt Menschen, die sich immer müde fühlen, weil sie krank sind. Aber es gibt auch Menschen, die weder krank sind, noch viel arbeiten, und die dennoch sagen, sie seien müde. Bei ihnen gehört das Jammern zum Lebensstil, man erwartet von ihnen nicht anderes als ein Klagelied.

Und dann gibt es noch Menschen, die wirklich müde geworden sind von der Arbeit und vom Leben.

Arbeiten ist Pflicht. Durch die Sünde wurde die Arbeit wohl vom Fluche Gottes gestreift; aber seitdem das Gotteskind selber vom Himmel kam und dreiunddreißig Jahre lang harte Arbeit tat wie einer aus uns, ist sie zu einer Gnade geworden. Die Menschen könnten ohne Arbeit überhaupt nicht leben. Wollte man sie ihnen nehmen, so legte man den Keim des Untergangs in sie hinein.

Es ist darum unrecht, wenn wir uns über die Arbeit beklagen. Wer sie empfindet als eine Last, ist nicht wert, daß er sie hat. Es gehört zu meinen größten Freuden auf der Welt, daß ich arbeiten darf. Und wenn ich dem gütigen Herrgott für etwas danke, dann ist es dafür, daß er mir die Kraft zum Arbeiten gegeben. Muß uns denn nicht am Abend ein Gefühl stolzer

Freude beseelen, weil wir wieder einen ganzen Tag lang für Gott und die Mitmenschen arbeiten durften? Darf sich der Landwirt nicht freuen, wenn er sieht, daß unter seinen Tritten die Saaten üppig aus dem Boden quellen? Wird der Baumeister nicht mit hellem Jubel das Wachsen seines Baues betrachten, mag er dafür auch den Schlaf von vielen Nächten geopfert haben? Haben Lehrpersonen, die ihren Beruf als eine heilige Sendung auffassen, keinen Grund, am Abend für ihre Müdigkeit Gott zu danken, weil sie so manches Samenkorn in junge Herzen legen durften? Und ist es nicht ein heiliges Müdewerden bei jenen herrlichen Menschen, die mit edler Hingabe in irgendeinem Zweig der Fürsorge sich betätigen?

Man möchte wohl gerne arbeiten, wenn man nur einen Erfolg sähe. Aber ohne Erfolg zu arbeiten, das macht so müde. Es ist wahr, daß der Erfolg eine schöne Zugabe zu unserer Arbeit ist und sie leicht und angenehm macht. Aber ihr innerer Wert wird von ihm nicht berührt. Man darf im Gegenteil eher fürchten, daß der sichtbare Erfolg ein gefährliches Geschenk ist, mit dem viele Menschen nicht umzugehen wissen. Und um des Erfolges willen arbeiten. Bleibt er einmal aus, so brechen sie müde zusammen. Das hieße seine Ziele wahrhaftig sehr niedrig stecken, wollte man sich nur mit dem sichtbaren Erfolge begnügen. Manch einer ist an diesem Erfolge zugrunde gegangen.

Unsere Arbeit trägt ihren Wert in sich, ganz unabhängig davon, ob sie Erfolg hat oder nicht. Und dieser Wert wird bleiben. Dazu muß sie aber aus den heiligen Quellen der Gotteskindschaft genährt werden und eine entschiedene Zielrichtung zum Himmel bekommen.

Dann ist sie immer gut. Und wird niemals erfolglos sein. Wer will übrigens sagen, ob unsere Arbeit Erfolg hat? Es wird mir zuweilen ganz seltsam zumute, wenn ich Menschen von ihren Erfolgen erzählen höre. Ob es nicht mehr Einbildungen sind als Erfolge, schöngeputzte Kinder ihrer Eitelkeit?

Man muß den Mut haben, gar nicht nach dem Erfolge zu fragen und stets mit gleicher Treue seine Arbeit zu verrichten. Je weniger man dem Erfolge nachjagt, desto eher kommt er zu uns.

Andere Menschen gibt es, die werden zwar nicht müde vom Arbeiten, wohl aber müde vom Kämpfen. Das Leben ist ein Kampf. Das Wort klingt ja sehr abgeleiert; aber deshalb ist es nicht weniger wahr. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn die Hand einmal müde wird, das Schwert zu führen.

Da heißt es kämpfen gegen Wind und Wetter, gegen Krankheit und Leiden, gegen Elend und Not.

Da heißt es kämpfen gegen Neid und Eifersucht, gegen Rachsucht und Bosheit, gegen Dummheit und Mißverständnisse von seiten der Mitmenschen. Und das ist oft ein sehr hartes, ermüdendes Kämpfen. Und oft sind es die edelsten Menschen, die so schwer am Leben tragen. Sie selber denken vornehm und wahr, sie sind, wie sie reden, sie handeln, wie sie glauben. Bei ihnen ist alles Harmonie und Klarheit, sie scheuen krumme Wege und Hinterlist; Lüge und Schöntuerei ist ihnen verhaßt bis in die Seele. Und müssen doch jahraus, jahrein mit Menschen zusammenleben, die von allem das Gegenteil sind. Stunde für Stunde sehen sie sich an sie gebannt, das Leben hat sie verurteilt, mit ihnen unter einem Joche zu gehen.

O, man kann es verstehen, daß sie müde werden am Leben, müde vom Nachgeben und Rücksichtnehmen, müde vom Sichfügen, müde von den Rätseln, die das Dasein ihnen bringt. Und daß Mutlosigkeit ihre Kraft zermürbt, und sie zweifelnd sich die Frage stellen, ob sie überhaupt jemals das Leben mit seinen Widersprüchen meistern können.

Aber du darfst nicht müde werden. Auch wenn dunkle Rätsel wartend vor den Toren deiner Seele stehen. Habe nur Mut! Du wirst sie noch alle lösen! Und sollte es erst sein, nachdem der Vorhang zwischen Zeit und Ewigkeit durch Gottes Hand hinweggezogen ist. Und dann wird deine Seele froh, ganz froh sein, weil sie sich nicht zermürben ließ, sondern tapfer im Kampfe stand und ausharrte.

Nicht müde werden! Nein, du darfst nicht müde werden. Auch nicht müde werden, die Menschen zu lieben. Sie haben dir für deine Arbeit, deine Opfer wenig gedankt. Sie haben dir vielleicht Ketten daraus geschmiedet. Sie haben dich zum Kreuze gefordert. Das war dein Lohn, ihr Dank. Der Lohn und der Dank, den auch dein Herr und Meister bekam. Aber er ist nicht müde geworden, die Menschen zu lieben. Und ihm zuliebe mußt du auch die Menschen weiterlieben, mußt ihnen dein Bestes geben. Du brauchst ihren Dank doch gar nicht, einer ist, der dir danken wird, reichlich, überreichlich! Warte nur! Und du brauchst ihre Liebe gar nicht. Einer ist, der dich liebt. Und dessen Liebe dich allen Undank vergessen läßt.

Aber du darfst nicht müde werden . . .

Die Schatten der Vergangenheit

Am unmittelbarsten erleben wir die Gegenwart. Aus kurzen, flüchtigen Augenblicken setzt sie sich zusammen. Kaum haben wir sie in den Händen, so ist sie uns auch schon entglitten. Und nimmer kehrt sie wieder. Der entschwundene Augenblick war ein Teil der Zeit, die der Herrgott uns zugemessen zur Erfüllung unserer Lebensaufgabe. Wer ihn nicht benutzt, hat ihn verloren für immer. Und lassen wir viele dieser kostbaren Augenblicke nutzlos vorübergehen, wie sollen wir dann die Aufgabe erfüllen, die uns aufgetragen wurde?

Zielbewußte, kraftvolle Menschen leben ganz und gar der Gegenwart. Sie widmen ihr alle Kräfte. Die Vergangenheit ist für sie erledigt Was vorbei, ist vorbei. Vorbei . . . ein hartes Wort! Aber keine Klage und keine Reue kann sie zurückrufen. Darum greifen sie mit fester Hand nach dem gegenwärtigen Augenblick und zwingen ihn, seine Hilfe ihnen zu leihen. Wie ein mutiges Roß werfen sie sich ins Geschirr, und wie der ganze Körper in ungeheurer Kraftanstrengung gespannt nach vorwärts drängt, so ist auch ihr ganzes Wesen eine einzige Spannung, ein einziges großes Vorwärtsdrängen, ein Haschen nach dem günstigen Augen-

blick. Sie kümmern sich wenig um Vergangenheit und Zukunft. Sie leben der Gegenwart. Sie wissen viel zu gut, daß jeder Tag seine eigene Plage hat, und denken nicht daran, die Plage der Vergangenheit und der Zukunft wie eine unerträgliche Last mit sich zu schleppen. Ihnen genügt die Plage des Augenblicks. An der Vergangenheit ist nichts mehr zu ändern, und kommen neue Aufgaben, so wird Gott wohl auch Kraft und Mut geben, sie zu lösen.

Andere gibt es, weiche, träumerische Naturen, die lieber an die Vergangenheit denken als an die Gegenwart. Aus der rauhen Wirklichkeit, an deren Härten sie sich überall verwunden, und an denen ihr Herz fast zerbricht, flüchten sie sich mit Vorliebe in das Dämmerlicht der Vergangenheit. Die Wirklichkeit ist ihnen zu laut und zu aufdringlich, ihr Ton klingt ihnen zu rauh und frech. Das Reich der Vergangenheit dünkt ihnen viel schöner. Einst war sie dasselbe, was ihnen jetzt die Gegenwart ist. Aber sie verstehen es meisterhaft, sie mit einem Heiligenschein zu verklären. Mit Vorliebe reden und träumen sie von der guten alten Zeit, da auf Erden alles noch paradiesisch schön war, da die Menschen Engeln glichen. Und mit jedem Tage wird sie noch schöner. Durch die Entfernung von der Gegenwart verschwindet sie ja immer mehr aus ihrem geistigen Blickfeld und aus dem Bereiche scharfsehender und prüfender Augen, sie taucht unter in nebelhaften Fernen, die klaren Umrisse verschwinden, und Künstlerin Phantasie kann nach Herzenslust daran bilden und formen.

Und das tut sie auch. Eine ganz neue Welt ersteht, viel schöner als die jetzige und natürlich auch viel

schöner als die frühere. Und darum ist es auch begreiflich, daß träumerische Naturen mit Vorliebe in den dunklen Palmenhainen der Vergangenheit wandeln. In ihrem farbigen Dämmerschein läßt es sich ja so gut träumen, und man kann vergessen, was einen jetzt quält und ängstigt. Da ist es natürlich viel angenehmer und trauter als in der stechenden Sonnenglut der Wirklichkeit, die ohne Erbarmen auf uns niederbrennt.

Andere gibt es, die allerdings weniger die schattigen Palmenhaine aufsuchen, um dort zu träumen, sondern heimlich zu den Gräbern der Vergangenheit schleichen und mit zitternden Händen das aus der Erde scharren, was längst vergessen und begraben sein sollte. Was sie einst im tiefsten Herzen verletzte und beleidigte, das nehmen sie jetzt wieder in ihre Hände, betrachten es von allen Seiten, und von neuem steigen in ihrer Brust häßliche Rachegedanken auf, und noch einmal rufen sie die Geister des Hasses heraus, die sie nur mit vielen Opfern wieder vertreiben können. Alles Unrecht, das sie je erfahren, frischen sie nun auf, daß die Wunde sich immer wieder öffnet und nicht verheilen kann. Was ihnen einst bittere Not schuf und friedlich schlummerte, das wecken sie auf, und sitzen nun daneben und weinen sich halbtot über Dinge, die sie schon längst totgeweint hatten.

Wir führen alle mehr oder weniger ein Doppelleben. Die Schatten der Vergangenheit gehen neben uns durch das Leben. Wolkengleich fliegen sie durch unser Denken und Sinnen. Mit der Gegenwart und Zukunft verbinden sie sich zu einem großen Bilde. Ohne diese Erinnerungen käme in unser Leben etwas Unruhiges und Zerrissenes, es wäre das echte Kind unseres zerfahrenen Gegenwartslebens.

Es liegt etwas Eigenartiges um den Gedanken an die Vergangenheit. Und man muß dem Dichter recht geben, der gesagt hat, die Erinnerung sei des Menschen bester Freund, könne aber auch sein grausamster Feind werden. Es geht hier wie bei so vielen andern Dingen: dem einen wird es eine süße Speise, die ihn nährt und stärkt, dem andern aber verwandelt sich alles in todbringendes Gift. Dem einen wird es zum Segen, den andern aber zum Fluche, und man möchte zu Gott beten, daß er die Erinnerung an die Vergangenheit aus ihrem Gedächtnis reiße. Sie scheinen noch nicht genug zu haben an der Last der Gegenwart, sondern laden sich die schwere Bürde der Vergangenheit dazu, so daß sie mühsam wie Sklavenknechte einherkeuchen. Stöhnend und jammernd gehen sie unter der Last, und es brauchte doch so wenig, um sie abzuschütteln. Ein einziger entschiedener Ruck, das rücksichtslose Zuschlagen der Pforte, die Gegenwart und Vergangenheit trennt, könnte ihnen helfen. Aber sie wollen das nicht tun. Und haben sie es selbst doch einmal fertiggebracht, so laufen sie bald wieder hin, um zu öffnen, und ihr spähendes Auge eilt suchend durch das Land der Vergangenheit, ob es nicht irgendwo etwas entdeckt, das neue Lasten und Qualen bereiten könnte. Die halbverheilte Wunde reißen sie wieder auf, zu neuer Qual für sich und andere.

Solchen Menschen wird der Gedanke an das Vergangene zum grausamen Feind, der sie unaufhörlich umherpeitscht, der sich an sie haftet wie das schlechte Gewissen. Morgens steht er mit ihnen auf, und abends legt er sich mit ihnen zur Ruhe. Er geht Seite an Seite mit ihnen durch den Tag. Und selbst mitten in der

Freude tritt er herzlos an sie heran und erinnert sie an die Vergangenheit, daß sie vor Schrecken erstarren, und ihre lachenden Lippen verstummen. Die Vergangenheit hängt wie eine drohende Wetterwolke über ihrem Leben. Laß daher die Vergangenheit schlafen und ruhen, schleiche nicht wie ein Dieb heimlich um ihr Grab, um auszuscharren, was für alle Zukunft vergraben bleiben sollte. Wehre dich gegen die Tyrannei der Vergangenheit! Hast du dein Bestes getan, dann muß sie erledigt sein für immer. Und laß dir nicht durch die gierigen Geier des Grams das bißchen Glück noch stückweise aus dem Herzen reißen! Sobald du siehst, daß die Vergangenheit dir zur Tyrannin werden will, so besprich dich über deine Sorgen mit einem vernünftigen, klugen Menschen, und dann laß sie begraben sein für immer. Es hat doch wahrhaftig keinen Sinn, sich Vorwürfe zu machen, weil man nicht alles so gemacht hat, wie man es heute vielleicht wünschte, getan zu haben oder auch wirklich täte. Brüte nicht immer über dem erlittenen Unrecht, über deinen Fehlgriffen, über deinen Sünden; denn die Geister der Abneigung und Verbitterung, des Neides und der Angst liegen stillwartend unter dünner Decke, und leise hörend stürmen sie herauf.

Für viele andere aber ist die Erinnerung eine rechte Gottesgabe. Sie hat schon manches sonnige Lächeln in ihr Gesicht gezaubert. Und die Flucht aus der harten Wirklichkeit bedeutet für sie eine ähnliche Labung, wie wenn einer aus der Arbeit der Städte in die Stille der Wälder sich zurückzieht.

„Nicht im taumelnden Genießen,
im Erinnern liegt das Glück."

Und Jean Paul behauptet sogar, die Erinnerung sei das

Paradies, aus dem man uns nicht vertreiben könne. Wie das Kind mit Vorliebe im Märchenlande weilt und von den urgewaltigen Helden der Vorzeit träumt, so leben auch viele Menschen mit Vorliebe in dem Traumlande der Vergangenheit, und wunderschöne Gestalten mit dem Strahlenkranze der Schönheit und Güte machen ihr Herz froh und glücklich.

Was willst du nun mit deiner Vergangenheit machen? Abschütteln kannst du sie nicht, sie wird dir folgen wie dein Schatten. Darum höre meinen Rat!

Alles, was dich mutlos, verzagt, verbittert, eifersüchtig und gehässig machen will, was deine Schaffensfreude hemmt und lähmt, wirf es hinter dich; aber rufe die Geister, die du vertriebest, nicht wieder zum Leben.

Alles aber, was dein Herz mit stillem Jubel erfüllt, was dich aufmuntert und hebt, laß es auf deine Seele wirken, damit es sich mit dem Schönen der Gegenwart vereinige zu einem stolzen Lied, das dein ganzes Leben mit Schönheit und Sonne durchzieht.

Nimm zu Herzen dir die Lehr:
Renn nicht hinterm „Gestern" her,
hasche nach dem „Morgen" nicht,
sieh dem „Heute" ins Gesicht!

Die beste Medizin

„Nun, wie geht es Frau Bauer heute?“ fragte Onkel Theodor seinen Neffen.

Dieser machte ein verdrießliches Gesicht.

„Ach, wie soll es gehen? Nichts als Unannehmlichkeiten hat man. Pech über Pech, wohin man schaut. Es geht ihr durchaus nicht gut in der letzten Zeit, und du kannst verstehen, daß ich ihretwegen in Unruhe bin.“

„Das tut mir sehr leid. Deine Frau war ein solch liebes, munteres Ding, man kennt sie kaum noch wieder. Sie muß unter ihrem Zustand wohl sehr leiden. Hast du Dr. Hermann schon bei ihr gehabt?“

„Schon sehr oft. Aber alles ist umsonst. Die Doktoren verstehen gar nichts. Er untersucht sie, fragt sie nach allen möglichen und unmöglichen Dingen, verschreibt ihr Arznei zur Beruhigung, empfiehlt ihr, sich ja nicht aufzuregen und sich nicht zu überarbeiten. Die Besserung müßte dann schon kommen. Er macht ein sehr wichtiges Gesicht dabei und tut, als hätte er Wohl und Wehe meiner Frau in seiner Hand. Ich habe jedes Vertrauen zu ihm und zu jedem andern Doktor verloren und lasse ihn nur noch kommen, damit man mir nachher nicht sagen kann, ich hätte meine Frau vernachlässigt.“

„Und haben seine Mittel denn gar nichts geholfen?“

„Wo denkst du hin, Onkel,“ lachte Jakob, „das erwarte ich auch gar nicht mehr. Kaum ist er aus dem Haus, so fängt die alte Geschichte wieder an. Und Anneliese ist dabei so furchtbar niedergeschlagen, und oft hat sie richtige Weinkrämpfe. Dann ist gar nichts mehr mit ihr zu machen. Sie weint in einem fort, ich kann tun, was ich will, alles ist vergebens. Es ist eine schlimme Nervengeschichte. Darin gebe ich dem Doktor recht. Und das ist das Einzige, worin ich ihm recht gebe. Aber lieber wäre es mir, er könnte mir sagen, wie diese Nervengeschichte zu heilen wäre.“

„Sag einmal, Jakob, wie geht dein Geschäft eigentlich in der letzten Zeit?“ lenkte Onkel Theodor vom bisherigen Gespräche ab.

Jakob schwieg ein paar Sekunden und wurde feuerrot im Gesicht. Lieber hätte er auf diese Frage nicht geantwortet. Aber er konnte nicht mehr ausweichen, sie war zu bestimmt gestellt.

„Onkel, ich schaffe wie ein Steinklopfer von morgens früh bis abends spät, und dennoch muß ich leider gestehen, daß ich keinen Schritt weiter komme. Ich bin eben ein Pechvogel. Überall Schwierigkeiten.“

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich.

„Aber ich bitte dich, Jakob, sei doch vernünftig! Weshalb siehst du denn so schwarz? Weißt du denn noch nicht, daß es auf dieser armen Welt niemand so geht, wie er es gern haben möchte?“

„Ganz recht, Onkel,“ entgegnete Jakob mürrisch, „aber man möchte doch gerne auch den Erfolg seiner Arbeit sehen. Das ist menschlich. Das möchtest du auch. Doch du bist ein gemachter Mann, und es kommt

bei dir nicht mehr so sehr darauf an, ob du mal gewinnst oder verlierst. Aber ich bin ein junger Anfänger, und da empfindet man jeden Verlust sehr bitter."

Onkel Theodor jedoch gab sich nicht so leicht zufrieden. Er war ein großer Menschenkenner und dazu ein echter Menschenfreund. Und seinen Neffen hatte er besonders gern. Darum suchte er um jeden Preis ihn wieder aufzurichten.

„Aber, Junge, man meint wahrhaftig, du seiest am Verhungern. So schlimm ist die Sache doch nicht, wie du sie hinstellst. Du hast eine ganz hübsche Summe auf der Bank stehen, bist gesund, besitzest ein schönes Haus und eine ebenso tüchtige wie hübsche Frau. Sind das keine Dinge, über die man sich freuen kann? Hättest du Grund, so verdrießlich zu sein?"

Jakob ließ beschämt den Kopf hängen und sah finster vor sich hin. Onkel Theodor aber brach plötzlich das Gespräch ganz ab und lenkte es auf eine scheinbar ganz andere Sache über, indem er fragte:

„Junge, du siehst so düster drein wie sieben Tage Regenwetter. Du wirst vor der Zeit ein alter Mann, wenn du in diesem Tempo weitermachst. Hast du heute morgen, als du von Hause weggingst, auch schon so finster dreingeschaut?"

„Nein, gewiß nicht," lachte Jakob gezwungen. „Aber ich hatte den ganzen Tag weiter nichts als Ärger und Verdruß. Wie soll man da noch froh bleiben können! Bei diesem Leben habe ich doch wahrhaftig keinen Grund, fröhlich in die Welt zu gucken wie ein junger Liebhaber. Ich denke, daß ich morgens beim Abschiede von meiner Frau noch das froheste Gesicht während des ganzen Tages mache. Und selbst dann sieht es

sicher nicht besonders glücklich aus, weil ich schon immer weiter denke."

Onkel Theodor machte ein ernstes Gesicht. Ein sehr ernstes Gesicht. Dann sagte er, auf jedes Wort großen Nachdruck legend:

„Unter diesen Umständen begreife ich allerdings sehr leicht, daß keine Arznei und kein Doktor deiner Frau helfen kann."

„Aber ich bitte dich, Onkel, was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht," fuhr Jakob auf. „Du willst doch nicht behaupten, daß ich meine Frau vernachlässige und nicht alles tue, was notwendig ist, um sie gesund zu machen?"

„Warte mal ganz ruhig ab, Junge," wehrte der alte Mann seine Heftigkeit ab. „Hast du nie gehört, daß stiller Gram einen Menschen umbringen kann? Er kann einem das Herz abnagen. Und ich bin ganz sicher, daß er auch deiner Frau Gesundheit und Frohsinn geraubt hat. Ich will dir mal etwas sagen, Jakob. Dein Gesicht ist der Spiegel für deine Frau. Sie braucht es nur anzusehen, wenn du abends heimkommst, um zu wissen, wie es im Geschäft ging. Du gestehst ja selber, daß du am mürrischsten und verdrießlichsten bist, wenn du abends heimkommst, wenn also die Unannehmlichkeiten des ganzen Tages auf dir lasten. Deine Anneliese braucht dich nur anzuschauen, so weiß sie Bescheid. Und da sie dich liebt, leidet sie mit dir, leidet mehr als du selbst und wird selber traurig und niedergeschlagen. Wäre sie nicht so treu, dann würde sie sich nicht drum kümmern, sondern sonstwo Ablenkung und Zerstreuung suchen, wenn sie bei dir keine Freude findet und würde dich dreinschauen lassen, wie du willst."

„Von dieser Seite habe ich die Sache wirklich noch niemals betrachtet; aber ich glaube, daß du so ganz unrecht nicht hast, Onkel. Was soll ich nun machen, um sie zu ändern?"

„Vernimm meinen Rat. Ich bin ein alter Mann und habe manches im Leben erfahren und auch manche bittere Stunde durchgemacht. Aber ich bin nicht blind durch das Leben gegangen, sondern habe meine Augen aufgemacht und über den Sinn des Lebens nachgedacht. Höre nun, was ich dir zu sagen habe. Vertraue auf Gott! Sage ihm alles, was dir Sorgen und Kummer macht. Und dann sei ein froher Mensch und laß ein Lächeln auf deinem Gesichte ruhen, wenn du dein Heim betrittst. Laß Geschäft Geschäft sein und denke nicht mehr an Gewinn und nicht mehr an Verlust, sobald du deine Haustüre öffnest. Also noch einmal, vergiß niemals, deiner Anneliese jeden Abend ein frohes Lächeln heimzubringen. Du sollst sehen, sie wird bald gesund sein. Und nun, mein lieber Junge, mach deine Sache gut, und wenn du nächstens mich mit deiner Anneliese besuchst, weiß ich, daß ich zwei gesunde, glückliche Menschen begrüßen darf. Darauf freue ich mich."

Er reichte seinem Neffen die Hand und ließ ihn allein. Der sah der hohen Gestalt seines Onkels noch eine Zeitlang sinnend nach und murmelte vor sich hin:

„Trage deine Sorge und deinen Kummer zu Gott und sei ein froher Mensch!" Gewiß, diesen Rat wollte und mußte er befolgen. Denn wo sollte das jetzige Leben am Ende hinaus? Er selber ginge auch zugrunde dabei. Er wird alles tun, um seine Anneliese, die er so innig liebhat, wieder ganz glücklich zu machen. Er überlegte. Es wird ja nicht sehr schwer sein, seine

Sorgen dem Herrgott anzuvertrauen; aber ein frohes Gesicht zu machen, wenn man traurig und ärgerlich ist, das wird nicht so einfach sein, wie es aussieht.

Als er heimkam und die Türe aufschloß, erinnerte er sich gleich an seinen Vorsatz. Ob er ihn wohl durchführen kann? Es war ihm zumute, als müßte er sein ganzes Innere umkehren. Aber er zwang sich zu einem freundlichen Lächeln.

Seine Anneliese kam ihm im Hausflur entgegen. Ein Blick auf ihn, und im Augenblick war sie wie umgewandelt. Das ungewohnte Lächeln in Jakobs Gesicht bewirkte in ihr eine wunderbare Veränderung. Alle Traurigkeit schwand aus ihren Augen, und ein sonniges Lächeln kam in ihr hübsches Gesicht.

Er bemerkte sofort die Veränderung.

„Gott sei Dank!" dachte er bei sich. Laut aber rief er:

„Guten Abend, Anneliese, wie geht es dir, Liebling? Du schaust ja so glücklich drein?"

„Du hast recht, Jakob, es geht mir wirklich ganz gut, obwohl ich vorhin mich so elend fühlte wie noch selten," lachte sie ihn fröhlich an.

Das klang so herzlich und so lieb, daß er unwillkürlich an die Zeit vor ihrer Heirat dachte. Er brauchte das Lächeln sich nicht mehr anzuquälen, es kam jetzt von selbst. Er zog sie an sich und gab ihr einen herzhaften Kuß. Unbegreiflicherweise hatte er das schon seit langem nicht mehr getan. Er dachte nur immer an das Geschäft und hing seinen düsteren Gedanken nach. Dachte nicht daran, daß seine Frau sich vor Sehnsucht nach Liebe verzehrte. Sein Benehmen hatte eine fast wunderbare Wirkung auf sie, und er staunte, als sie beim Tee saßen, daß das Mittel von Onkel Theodor so

rasch geholfen hatte. Und als des Abends eine Bekannte zu Besuch kam, war sie sehr verwundert, Frau Anneliese so verändert zu finden.

Während die beiden Frauen am Plaudern waren, ließ Jakob seine Gedanken mal wieder los, und sie stürzten sich natürlich sofort wieder auf das Geschäft. Daß er nur so oberflächlich sein konnte, zu lachen, trotz der Schwierigkeiten, die er mit seinen Arbeitern hatte! Das konnte ihn ein schönes Stück Geld kosten, wenn die Kerle jetzt streikten, wie er hatte munkeln hören. Schon war er im Begriffe, wieder mürrisch zu werden, als er sich noch rechtzeitig an Onkel Theodors Rat erinnerte. Er wollte doch nicht mehr in den alten Fehler zurückfallen, sondern zog die Schlußfolgerung aus seinem Vorsatz und plauderte vergnügt mit den beiden Frauen. Es war ein schöner Abend seit langer Zeit.

Am nächsten Morgen verließ er seine Anneliese in der besten Stimmung, und er behielt diese Stimmung auf dem ganzen Wege zum Geschäft. Unterwegs begegnete ihm Onkel Theodor.

„Oho, Junge!“ rief er lachend, „so habe ich dich schon lange nicht mehr gesehen. Du lachst ja?“

„Gewiß, Onkel, warum auch nicht. Ich bin ein glücklicher Mensch.“

„Und wie geht es Anneliese? Hast du die Arznei schon angewandt?“

„Sicher! Und ich muß dir sagen, daß du ein Tausendkünstler bist. Ich hatte ja schon immer eine große Hochachtung vor dir; aber gestern ist sie noch um einige Meter gewachsen. Was kein Doktor fertigbrachte, dir ist es gelungen. Anfangs war mein Lachen ja nur gezwungen, ich muß es leider zugeben. Als ich aber sah,

wie Anneliese auftaute und sie so froh wurde, da kam es mir ganz von selbst. Aber ob die Freude auch anhalten wird?"

Ein gequälter Zug kroch über sein Gesicht, als er an seine unzufriedenen Arbeiter dachte.

„Es muß so bleiben, Jakob," sagte Onkel Theodor entschieden, als ob es keinen Widerspruch gegen sein Wort gäbe. „Du darfst deiner Frau nicht mehr das bisherige griesgrämige Gesicht heimbringen. Mit all deinen Grübeleien machst du nichts besser, sondern nur noch schlimmer."

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, Onkel. Ich kann noch nicht einsehen, wie ich immer froh sein soll bei einem solchen Bündel voll Sorgen, das jeden Tag schwerer wird. Es will schon etwas heißen, unter diesen Umständen den Kopf hochzuhalten."

„Na, na, hör mal Junge," lachte Onkel Theodor, „Sorgen hast du dir bisher genug gemacht. Hat es was genutzt? Haben sie dich aus der Klemme herausgezogen? Ich fürchte fast, daß du schon etwas verliebt bist in deine Schwarzseherei. Es kommt alles, wie es kommen soll. Vertrau auf Gott, das übrige wird sich schon von selber finden."

Als Jakob des Abends nach Hause ging, war er so verstimmt wie schon seit langem nicht mehr. Zwei unangenehme Verluste hatte er heute zu verzeichnen. Wie hätte er da noch froh sein können? Er ließ den Kopf hängen. Aber in dem Augenblick, da er die Tür öffnete, erinnerte er sich seines Vorsatzes. Er begrüßte seine Frau mit einem Kuß und scherzte, wie wenn er nichts Bitteres erlebt hätte.

Eine Woche lang hielt Jakob treu zu seinem Vorsatz.

und machte die prächtige Entdeckung, daß er nun schon lachen konnte, ohne sich dazu zwingen zu müssen. Und seine Anneliese machte großartige Fortschritte. Sie stand bald wieder in strahlender Gesundheit vor ihm und dachte nicht mehr daran, den Doktor zu rufen. Jakobs Lächeln hatte sie gesund gemacht. Sie waren beide so glücklich miteinander wie zur Zeit der Flitterwochen. Und als er sein Lächeln auch mit ins Geschäft nahm und nicht mehr so mürrisch und verdrießlich dreinsah, war alles mit einem Schlage anders. Die Arbeiter wurden williger und entgegenkommender, als sie sich menschlich und freundlich behandelt sahen, und die Käufer liefen nicht aus Angst vor seinem Gesicht wieder weg.

Es dauerte nicht lange, so wehte ein ganz anderer Geist daheim und im Geschäft. Überall ging es gut. Und als sie mit Onkel Theodor den Jahrestag ihrer Hochzeit feierten, meinte der Onkel scherzend:

„Ich bin doch ein vorzüglicher Doktor, nicht wahr?"

Anneliese schaute ihn erstaunt an. Sie hatte keine Ahnung, worauf er anspielte. Da legte Jakob zärtlich seinen Arm um sie und sagte:

„Anneliese, Onkel ist ein vorzüglicher Doktor. Vor einem Jahre, als es bei uns drunter und drüber ging, und du mit jedem Tage gesundheitlich bergab gingst, da hat er mir geraten, immer ein freundliches Lächeln mit heimzubringen und meine Sorgen alle auf den Herrgott zu werfen. Das habe ich getan. Du weißt, mit welchem Erfolge."

Anneliese lächelte glücklich und flüsterte ihm zu:

„Du bist ein großer Stropp, Jakob. Aber es sei dir alles verziehen um der guten Wirkungen willen."

Wässerlein, du ruheloser Plauderer

Ich sitze in einem Buchenwald auf einem graubemoosten Felsen und schaue grübelnd hinab zu dem Bächlein, das zu meinen Füßen sich durch Geröll und Felsgestein seinen Weg bahnt. Buntfarbige Blumen schauen verträumt in seinen Spiegel oder lächeln froh über das muntere Spiel seiner Wellen. So wie Menschen lächeln, wenn sie sorglose Kinder beim Spielen sehen. Üppiges Wachstum breitet sich in seiner Nähe aus, und ich denke an das Psalmwort von den Bäumen, die an Wasserbäche gepflanzt sind. Und an die Menschen, die der Herr an den befruchtenden Strom seiner Gnade stellt.

Meine Augen folgen dem Bächlein, das in waghalsigen Sprüngen sich über die Felsen hinweg in die Tiefe stürzt, dann wie in kluger Berechnung sich seinen Weg um einen Stein sucht und auf einmal friedlich daliegt gleich einem schlummernden Kinde, das sich auf dem Spielplatze müde hingelegt hat und eingeschlafen ist. Aber nicht lange dauert es, da spritzen die Tröpflein hoch durch die Luft, einen Augenblick lang funkeln sie im Sonnenstrahl, als wären es lauter Diamanten, und dann prallen sie schon wieder zischend und schäumend nieder auf die Steine, um ihr Spiel von neuem zu beginnen.

Ich sitze und schaue und grüble.

„Bächlein, was bist du ein herrlichfreies Geschöpf! Deine Tropfen laufen, wohin sie wollen, in brausender Lebensfreude stürmen sie durch die Welt. Wer doch mit dir wandern, mit dir spielen dürfte!"

Es war mir, als schaute mich das Bächlein aus hellen Augen verwundert an, als schüttelte es ob meiner Torheit sein schaumiges Lockenköpfchen.

„Wanderer, siehst du nicht, daß auch mich die Gesetze Gottes binden? Rechte Bindung hemmt nicht die Freiheit, sondern schafft und erhält sie erst. Ich kann nicht tun, was ich will. Kein Tröpflein darf sich von seinen Brüdern trennen, um eigene Wege zu gehen. Nur die Gemeinschaft macht uns stark. Wollte es allein gehen, so müßte es bald im Sumpfe enden oder im dichten Laube sich verirren. Manche von ihnen, die von schönerer Zukunft und von Heldentaten in fesselloser Freiheit träumten, sind auf diese Weise zugrunde gegangen. Allein ist jeder von uns nur ein Stäublein im Weltall, das verlorengeht; aber in geschlossener Gemeinschaft vermögen wir große Ziele zu erreichen."

„Bächlein, wie hast du es schön! Dein Leben ist ein einziges Spielen und Singen, du brauchst dir keine Sorgen zu machen, weißt nichts von Kampf und Not."

Mit einem raschen Ruck schnellte das Bächlein empor, und es dünkte mir, als gliche es einem kampfbereiten Helden, dem jugendlicher Wagemut aus den sternklaren Augen blitzte.

„Wanderer," sagte es mit einer Stimme, die klang hell wie frohes Schwerterklingen, „siehst du nicht, wie wir arme Tröpfe gerüttelt und geschüttelt werden? Wie man uns umherwirft, daß der Schaum fliegt? Hörst

du nicht unser Lied? Klingt das wie weiches Kosen, wie ein zartes Liebeslied? Es ist unser Kampfgeschrei, es bedeutet Sturm. Wir müssen vorwärts, dem Ziele entgegen. Müssen vorwärts über den Feind, der uns den Weg verstellt. Stark und felsenhart steht er da, seine grauen Massen scheinen unüberwindlich; aber wir kommen durch, weil wir alle treu zusammenhalten. Jeder Tropfen ist wie ein hellblitzendes Schwert, das wider die feindliche Mauer schlägt, bis sie am Ende zusammenstürzt und den Weg freigibt. Wer ein hohes Ziel verfolgt, muß Kampfesmut besitzen und darf nicht feige zurückbeben vor feindlichem Widerstand."

„Bächlein, weshalb machst du solche Umwege, um zu deinem Ziele zu gelangen? Geradeaus könnte doch dein Weg gehen."

Während ich so dachte, kam es langsam und vorsichtig hinter einem Felsen hervor, schaute sich bedächtig um, sah ein neues Hindernis und bog dann in großem Umweg ab, bis es zuletzt ganz in der Nähe die unterbrochene Fahrt wieder aufnahm.

„Kannst du nicht verstehen, o Wanderer," klang seine Stimme nun auf einmal ganz ruhig vernünftig, „weshalb ich die Umwege mache? Du wunderst dich darüber, daß ich nur eine Zeitlang gegen das Hindernis anstürme, plötzlich dann abbiege und an einer anderen Stelle durchzubrechen suche. Warum sollte ich mich verbluten im Kampfe gegen einen Feind, der unüberwindlich ist, wenn ich andere Wege finden kann, wo ich friedlich meine Bahn ziehen darf? Nur der Tor rennt blindwütend gegen den Feind; aber der kluge Held weiß sorgsam alle Möglichkeiten abzuwägen und klug auszunutzen. Und wie manches Schöne habe ich

auf diesem Ummwege gefunden! Eine hohe Königskerze stand brennend da und grüßte mich auf der Fahrt. Ein dichter Erlenbusch breitete seine blätterreichen Zweige aus, um mich vor den heißen Sonnenstrahlen zu schützen. Muntere Fischlein kamen und wollten mit mir ziehen. Neue Bächlein, die, klein und unerfahren, des Weges und des Kampfes noch unkundig waren, schlossen sich mir an, damit ich ihnen Führer sei. Und ein schlankes Reh stand da mit seinem Jungen, und beide sahen mit großen Augen herab, wie ich vorüberzog. So schön war der Ummweg, daß ich in einem fort plaudern und singen mußte."

Leise kichernd eilte es weiter, mich in Gedanken zurücklassend. Warum gehen denn die übergescheiten Menschen nicht zu dem Bächlein, es könnte ihnen so manches sagen, was sie nicht zu wissen scheinen. Wie toll stürmen sie oft auf ein Ziel los, obwohl sie besser auf Ummwegen es erreichen könnten. Aber sie wollen nicht geduldig sein, wollen nicht langsam, Schritt für Schritt vorwärtskommen, sondern mit wilder, törichter Gewalt sich durchsetzen. Und das Ende? Scherben . . . gebrochene Herzen . . .

„Bächlein, sage mir, wohin führt nun dein Weg? Nur so kurze Zeit weilst du hier, schon drängst du weiter, immer weiter. Hast du denn noch einen langen Weg vor dir?"

Eine kurze Pause machte das Bächlein im hastigen Bergabrennen, als wollte es einen Augenblick Atem schöpfen für die Weiterfahrt und mir von seinen Zukunftsplänen erzählen.

„Nicht immer kann mein Lauf so jugendlich stürmisch bleiben. Drunten in der Ebene wird mein Gang lang-

samer und ernster; Brüder und Schwestern werden von allen Seiten sich mir anschließen, immer stärker und stärker wird unsere Kraft, immer ruhiger unser Lauf, und gewaltige Lasten können wir für die Menschen tragen. Wundervolle Städte und Dörfer werden uns begleiten, und hohe Dome ihre Formen in meinen Wellen spiegeln. Und die Menschen werden mich segnen, bis wir uns alle mit brausendem Jubelgesang unserem Vater, dem Ozean, in die Arme werfen. Bei ihm sind wir daheim, dort ist das Ziel."

Und als könnte es vor Heimweh diese Stunde nicht mehr erwarten, stürmte es schon wieder weiter über Fels und Stein, brach sich Bahn durch Wurzelgeäst und Schlinggewächs. Es wird sein Ziel erreichen.

Wer so unermüdlich, zielbewußt und kampfesfroh vorwärtsdrängt, kann nicht auf dem Wege liegen=bleiben. Und Menschen die dem Bächlein gleichen, werden auf ihrem Wege von vielen gesegnet, vielen dürfen sie Führer sein und alle hinführen zum unend=lichen Ozean, zu Gott.

Zum Licht

Soeben komme ich zurück von einem Gang durch die junge Frühlingsnatur. Wie ein köstliches Wunder umfängt sie einen. Als hätten Geister in heimlichem Tun mit kleinen, flinken Fingerchen die Erde weggegraben, damit das sprossende Leben aus der Tiefe sich Bahn brechen und seinen Platz an der Sonne erringen könnte. Wo gestern noch graue Erde und faule Blätter den Boden deckten, da streben jetzt schlanke Hälmchen aus dem Dunkel empor zum Lichte. Das eintönige Graukleid der Natur scheint durchwoben von zarten, grünen Fäden, und da und dort prangt darin wie ein leuchtender Edelstein ein jugendfrisches Frühlingsblümchen.

Ich bleibe bei einem Hälmchen stehen und grüble seinem Wesen und seinem Handeln nach. So winzig klein und hauchzart schaut es aus dem Boden hervor, daß man fast fürchten möchte, der erste Rauhwind, der darüber hinwegfährt, müsse es töten. Aber es verspürt in seinem Innern eine unverwüstliche Kraft; ruhig und beharrlich bricht es sich Bahn, schiebt die Hindernisse beiseite und wächst empor, der Reife entgegen.

Mein lieber Weggefährte, viel, viel kann uns das winzige Hälmchen erzählen. Im dunklen Schoß der

Erde lag es still geborgen, wartend, bis die Zeit des Handelns und Arbeitens gekommen wäre. Und als eines Tages der erste Sonnenstrahl bis zu ihm hinabdrang, wärmend und lockend, da reckten sich seine zarten Gliederchen; denn in ihm rührte sich ein unwiderstehlicher Drang nach oben. Und allsogleich gab es sich ans Werk. „Nach oben! Zum Lichte!" So sang es wie ein tatfrohes Lied durch sein junges Leben. Aber da umgab es das Dunkel der Erde, trotzige, steifbeinige Schollen standen im Wege, sperrten ihm den Durchbruch. Gewaltig und unüberwindlich wie ein Montblanc mußten sie ihm vorkommen. Doch es kannte kein Zurück. Es suchte und fand immer eine Spalte, durch die es schlüpfen konnte, es dehnte und streckte sich, paßte sich an die Umgebung an; es mußte um jeden Preis aufwärts. Denn dort oben lockte bezaubernd lieb die Sonne, da wehte der weiche Wind, der am Tage mit ihm kosen und plaudern und abends es in Schlaf singen wird, da warteten so viele Spielgenossen, da gab es zu schaffen und zu wirken, zu wachsen und zu reifen, um irgendwie und irgendwem zu nutzen.

Nach oben zum Licht. Ist das nicht auch der mehr oder weniger leise oder starke Ruf, der in unserm Innern klingt und uns emporreißen möchte aus den Tiefen der Lauheit und Untätigkeit? Denn in uns allen schlummert der Drang, etwas Großes zu tun, über uns hinauszuwachsen, ein tätiges, wertvolles Glied der Gemeinschaft zu werden, irgend etwas zu leisten, das Nutzen und Freude schafft, zu jenen Menschen zu gehören, deren Andenken man noch segnen wird, wenn sie auch schon lange nicht mehr sind. Und ein jeder von uns kann ein Wohltäter der Menschheit werden, jeder

kann in seiner Weise den Mitmenschen etwas Glück bringen.

Kann er nicht die Hungrigen speisen und die Durstigen tränken?

Kann er nicht dem Traurigen ein liebes Wort sagen oder seine Not zu lindern suchen?

Kann er nicht die Unwissenden lehren und die Haltlosen und Gefährdeten schützen?

Kann er nicht mithelfen, die Lebenshaltung des Nächsten zu erleichtern oder zu verschönern?

Jeder tue das, was er kann an dem Platze, wo ihn Gott hingestellt hat. Das möchtest du auch ganz gerne, und manchmal ist dir das Herz so übervoll von Tatwillen, daß sich deine Fäuste ballen und dein ganzes Wesen sich emporstrafft, weil es dich drängt, Großes und Schönes zu schaffen.

Aber ach, du siehst noch zuviel auf die Schwierigkeiten. Jedes Dunkel von Unsicherheit schreckt dich, jede Scholle eines Hindernisses bedrückt dich, jedes Steinchen am Wege wird dir zu einem unübersteiglichen Berg. Und dann entballen sich deine Fäuste wieder, dein Körper klappt müde zusammen, und dein Mund seufzt: „Ich kann nicht.“ Wer sagt, ich kann nicht, der kommt niemals in die Höhe. Jeder kann Großes tun. Aber man muß suchen und streben wie das Hälmchen, das sich durch Schollenberge aus dem Dunkel emporarbeitet. Man hat schon oft gesagt, die Feigheit sei das größte Unglück unserer Zeit. Es mag so sein. Unser Geschlecht ist ein willensschwaches Geschlecht. Und willensschwache Menschen sind noch niemals Helden gewesen.

In jedem von uns liegt der Drang nach oben, zum Lichte, der Sonne entgegen. In der Ikarussage, die

uns berichtet von einem waghalsigen Manne, der sich Flügel machte, um der Sonne entgegenzufliegen, liegt als tiefster Kern das Verlangen des Menschenherzens nach der Höhe. Über den Alltag hinaus, nach innerer Vollendung, nach Gottähnlichkeit. Man darf die Vollendung nicht in äußeren Erfolgen suchen, sondern an erster Stelle in innerer Vollkommenheit, in der Abgeklärtheit und Harmonie des Wesens.

Du fühlst, daß du noch fern dem Ziele stehst. Du bist noch zu stürmisch und unüberlegt, wo du ruhig überlegend vorangehen solltest; du bist müde und traurig, wo du wagemutig auf das Ziel lossteuern müßtest; du bist eitel und selbstsüchtig, wo du bescheiden und uneigennützig arbeiten solltest; du bist launig und verdrießlich, wo du unverzagt und gleichmütig deine Kraft einsetzen könntest. Von der klaren, tiefen Harmonie, die das ganze Wesen wie mit einem lichten Sonnenstrahl verklärt, bist du noch weit entfernt. Überall noch schreiende Mißklänge, noch müdes Dahinschleppen, selbstsüchtiges Sichsuchen. Noch liegt die Reife des Charakters in weiter Ferne. Aber das macht nichts. Betrachte das Hälmchen, wie es langsam wächst, es wird der Tag kommen, da es dem dankbaren Menschen seine Früchte freudig in die Hände legt.



